



Zur Rolle des Designs in kulturspezifischen Alters- und Pflegeeinrichtungen

Inauguraldissertation
an der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern
zur Erlangung der Doktorwürde
vorgelegt von
Minou Afzali Ardekani Krauthammer

eingereicht bei
Prof. Dr. Heinzpeter Znoj
Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern
Prof. Dr. Arne Scheuermann
Forschungsschwerpunkt Kommunikationsdesign
der Hochschule der Künste Bern HKB
Juni 2018

Originaldokument gespeichert auf dem Webserver der Universitätsbibliothek Bern



Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Namensnennung -Keine kommerzielle Nutzung -
Keine Bearbeitung 2.5 Schweiz Lizenzvertrag lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehen Sie bitte zu
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.5/ch/> oder schicken Sie einen Brief an
Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California 94105, USA.

Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Dokument steht unter einer Lizenz der Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 2.5 Schweiz.
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.5/ch/>

Sie dürfen:



dieses Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen

Zu den folgenden Bedingungen:



Namensnennung. Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen (wodurch aber nicht der Eindruck entstehen darf, Sie oder die Nutzung des Werkes durch Sie würden entlohnt).



Keine kommerzielle Nutzung. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.



Keine Bearbeitung. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden.

Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen.

Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten.

Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte nach Schweizer Recht unberührt.

Eine ausführliche Fassung des Lizenzvertrags befindet sich unter
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.5/ch/legalcode.de>

Zur Rolle des Designs in kulturspezifischen Alters- und Pflegeeinrichtungen

Inauguraldissertation

an der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern

zur Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Minou Afzali Ardekani Krauthammer

eingereicht bei

Prof. Dr. Heinzpeter Znoj

Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern

Prof. Dr. Arne Scheuermann

Forschungsschwerpunkt Kommunikationsdesign

der Hochschule der Künste Bern HKB

im Rahmen der Graduate School of the Arts (GSA)

Juni 2018

Diese Dissertation wurde vom Schweizerischen Nationalfonds SNF im Rahmen der Studie *CommuniCare: Kommunikationsdesign in kultursensiblen Alters- und Pflegeeinrichtungen* (2013-2016; SNF 100016_146391) gefördert.

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich ganz besonders den Bewohnerinnen und Bewohnern der teilnehmenden Alterseinrichtungen danken, die mir Zugang zu ihren privaten Zimmern und Einblicke in ihre persönlichen Lebensgeschichten gewährten. Diese Begegnungen berührten mich immer wieder aufs Neue und sensibilisierten meinen Blick auf die Welt der Dinge. Ebenso danke ich den Pflegemitarbeitenden, an deren Arbeitsalltag ich teilnehmen durfte und die geduldig meine Fragen beantworteten. Mein Dank gilt ausserdem den Leitungspersonen der besichtigten Alterseinrichtungen, die mir Zugang zu den teilnehmenden Wohngruppen ermöglichten.

Eine Vielzahl an Personen hat darüber hinaus durch ihre fachlichen und persönlichen Beiträge die Entstehung dieser Dissertation unterstützt:

Insbesondere danke ich meinen beiden Betreuern für das Vertrauen, das sie mir bei der Konzeption und Ausarbeitung der Dissertation entgegengebracht haben. Mein Doktorvater Prof. Dr. Heinzpeter Znoj vom Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern hat mich wissenschaftlich und methodisch unterstützt. Seine Offenheit gegenüber dem Thema Design und die stets motivierenden Rückmeldungen habe ich immer geschätzt. Mein Zweitbetreuer Prof. Dr. Arne Scheuermann, Leiter des Forschungsschwerpunkts Kommunikationsdesign der Hochschule der Künste Bern HKB, hat wesentlich dazu beigetragen, dass ich diese Dissertation geschrieben habe – er hat mich in meinem Vorhaben stets gefördert.

Diese Dissertation entstand im Rahmen der Graduate School of the Arts (GSA), einer Kooperation der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern und der Hochschule der Künste Bern HKB. Den folgenden Personen, welche die GSA gegründet haben oder durch ihren Einsatz prägen, möchte ich ebenfalls danken: Prof. Dr. Roman Brotbeck, Prof. Dr. Anselm Gerhard, Prof. Dr. Thomas Gartmann, Prof. Dr. Beate Hochholdinger-Reiterer, Prof. Dr. Michaela Schäuble, Nina Grunder, Ramona Piconi und Marina Radičević-Lucchetta.

Gemeinsam mit meinen GSA-Kolleginnen Annina Schneller, Fabienne Kilchör und Julia Mia Stirnemann promovierte ich als Designforscherin in einer anderen Disziplin. Der fachliche Austausch untereinander war äusserst wertvoll, wie auch die dabei entstandenen Freundschaften.

Grazia Deusdad und Vera Pagnoni danke ich für die Transkription der italienischen Interviews und ihre hilfreichen Rückmeldungen.

Ein weiterer Dank geht an Nicolas und Karin Schatzmann für das präzise Korrekturlesen meiner Dissertation sowie an Fabienne Kilchör für ihre Hinweise zum Layout.

Besonderer Dank gebührt meiner Familie, ohne deren Unterstützung diese Dissertation nicht möglich gewesen wäre. Meinem Mann Pascal Krauthammer danke ich für seine Motivation und seinen Glauben an diese Arbeit sowie für das präzise Lektorat. Meinen beiden Kindern Nuri und Sam bin ich für ihre unendliche Geduld dankbar und dafür, dass sie über all die Jahre Interesse an meinen Forschungsthemen gezeigt und mich dadurch motiviert haben.

Meinen Tanten Romy Weber und Ruth Pfalzberger danke ich dafür, dass sie mich vor vielen Jahren gestalterisch sensibilisiert und somit wesentlich zu meiner beruflichen Laufbahn beigetragen haben.

Schliesslich möchte ich meinen Eltern Sissy und Hossein Afzali Ardekani dafür danken, dass sie mich in allen Bereichen stets begleitet und gefördert haben.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	7
2	Theoretischer Hintergrund	11
2.1	Arbeitsmigration und die Schweiz	11
2.2	Die alternde Migrationsbevölkerung in der Schweiz	16
2.3	Kulturspezifische, inter- oder transkulturelle Betreuungskonzepte?	21
2.4	Design im Kontext kultursensibler Betreuung	28
3	Methodisches Vorgehen	45
4	Zur Bedeutung des Wohnumfelds	53
4.1	Die Gestaltung des räumlichen Umfelds	54
5	Die gemeinschaftlich genutzten Bereiche	57
5.1	Die „mediterrane“ Wohngruppe	60
5.2	Die Vergleichswohngruppe	82
5.3	Visuelle Analyse: Die Artefakte in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen	90
5.4	Askese versus horror vacui	92
5.5	Die Sonderstellung der „mediterranen“ Wohngruppe	96
5.6	Repräsentanten der „mediterranen“ Kultur	97
5.7	Die Inszenierung des Zuhauses	102
5.8	Territorialität	105
5.9	Zwischenfazit	113
6	Der private Raum	115
6.1	Die Inneneinrichtung des privaten Raumes	117
6.2	Aneignung des privaten Raumes	121
6.3	Mangel an Privatheit	127
6.4	Zurückgelassene Dinge	130
6.5	Die Gestaltung der Inneneinrichtung	134
6.6	Visuelle Analyse: Die Kommode	140
6.7	Die Bedeutung der persönlichen Dinge	142
6.8	Zwischenfazit	172
7	Service Design	173
7.1	Der ganzheitliche Ansatz in der Altenpflege	173
7.2	Kommunikation in der Erstsprache	177
7.3	Ernährung	185
7.4	Religion, Spiritualität und persönlicher Glaube	203
7.5	Feste und Feiern	211
7.6	Soziale Netzwerke	214
7.7	Unterhaltungs-, Beschäftigungs- und Aktivierungsangebote	220
7.8	Zwischenfazit	237

8 Zusammenführung	239
8.1 <i>Staging, narrating and doing culture</i>	239
8.2 Diskussion	241
8.3 Implikationen für das Design	242
8.3.1 Die gemeinschaftlich genutzten Bereiche	242
8.3.2 Das private Zimmer	244
8.3.3 Service Design	247
8.4 Ausblick	251
 Literaturverzeichnis	 254
 Internetquellen	 263
 Abbildungsverzeichnis	 264

1 Einleitung

Der Diskurs über die Betreuung älterer Migrantinnen und Migranten¹ dreht sich heute vor allem um deren Pflege. Experten weisen seit längerem darauf hin, dass der Schlüssel zu einer bedürfnisgerechten Betreuung in der „kultursensiblen Altenpflege“ liege (KDA 2002a). Die Frage, ob das Design in diesem Kontext ebenfalls einen positiven Beitrag leisten kann, wurde in der Forschungsliteratur kaum gestellt und Empfehlungen zur Gestaltung kultursensibler Alterseinrichtungen werden in der Forschungsliteratur bislang nur vage formuliert.

Als Designerin mit einer persönlichen Migrationserfahrung, die seit mehreren Jahren Forschung im Gesundheitswesen betreibt, ist dieser Aspekt im Speziellen und die Berührungspunkte von Design und Migration im Allgemeinen jedoch von besonderem Interesse. In meiner beruflichen Praxis als Produktdesignerin und Designforscherin habe ich mich in der Vergangenheit an unterschiedlichen Stellen damit beschäftigt, welche Rolle der kulturelle Hintergrund von Menschen bei der Nutzung und Rezeption von Design spielt. Dabei entstanden unter anderem neuartige Möbelentwürfe, die Gestaltungskonzepte orientalischer Sitzgelegenheiten aufgriffen, sowie Erkenntnisse darüber, wie visuelle Kommunikationsmittel von Personen mit Migrationshintergrund aufgenommen und bewertet werden. Mein Wissen in den Bereichen Design, Gesundheit und Migration wollte ich im Rahmen der vorliegenden Dissertation zusammenführen und vertiefen. Die „mediterranen“ Alterseinrichtungen in der Deutschschweiz boten ein ideales Untersuchungsfeld für mein Forschungsinteresse und ermöglichten mir einen vertieften Einblick in Gesundheitseinrichtungen, die sich gezielt an ältere Migrantinnen und Migranten richten. In den meisten Fällen handelt es sich bei diesen Einrichtungen um eine Abteilung mit einem ethnisch-kulturellen Schwerpunkt innerhalb einer Regelinstitution der stationären Altenpflege.

Die „mediterranen“ Abteilungen existieren seit Ende der 2000er Jahre und wenden sich mit ihrem Betreuungsangebot in erster Linie an ehemalige Arbeitsmigrantinnen und -migranten aus Italien und Spanien. Die Anzahl dieser kulturspezifischen Abteilungen hat in den letzten Jahren zugenommen, obwohl sie nicht unumstritten sind. Kritiker werfen diesem Betreuungsmodell vor, dass es mit seinem Fokus auf den ethnisch-kulturellen Hintergrund der betreuten Personen diese als „Fremde“ exotisiere und segregiere.² Dabei laufe es Gefahr, die individuellen und biographisch geprägten Erfahrungen der älteren Menschen ausser Acht zu lassen. Trotz alledem entscheidet sich ein Teil der pflegebedürftigen Migrantinnen und Migranten für einen Aufenthalt in einer „mediterranen“ Abteilung oder es sind ihre Angehörigen, die diese Entscheidung fällen. Dafür ausschlaggebend ist vielfach das Gefühl, diese kulturspezifischen Abteilungen würden den pflegebedürftigen Menschen ein „vertrauterer“ Betreuungsumfeld bieten, als dies in einer regulären Abteilung der Fall wäre. Das zentrale Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit bestand deshalb darin, durch die Untersuchung des gestalterischen und kommunikativen Umfelds von „mediterranen“ Alterseinrichtungen jene Faktoren zu identifizieren, die von den Bewohnenden positiv bewertet werden oder eine positive Wirkung auf deren Befinden haben. Die folgenden Fragen bildeten den Ausgangspunkt der Untersuchung: Wie ist das kommunikative Umfeld von „mediterranen“ Abteilungen gestaltet und wie wird

1 In der vorliegenden Dissertation werden die männliche und weibliche Form meist ausgeschrieben. Aus Gründen der Lesbarkeit wird in einigen Fällen nur die männliche Form verwendet, die Angaben beziehen sich jedoch stets auf Angehörige beider Geschlechter.

2 Übersicht zu diesem Thema in: Hungerbühler und Bisegger (2012).

dieses von den Bewohnenden genutzt und bewertet? Wie gestalten die Bewohnenden von „mediterranen“ Abteilungen ihr kommunikatives Umfeld und inwiefern trägt dieses dazu bei, dass sie sich am betreuten Wohnort gut aufgehoben fühlen?

Angesichts der Tatsache, dass die Gesellschaft in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten immer heterogener geworden ist, sollen die Erkenntnisse der Arbeit einen konkreten Nutzen haben. Während heute in der Langzeitpflege mit den „mediterranen“ Abteilungen vor allem auf die Bedürfnisse von italienisch- und spanischstämmigen Migrantinnen und Migranten eingegangen wird, werden künftig auch andere Migrantengruppen gepflegt werden müssen. Da aus finanziellen und politischen Gründen kaum für jede dieser Bevölkerungsgruppen eine eigene Abteilung errichtet werden kann, braucht es auch in den Regelinstitutionen eine verstärkte Sensibilität gegenüber den Bedürfnissen älterer Migrantinnen und Migranten (Hungerbühler und Bisegger 2012; Domenig 2007). Die Erfahrungen, die in den „mediterranen“ Abteilungen gewonnen werden, können dabei wichtige Anknüpfungspunkte für eine kultursensible Betreuung in den Regelinstitutionen der Langzeitpflege bieten.

Die Arbeit soll erstmals einen Einblick in entsprechende Alterseinrichtungen ermöglichen und aufzeigen, wie deren Gestaltungspraxis ausfällt. Diesen Einblick gewährten das Alters- und Pflegeheim Buchmatt,³ die Pflegewohnung Isola sowie zwei weitere Altersheime mit „mediterranem“ Betreuungsangebot, die ich im Rahmen dieser Studie besichtigen durfte. In diesen Alterseinrichtungen richtete ich meinen Fokus auf das Design des kommunikativen Umfelds. Zu diesem gehören das Design des räumlichen Umfelds sowie das Design der soziokulturellen Angebote und weiterer Massnahmen, die den Bewohnenden ein vertrautes Betreuungsumfeld bieten sollen. Im Rahmen der Arbeit kam somit ein erweiterter Designbegriff zum Einsatz, der Design nicht nur als Gestaltung der dinglichen Umwelt auffasst, sondern davon ausgeht, dass auch Prozesse und „zwischenmenschliche Systeme“ (Burkhardt 2010: 212) gestaltet werden können. Letztere fallen in den Bereich Service Design, eine Teildisziplin des Designs, die sich mit dem Design von Dienstleistungen beschäftigt. Die Arbeit gibt somit Aufschluss darüber, wie die Bewohnenden von „mediterranen“ Abteilungen ihr räumliches Umfeld sowie weitere Massnahmen, die zu einem vertrauten Betreuungsumfeld beitragen sollen, nutzen und bewerten. Darüber hinaus zeigt sie, dass Design in den „mediterranen“ Abteilungen Teil einer sozialen Praxis ist, die zur Konstruktion von Kultur beiträgt (*doing culture*).

Die vorliegende Dissertation entstand im Rahmen der Graduate School of the Arts (GSA), ein Graduiertenprogramm der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern und der Hochschule der Künste Bern HKB. Dank meiner Anbindung an das Institut für Sozialanthropologie war es möglich, ein qualitatives Vorgehen zu verfolgen, das ethnografische Methoden mit solchen aus dem Bereich der Designforschung kombinierte. Diese Methodenkombination diente dazu, in den teilnehmenden Alterseinrichtungen sowohl formal-gestalterische Aspekte des kommunikativen Umfelds als auch die Wirkung und Rezeption der gestalteten Massnahmen zu untersuchen. Die Studie ist somit auch ein Beispiel dafür, wie ethnografische Methoden im Bereich der Designforschung genutzt werden können, um das komplexe Verhältnis von Menschen und ihrer gestalteten Umwelt zu untersuchen. Darüber hinaus leistet sie einen Beitrag im Bereich der Material Culture Studies, indem sie „die eigenlogische Aktivität des Designs“ (Moebius und Prinz 2012: 13) in kulturspezifischen Alterseinrichtungen untersucht.

3 Die Namen der teilnehmenden Alterseinrichtungen wurden aus Gründen der Anonymität geändert.

Aufbau der Arbeit

Die Forschungsarbeit befindet sich an der Schnittstelle zwischen Migration, Gesundheit und Design. Aus diesem Grund umfasst der theoretische Hintergrund der Arbeit, der in Kapitel 2 erläutert wird, insgesamt drei Themenbereiche: Um die Entstehung der „mediterranen“ Alters-einrichtungen in der Deutschschweiz nachvollziehen und sie historisch einordnen zu können, behandelt der erste Themenbereich die Schweizer Migrationspolitik in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Der zweite Themenbereich beschreibt die Lebenssituation älterer Migran-tinnen und Migranten und greift den Diskurs über die verschiedenen Betreuungskonzepte für diese Bevölkerungsgruppe auf. Schliesslich befasst sich der dritte Themenbereich mit dem theoretischen Diskurs zum Thema Design und Kultur.

In Kapitel 3 wird das methodische Vorgehen beschrieben, das im Rahmen der Unter-suchung gewählt wurde. Es gibt Aufschluss über die teilnehmenden Alterseinrichtungen und Personen und geht auf die ethischen Fragen ein, die sich stellen, wenn man als Designerin Forschung in einer Alterseinrichtung betreibt.

Als Einleitung zum empirischen Teil der Arbeit wird in Kapitel 4 dargelegt, welchen Herausfor-derungen sich ältere Menschen stellen müssen, wenn sie von ihrem vertrauten Wohnumfeld in eine Einrichtung der stationären Langzeitpflege umziehen. In diesem Zusammenhang wird die Bedeutung des Wohnumfelds und dessen Beitrag zur Wohnzufriedenheit von pflegebedürfti-gen Personen erläutert.

Der empirische Teil der Arbeit wird in den Kapiteln 5 bis 7 behandelt. Jedes Kapitel ist einem der drei Bereiche gewidmet, die als wichtige Bestandteile des kommunikativen Umfelds von kulturspezifischen Alterseinrichtungen identifiziert werden konnten.

Der erste Bereich, die gemeinschaftlich genutzten Räume, wird in Kapitel 5 behandelt. Am Beispiel der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt sowie weiterer Alterseinrichtungen mit „mediterranem“ Betreuungsangebot wird dargelegt, wie Kultur über die Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche repräsentiert wird. Durch einen Vergleich der Inneneinrichtung der „mediterranen“ Wohngruppe mit derjenigen einer Regelwohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt wird ausserdem untersucht, in-wiewfern die Sonderstellung der kulturspezifischen Wohngruppe dazu führen kann, dass dem Design der gemeinschaftlich genutzten Räume vonseiten der Gestaltungsverantwortlichen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Am konkreten Beispiel dieser Alterseinrichtung wird deutlich, dass sich Pflegemitarbeitende, die selbst aus den Herkunftsländern der betreu-ten Personen stammen, durch das aktive Mitwirken bei der Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche zu ihrer Zufriedenheit am Arbeitsplatz beitragen können.

Der zweite Bereich, die privaten Zimmer der Bewohnenden, wird in Kapitel 6 behan-delt. Im Unterschied zu den gemeinschaftlich genutzten Bereichen wird die Inneneinrichtung der privaten Bereiche durch die betreuten Personen oder deren Angehörige vorgenommen. In ihren eigenen vier Wänden umgeben sich die älteren Menschen oftmals mit liebevollgewonnenen und vertrauten Artefakten. Die persönlichen Möbel, Bilder und Objekte in den privaten Zim-mern sind Zeugnisse der individuellen Lebensläufe ihrer Besitzerinnen und Besitzer. Mit ihren persönlichen Dingen eignen sich die pflegebedürftigen Menschen den ihnen zugesprochenen Raum an und gestalten diesen begrenzten Bereich nach ihren Vorstellungen. Folgende Fragen sind hierbei von besonderem Interesse: Welche Bedeutung haben die privaten Zimmer für die Bewohnenden und welche Rolle spielen dabei ihre persönlichen Gegenstände? Inwiefern unterscheidet sich die Gestaltung dieser Artefakte von denjenigen, die vonseiten der Alters-einrichtungen zur Verfügung gestellt werden? Anhand dieser Fragen wird aufgezeigt, welche

persönlichen Dinge Einzug in die privaten Bereiche erhalten und welche Bedeutung diese für ihre Besitzerinnen und Besitzer haben.

Der dritte Bereich, das Service Design der „mediterranen“ Alterseinrichtungen, wird in Kapitel 7 behandelt. Er umschliesst das soziokulturelle Angebot sowie weitere Massnahmen, die den Bewohnenden ein möglichst vertrautes Betreuungsumfeld bieten sollen. Die Studie legt dar, dass auch sie Teil einer sozialen Praxis sind, die zur Konstruktion von Kultur beitragen. Sie sind vor allem dann wirksam beziehungsweise werden von den Bewohnenden genutzt und geschätzt, wenn sich ihr Fokus nicht nur auf den ethnisch-kulturellen Hintergrund der betreuten Personen richtet, sondern wenn sie auch individuelle Aspekte berücksichtigen. Denn die Bewohnerschaft der „mediterranen“ Alterseinrichtungen ist keineswegs eine homogene Gruppe. Die älteren Migrantinnen und Migranten werden zwar aufgrund ihrer ethnisch-kulturellen Zugehörigkeit gruppiert, sie unterscheiden sich jedoch hinsichtlich ihrer Herkunft, ihres Geschlechts, ihres Gesundheitszustands, ihrer individuellen Religionspraxis oder ihrer persönlichen Biographie. Diese unterschiedlichen Dimensionen haben einen Einfluss auf die individuellen Bedürfnisse der Bewohnenden hinsichtlich ihres Betreuungsumfelds. Die Ergebnisse in diesem Kapitel machen deutlich, dass ein kultursensibles Service Design flexible Strukturen sowie personelle Ressourcen erfordert, die im institutionellen Kontext jedoch oftmals nicht vorhanden sind.

Schliesslich werden die gewonnenen Erkenntnisse der Arbeit in Kapitel 8 zusammengeführt, um in einem letzten Schritt Implikationen für die Designpraxis abzuleiten und Anknüpfungspunkte für weitere Forschungsarbeiten im Themenfeld Design, Gesundheit und Migration aufzuzeigen.

2 Theoretischer Hintergrund

Die Bewohnerinnen und Bewohner der „mediterranen“ Abteilungen gehören zur Gruppe der ehemaligen Arbeitsmigrantinnen und -migranten, die ab den 1950er Jahren in die Schweiz eingewandert sind. Die damalige Migrationspolitik des Landes beeinflusste das Leben dieser Menschen nachhaltig. Mit ihrer Arbeit auf Baustellen, in Fabriken oder in der Gastronomie sollten die jungen Migrantinnen und Migranten zwar tatkräftig zum Schweizer Wirtschaftserfolg beitragen, ihre gesellschaftliche Integration war jedoch zu Beginn nicht vorgesehen. Lange ging man davon aus, dass sie nach getaner Arbeit in ihre Herkunftsländer zurückkehren würden. Doch war dies nicht bei allen der Fall. Viele blieben in der Schweiz, gründeten Familien und verbringen hier nun ihren Lebensabend, wobei sie zunehmend auf Pflege angewiesen sind. Die „mediterranen“ Abteilungen sind eine Massnahme, dieser Bevölkerungsgruppe eine Pflege zu ermöglichen, die ihren Bedürfnissen gerecht wird.

Um die Entstehungsgeschichte der kulturspezifischen Alterseinrichtungen nachvollziehen zu können, wird im Folgenden die schweizerische Migrationspolitik während des 20. Jahrhunderts erläutert. Darüber hinaus wird der Diskurs zur Betreuung älterer Menschen mit Migrationshintergrund beleuchtet. Schliesslich wird darauf eingegangen, welche Rolle Design bei der Betreuung älterer Menschen mit Migrationshintergrund spielt und weshalb die „mediterranen“ Abteilungen aus einer Designperspektive von Interesse sind.

2.1 Arbeitsmigration und die Schweiz

Verfolgung, Armut und die Aussicht auf ein Leben in einem „Hort der Freiheit“ (D'Amato 2008: 177) veranlassen Migrantinnen und Migranten schon seit Jahrhunderten dazu, sich auf dem Gebiet der heutigen Schweiz niederzulassen. Dennoch gilt die Eidgenossenschaft erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts als ein sogenanntes Einwanderungsland. Mitte des 19. Jahrhunderts betrug der Anteil Ausländerinnen und Ausländer an der Schweizer Gesamtbevölkerung nur 3 % (Schlaepfer 1969: 82). Unter den Einwanderern, die vorwiegend aus den Nachbarländern der Schweiz stammten, befanden sich vor allem deutsche Wissenschaftler, Handwerker und Selbständige sowie Einwanderer aus Italien. Letztere waren in der Industrie, in der Wissenschaft, im Baugewerbe oder im Infrastrukturbau tätig (D'Amato 2008: 178). Bis ins Jahr 1915 wuchs der Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung auf 15 % an (Schlaepfer 1969: 82).

Das 20. Jahrhundert war von zwei verheerenden Weltkriegen gekennzeichnet, die die Grenzen Europas undurchlässiger werden liessen. Während des Ersten Weltkrieges verschlechterte sich die Stimmung gegenüber Ausländerinnen und Ausländern. Sowohl auf politischer Ebene als auch in der Schweizer Bevölkerung verfestigte sich eine kritische Haltung gegenüber Einwanderern. Aus Angst vor einer „Überfremdung“ wurden politische Entscheide gefällt, die eine Einwanderung in die Schweiz erschwerten. Der Aufbau der Fremdenpolizei gehörte ebenso dazu wie die Annahme eines Verfassungszusatzes im Jahre 1925 durch die Schweizer Bevölkerung, der in der Folge die Einreise, den Aufenthalt, die Niederlassung sowie die Ausreise von Ausländerinnen und Ausländern auf Bundesebene gesetzlich regelte (D'Amato 2008: 178 f.). Eine weitere Massnahme, die die Einwanderung und den Aufenthalt von Zuwanderern regulierte, war das Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer (ANAG), das im Jahre 1931 verabschiedet wurde. Im Rahmen des 1934 in Kraft getretenen

Gesetzes wurde auch das sogenannte Saisonnierstatut errichtet, mit dem die temporäre Rekrutierung ausländischer Arbeitskräfte ermöglicht wurde. Ziel dieser Migrationspolitik war es, sich einerseits flexibel an den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Schweiz zu orientieren und andererseits einer „Überfremdung“ vorzubeugen (D’Amato 2008: 179). Die unterschiedlichen Massnahmen hatten zur Folge, dass die Zuwanderung zwischen den beiden Weltkriegen stark abnahm (Heiniger 2006; Wicker 2003: 25). Aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Situation verliessen viele Ausländerinnen und Ausländer die Schweiz und kehrten entweder in ihre Herkunftsländer zurück oder liessen sich in anderen Ländern nieder. In diesen Jahren wurden „die Weichen für eine Politik gestellt, mittels derer die Ausländerfrage künftig nicht durch Integration, sondern durch Abwehr gelöst werden sollte“ (Wicker 2003: 25 f.).

Die Nachkriegszeit: Die Schweiz benötigt Arbeitskräfte

Nach dem Zweiten Weltkrieg verbesserte sich die wirtschaftliche Situation in der Schweiz zusehends. Vor allem in der Industrie, im Infrastruktur- und im Bausektor wurden Arbeitskräfte benötigt. Diese sollten aus dem Ausland rekrutiert werden, weshalb die Schweizer Regierung bereits im Jahre 1945 Kontakt zu Vertretern mehrerer europäischer Länder aufnahm (Wicker 2003: 26). In diesem Zusammenhang wurde 1948 ein erstes Abkommen mit Italien getroffen, das die Immigration von italienischen „Fremdarbeiterinnen“ und „Fremdarbeitern“ regelte. Die Folge dieses Abkommens war eine massive Immigration von Arbeitskräften in die Schweiz. Deren Rekrutierung erfolgte nach dem Rotationsprinzip: Den angeworbenen Arbeitskräften wurde nur temporärer Aufenthalt im Land gewährt, und sie wurden stetig durch neue „Fremdarbeiterinnen“ und „Fremdarbeiter“ ersetzt. Dadurch sollte eine längerfristige Niederlassung von Einwanderern in der Schweiz verhindert werden. Diesem Ziel dienten verschiedene Instrumente, unter anderem die unterschiedlichen Kategorien von Niederlassungsbewilligungen, die den Aufenthalt der Einwanderer in der Schweiz regelten. So beschränkte beispielsweise eine Saisonnierbewilligung (Bewilligung A) den Aufenthalt ihres Besitzers auf eine Dauer von neun (aufeinanderfolgenden) Monaten und ein Familiennachzug war damit nicht möglich. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg waren etwa die Hälfte der jährlich in die Schweiz eingewanderten Personen im Besitz einer solchen Bewilligung A, während die andere Hälfte entweder eine Bewilligung B (Jahresaufenthaltsbewilligung) oder eine Bewilligung C (Niederlassungsbewilligung) besass (Mahnig und Piguet 2003: 68). Die restriktive Migrationspolitik der Schweiz nach 1945 spiegelte sich in der Erschwerung des Familiennachzugs und in der Anhebung der Aufenthaltsdauer, die Einwanderer für eine Niederlassungsbewilligung benötigten, von bisher fünf auf zehn Jahre (ebd.; D’Amato 2008: 179).

Der wirtschaftliche Aufschwung in der Schweiz und der damit verbundene Bedarf an Arbeitskräften hatten zur Folge, dass in den 1960er Jahren dem Rotationsprinzip sowohl von politischer als auch von wirtschaftlicher Seite immer weniger Beachtung geschenkt wurde und die Einwandererzahlen stiegen (D’Amato 2008: 180). Hielten sich im Jahre 1950 jährlich durchschnittlich 271’000 ausländische Personen in der Schweiz auf (6 % der Gesamtbevölkerung), so stieg deren Zahl im Jahre 1960 auf 476’000 (9 % der Gesamtbevölkerung) und im Jahre 1970 auf rund 1’080’000 (17 % der Gesamtbevölkerung; Vuilleumier 2016; Mahnig und Piguet 2003: 68). In den Nachkriegsjahren stammte der grösste Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung – rund 49 % – aus Italien. Die übrigen Einwanderer stammten aus den Nachbarländern Deutschland (19 %), Frankreich (10 %) und Österreich (8 %; Vuilleumier 2016). Infolge eines sogenannten Rekrutierungsabkommens, das die Schweiz 1961 mit Spanien abschloss, wanderten vermehrt auch spanische Arbeitsmigrantinnen und -migranten in

die Schweiz ein (Richter 2013: 249). Auch Staatsangehörige anderer Länder immigrierten in den 1960er Jahren in die Schweiz und so wurde die ausländische Wohnbevölkerung zunehmend heterogen. Im Jahre 1970 stammte die grösste Gruppe von Einwanderern zwar nach wie vor aus Italien (54 %), aber nebst den oben genannten Herkunftsländern lebten nun auch solche aus Spanien (11 %), aus Jugoslawien, der Türkei und Portugal (insgesamt rund 4 %) in der Schweiz (Vuilleumier 2016; D'Amato 2008: 180).

Bilaterale Abkommen und Überfremdungsinitiativen

Der wirtschaftliche Aufschwung ab den 1950er Jahren bedingte einen steigenden Bedarf an ausländischen Arbeitskräften, was von der Öffentlichkeit jedoch zunehmend mit Skepsis verfolgt wurde. Fremdenfeindliche Tendenzen innerhalb der Schweizer Bevölkerung nahmen zu und auch aussenpolitische Spannungen erhöhten den Druck auf die Schweizer Migrationspolitik. Allen voran wollte die italienische Regierung die Aufenthaltsbedingungen ihrer rund 400'000 Staatsbürgerinnen und -bürger in der Schweiz verbessern. Aus diesem Grund sollte das bilaterale Abkommen aus dem Jahr 1948 angepasst werden und unter anderem eine Lockerung des Familiennachzugs, des Aufenthaltsrechts und eine Verbesserung der Kranken- sowie der Arbeitslosenversicherung für Einwanderer erwirken. So wurden die Verhandlungen zwischen Italien und der Schweiz 1961 wieder aufgenommen (Mahnig und Piguet 2003: 72). Nachdem die Schweizer Regierung die Forderungen des südlichen Nachbarlandes zunächst noch abgelehnt hatte, unterzeichnete sie 1964 – nach langen Verhandlungen – ein entsprechendes Abkommen mit dem italienischen Staat. Dieses Abkommen führte dazu, dass die Schweiz ihre Ausländerpolitik in mehreren Punkten anpassen musste und sich die Bedingungen für den Aufenthalt ausländischer Arbeitskräfte in der Schweiz verbesserten. Unter anderem erhielten Saisoniers ein Anrecht auf eine Jahresaufenthaltsbewilligung – vorausgesetzt sie hielten sich arbeitsbedingt innerhalb fünf aufeinanderfolgender Jahre während mindestens 45 Monaten in der Schweiz auf. Zudem wurde die Wartefrist für den Familiennachzug von bisher 36 Monaten auf nunmehr 18 Monate halbiert (ebd.: 73). Die schweizerische Migrationspolitik wurde so Schritt für Schritt vom bisherigen Rotationsprinzip in ein Modell überführt, das die Integration ausländischer Arbeitskräfte unterstützte (D'Amato 2008: 180).

In grossen Teilen der schweizerischen Bevölkerung schürten diese Entwicklungen jedoch die Angst vor einer „Überfremdung“. Auf politischer Ebene zeigten sich fremdenfeindliche Strömungen in Form mehrerer Volksinitiativen, die sich der Begrenzung der Zuwanderung annahmen. Mit der ersten eidgenössischen Volksinitiative „Überfremdung“, die 1965 von der demokratischen Partei des Kantons Zürich lanciert wurde, sollte der Ausländeranteil an der gesamten Wohnbevölkerung auf maximal 10 % beschränkt werden (Mahnig und Piguet 2003: 75). Die Initiative wurde im Jahr 1968 zwar zurückgezogen, übte jedoch Druck auf die schweizerische Regierung aus, die in der Folge eine Regulierung des Ausländeranteils mit politischen Mitteln anstrebte. Diese Massnahmen griffen jedoch nicht, und die Ausländerzahlen stiegen in den folgenden Jahren weiterhin an (ebd.: 76). Noch im gleichen Jahr wurde vom Nationalrat James Schwarzenbach, gemeinsam mit weiteren Mitgliedern der „Nationalen Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat“, eine zweite Begrenzungsinitiative lanciert. Die neue Initiative forderte, dass der Ausländeranteil in keinem Kanton der Schweiz 10 % überschreiten

sollte.⁴ Trotz des Scheiterns der sogenannten „Schwarzenbach-Initiative“ im Jahr 1970,⁵ trug diese dazu bei, dass der Bundesrat in der Folge eine jährliche Einwanderungsquote für Ausländerinnen und Ausländer festlegte (ebd.: 80). Dieses Kontingentsystem verfolgte zwei Ziele, die Hans Mahnig und Etienne Piguet (2003) mit den folgenden Worten beschreiben:

„Es will die Nachfrage der Wirtschaft nach einer ausreichenden Anzahl von billigen Arbeitskräften decken und es will fremdenfeindliche Regungen dämpfen, indem es eine <Stabilisierungspolitik> propagiert.“⁶

Zwischen 1970 und 1971 zeigte die Kontingentierungspolitik zunächst den gewünschten Effekt und die Einwandererzahlen sanken. Doch bereits in den Jahren 1972–1973 stieg die Zahl der Saisonniers wieder an, und auch der ausländische Anteil der Wohnbevölkerung nahm weiterhin zu. Gründe hierfür waren unter anderem Familienzusammenführungen (die von der Kontingentierung nicht betroffen waren), die Umwandlung von Saisonnier-Bewilligungen in andere Bewilligungskategorien, der Umstand, dass einige Wirtschaftsbereiche von der „Kontingent-Politik“ nicht betroffen waren, sowie die hohen Geburtenraten (ebd.: 82 f.). So wurde 1972 eine dritte Begrenzungsinitiative, die eidgenössische Volksinitiative „gegen Überfremdung und Überbevölkerung der Schweiz“ von der Nationalen Aktion, eingereicht. Ziel der Initianten war es, in den kommenden fünf Jahren die Anzahl der in der Schweiz wohnhaften Ausländerinnen und Ausländer auf 500'000 zu reduzieren. 1974 wurde diese Volksinitiative von der Schweizer Stimmbevölkerung mit 34 % zu 66 % jedoch klar abgelehnt.⁷ Schliesslich sank die Zahl der in der Schweiz wohnhaften Ausländerinnen und Ausländer in den Jahren nach der Ölkrise von 1973 deutlich. Die verschlechterte wirtschaftliche Situation hatte zur Folge, dass viele ausländische Arbeitskräfte die Schweiz verliessen, da ihre Aufenthaltsbewilligungen nicht verlängert wurden und sie nicht im Besitz einer Arbeitslosenversicherung waren (ebd.: 85; D'Amato 2008: 180). Betrug der Ausländeranteil im Jahr 1970 noch rund 17 % der Schweizer Gesamtbevölkerung, so fiel er bis ins Jahr 1980 auf knapp 15 % (D'Amato 2008: 181).

Der Weg zur Integrationspolitik

Verschiedene Aspekte trugen dazu bei, dass sich die Schweizer Regierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend mit der Integration von Ausländerinnen und Ausländern befassen musste. Sowohl aussenpolitisch als auch innenpolitisch nahm der Druck diesbezüglich zu. Setzten sich auf der einen Seite die Herkunftsländer der Einwanderer und Migrantenvertretungen für die Verbesserung der Aufenthaltsbedingungen der ausländischen Wohnbevölkerung ein, so führten auf der anderen Seite die unterschiedlichen Überfremdungsinitiativen dazu, dass nun dem Thema Integration auf politischer Ebene Beachtung geschenkt wurde. Mit der 1970 vom Bundesrat mandatierten Eidgenössischen Konsultativkommission für das Ausländerproblem (später: Eidgenössische Ausländerkommission EKA) wurde eine Kommission geschaffen, deren Aufgabe es war, „die von der Schweiz verfolgte Einwanderungspolitik zu überprüfen und alle Fragen zu behandeln, die sich aus der Anwesenheit einer grossen

4 Mit Ausnahme des Kantons Genf, wo die Grenze bei 25 % liegen sollte (<https://www.bk.admin.ch/ch/d/pore/vi/vis93t.html>; 1. Juni 2018).

5 Die „Schwarzenbach-Initiative“ wurde mit 46 % gegen 54 % vom Schweizer Stimmvolk abgelehnt (<https://www.bk.admin.ch/ch/d/pore/vi/vis93t.html>; 1. Juni 2018).

6 Mahnig und Piguet (2003: 102 f.).

7 <https://www.bk.admin.ch/ch/d/pore/vi/vis107.html> (1. Juni 2018).

Zahl von Ausländern in der Schweiz unter demografischen, sozialen, politischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Gesichtspunkten“ ergaben (zitiert in: Steiner 2007: 40). Die von der Kommission erarbeiteten Empfehlungen wurden dem Bundesrat vorgelegt und sollten auf die Integration der ausländischen Wohnbevölkerung zielen. Doch erst im Jahre 1999, mit der Einführung des Integrationsartikels 25a des Bundesgesetzes über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer (ANAG), wurde die Integration zur staatlichen Aufgabe gemacht. Für Angehörige der Europäischen Union verbesserten sich die Aufenthaltsbedingungen in der Schweiz mit dem Abschluss der Bilateralen Abkommen im Jahre 2002. Nun konnten in der Schweiz lebende Bürgerinnen und Bürger der betreffenden Länder, die bis anhin nicht im Besitz einer Aufenthaltsberechtigung waren, ihren Aufenthaltsstatus legalisieren (D'Amato 2008: 183). Gesetzlich verankert wurde die Integration der ausländischen Wohnbevölkerung erstmals im Jahre 2008 mit dem neuen Ausländergesetz (AuG), welches das Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer (ANAG) von 1931 ablöste. Dank dem AuG verbesserten sich für Personen mit einer Aufenthaltsbewilligung die Freizügigkeitsbedingungen im inländischen Arbeitsmarkt und der sofortige Familiennachzug wurde ermöglicht (ebd.: 182). Wurden vorher nur die Interessen einzelner Wirtschaftsbranchen in den Vordergrund gestellt, so berücksichtigte das neue Ausländergesetz nun die Interessen der gesamten Wirtschaft. Hierbei richtete sich der Fokus vor allem auf die Immigration von Bürgerinnen und Bürgern der EFTA- und EU-Länder sowie von hochqualifizierten Nichteuropäern (ebd.: 181 f.).

Mit der durch die Bilateralen Verträge gewährten Personenfreizügigkeit für EU-Bürgerinnen und -Bürger nahm ab 2002 vor allem die Zahl deutscher und portugiesischer Einwanderer in der Schweiz zu. Abgenommen hat hingegen die Zahl der Einwanderer, die aus den „klassischen Rekrutierungsländern“ Italien, Spanien und dem ehemaligen Jugoslawien stammen (D'Amato 2008: 182). Diese Entwicklung lässt sich einerseits damit erklären, dass sich Angehörige dieser Bevölkerungsgruppen in vielen Fällen einbürgern liessen. Andererseits entschloss sich ein Teil der älteren Migrantinnen und Migranten dazu, im Pensionsalter in ihre Herkunftsländer zurückzukehren (ebd.). Ende März 2018 lebten in der Schweiz rund 2'060'000 Ausländerinnen und Ausländer, wovon rund 68 % aus den EU- und EFTA-Staaten stammten. Nach wie vor stellen italienische Staatsangehörige mit rund 320'000 Personen die grösste Ausländergruppe dar. Die zweitgrösste Gruppe, bestehend aus rund 307'000 Personen, sind deutsche Staatsangehörige und schliesslich repräsentieren Portugiesinnen und Portugiesen mit rund 268'000 Personen die drittgrösste Ausländergruppe (SEM 2018).⁸

⁸ In jüngster Zeit wurden in der Schweiz – wie auch in anderen europäischen Ländern – erneut fremden- und migrationsfeindliche Diskurse geführt. Die Angst vor „Überfremdung“ kehrte mit den Migrations- und Flüchtlingsströmen wieder, die Europa in den letzten Jahren erreicht haben. Auf politischer Ebene wurde dieser Angst mit der 2014 vom schweizerischen Stimmvolk angenommenen Volksinitiative „Gegen Masseneinwanderung“ Ausdruck verliehen. Ziel der Abstimmung war eine Teilrevision des AuG, die erneut eine Höchstzahl für Zuwanderer festlegen sollte. Bei einer Stimmbeteiligung von 56 % wurde die „Masseneinwanderungs-Initiative“ mit 62 % Ja- gegen 38 % Nein-Stimmen angenommen (<https://www.admin.ch/ch/d/pore/va/20140209/index.html>; 4. April 2017). Nationalrat und Ständerat einigten sich in der Folge auf ein Gesetz, das mit dem Freizügigkeitsabkommen kompatibel ist und die bilateralen Abkommen nicht gefährdet (https://www.sem.admin.ch/sem/de/home/themen/fza_schweiz-eu-efta/umsetzung_vb_zuwanderung.html; 25. Juni 2018).

2.2 Die alternde Migrationsbevölkerung in der Schweiz

Die Arbeitsmigrantinnen und -migranten, die nach 1945 in die Schweiz einwanderten, waren junge Menschen, die meist in ländlichen Regionen aufgewachsen waren und kaum über formale Bildung verfügten (Hungerbühler und Bisegger 2012; Aeschlimann 2007; Fibbi et al. 1999). Sowohl die Schweizer Politik und Gesellschaft als auch die Migrantinnen und Migranten selbst gingen anfangs davon aus, dass ihr Aufenthalt in der Schweiz temporär sein würde (Bolzman 2004 et al.: 414). Dietzel-Papakyriakou zufolge ist diese „provisorische“ Migration bezeichnend für die innereuropäischen Migrationsbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg und eine Folge des „tripartiten Migrationskontrakt[s]“, der zwischen dem Herkunfts-, dem Aufnahmeland und dem migrierenden Individuum bestand (Dietzel-Papakyriakou 1993: 80 f.). Für viele Arbeitsmigrantinnen und -migranten war die Rückkehr in ihr Herkunftsland eine Option, die sie sich während ihres gesamten Erwerbslebens offen hielten. Die Bindung zum Herkunftskontext konnte dank der geografischen Nähe zu den Herkunftsländern und verfügbarer technologischer Mittel wie dem Telefon aufrechterhalten und gepflegt werden (ebd.: 81).⁹ Dass ein Grossteil der rekrutierten Personen dennoch nicht zurückkehrte, hatte verschiedene Gründe: Zum einen führte der allmähliche Wechsel von der Schweizer Rotations- zu einer Integrationspolitik zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Einwanderer. Zum anderen gründeten die jungen Menschen Familien, verlagerten ihren Lebensmittelpunkt in die Schweiz und übernahmen lokale gesellschaftliche Werte und Vorstellungen (Bolzman et al. 2004: 414). Dies stellte einige Einwanderer vor grosse Herausforderungen, denn sie fühlten sich „zwischen zwei Welten lebend, im Spagat zwischen verschiedenen Lebenswelten, Sprachen und Einstellungen zum Leben“ (Koch-Straube 2007: 413). Als Folge dieses persönlichen Dilemmas hielt ein Teil der Betroffenen an der Idee fest, zu einem späteren Zeitpunkt in den Herkunftskontext zurückzukehren. Was zu Beginn noch eine tatsächliche Absicht gewesen sein mag, entwickelte sich für einige zunehmend zu einer „Rückkehrillusion“ (Dietzel-Papakyriakou 1993: 10). Dieser „Rückkehrmythos“ erfüllte gemäss Pagenstecher (1996) wichtige Funktionen, denn er „sicherte die Loyalität innerhalb der Minderheit, demonstrierte die Heimat- und Familienbindung und stabilisierte die Identität der Migranten“ (Pagenstecher 1996: 174).

Rückkehr oder Bleiben?

Mit ihrer Pensionierung stellte sich für viele Arbeitsmigrantinnen und -migranten der ersten Generation erneut die Rückkehrfrage. Da die Arbeit der ursprüngliche Grund ihrer Migration gewesen war und lange Zeit ihren Aufenthalt im Aufnahmeland legitimiert hatte, sahen sie sich mit ihrem Ausscheiden aus dem Berufsleben vor eine neue Situation gestellt (Dietzel-Papakyriakou 1993: 9 f.; Sayad 1986). Während einige der Betroffenen endgültig in ihre Herkunftsländer zurückkehrten, entschieden sich andere dafür, auch ihren Lebensabend im Aufnahmeland zu verbringen. Wie gross der Anteil dieser Personengruppen in der Schweiz ist, wird deutlich, wenn man sich eine Studie aus dem Jahre 1999 vor Augen hält (Bolzman et al. 1999). Darin wurden die Lebensbedingungen und -vorstellungen von italienischen und spanischen Migrantinnen und Migranten im Alter von 55–64 Jahren in der Schweiz untersucht – derjenigen Bevölkerungsgruppe also, die von der Schweizer Rekrutierungspolitik

⁹ Im Hinblick auf die Kommunikationsmöglichkeiten bezieht sich Dietzel-Papakyriakou auf Geser (1981) und Abadan-Unat (1977).

der 1950er und 60er Jahre betroffen war. Dabei wurden unter anderem auch die Rückkehrabsichten der Einwanderer erhoben. Ein Viertel der befragten Personen gab an, nach der Pensionierung in die Herkunftsländer zurückziehen zu wollen. Ein Drittel hatte vor, zwischen dem Herkunftsland und der Schweiz zu pendeln und ein weiteres Drittel gab an, auch nach der Pensionierung in der Schweiz bleiben zu wollen.¹⁰ Als bald wurde deutlich, dass mit zunehmender Pflegebedürftigkeit ein weiterer Grossteil derjenigen älteren Personen, die bis anhin zwischen Herkunftskontext und Aufnahmeland pendelten, ebenfalls in der Schweiz bleiben würde. Grund hierfür sind die oftmals nur beschränkten finanziellen Mittel der Betroffenen und die vergleichsweise guten Gesundheits- und Sozialleistungen in der Schweiz (Hungerbühler 2007: 397).

Die Gründe, weshalb sich ältere Migrantinnen und Migranten für den Verbleib im Aufnahmeland entscheiden, sind vielfältig. Oftmals sind es Frauen, die es bevorzugen, in der Schweiz zu bleiben, da sie in örtlicher Nähe zu ihren Kindern und Enkelkindern leben wollen (Bolzman et al. 2004: 415). Gemäss Hungerbühler (2007) befürchten ältere Migrantinnen auch, dass eine Rückkehr in ihr Herkunftsland gleichzeitig eine Rückkehr zu traditionellen Rollenbildern bedeuten könnte, von denen sie sich mittlerweile emanzipiert haben (Hungerbühler 2007: 397 f.). Demgegenüber stellen Männer mit dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben ihre Rolle oftmals in Frage und erhoffen sich durch eine Rückkehr in ihr Herkunftsland einen Statusgewinn (ebd.). Letztendlich realisieren jedoch viele Betroffene, dass sich der gewohnte Lebensraum im Herkunftsland im Laufe der Jahrzehnte ebenfalls verändert hat. Fehlende soziale Kontakte (da ein Grossteil der Familie und Freunde mittlerweile verstorben oder ebenfalls weggezogen ist) erschweren in diesem Fall eine Reintegration der Personen in ihren Herkunftskontext (ebd.).

Ältere Migrantinnen und Migranten rücken in den Fokus

Mit dem in den 1990er Jahren wachsenden Bewusstsein, dass die Migrantinnen und Migranten der ersten Einwanderergeneration in der Schweiz bleiben würden, wurde auch deutlich, dass das Schweizer Gesundheitswesen für die Versorgung dieser Bevölkerungsgruppe nur unzureichend vorbereitet war. Da man bis anhin nur wenig über die allgemeine gesundheitliche und soziale Situation der Schweizer Migrationsbevölkerung wusste, wurden in der Folge verschiedene Massnahmen ergriffen mit dem Ziel, die Wissenslücke zu füllen und somit Grundlagen für bedarfsgerechte Angebote zu schaffen. So wurde im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 32 „Alter“, welches von 1992–1998 durchgeführt wurde, unter anderem ein Fokus auf die Situation der alternden Migrationsbevölkerung in der Schweiz gerichtet (Höpflinger 1999: 18 ff.). In der entsprechenden Studie von Claudio Bolzman und Rosita Fibbi wurden italienische und spanische Migrantinnen und Migranten im Alter zwischen 55 und 64 Jahren befragt – Personen also, die kurz vor ihrer Pensionierung standen (Bolzman et al. 1999).¹¹ Ferner wurde im Jahr 1999 von der Eidgenössischen Ausländerkommission und Pro Senectute eine nationale Tagung zum Thema „Alter und Migration“ durchgeführt (Hungerbühler 2007: 406).¹² Drei Jahre später startete der Bund eine nationale Strategie zum Thema „Migration

¹⁰ Gemäss Bolzman et al. nahm mit dem Näherrücken der Pensionierung bei den älteren Migrantinnen und Migranten auch die Absicht zu, in der Schweiz zu bleiben (Bolzman et al. 2004: 414 f.).

¹¹ Die Ergebnisse in Bezug auf die Rückkehrabsichten der befragten Personen wurden im vorherigen Abschnitt bereits aufgeführt.

¹² Die Trägerschaft schloss sich in der Folge mit weiteren Organisationen zusammen und gründete im Jahre 2003 das „Nationale Forum Alter und Migration“ (NFAuM 2017).

und Gesundheit“. Ziel des Programmes waren unter anderem die Verbesserung von Massnahmen im Bereich Gesundheitsförderung und Prävention sowie Forschung und Monitoring im Bereich Migration (BAG 2002). Initiiert durch ein Mandat des Bundesamts für Gesundheit fasste Weiss (2003) internationale Forschungsarbeiten zum Thema Migration und Gesundheit zusammen und wies dabei auf Lücken im Wissensbestand hinsichtlich der Schweizer Migrationsbevölkerung hin. Zusammenfassend bemängelt die Autorin Folgendes:

„Die bisherigen Forschungsschwerpunkte haben die Sicht der Migrierenden selbst sowie ihre Ressourcen zu wenig berücksichtigt. Die Handlungsstrategien und Entwicklungsmodelle von MigrantInnen, ihre geschlechtsspezifischen und lebenszyklischen Entwürfe haben wesentliche Auswirkungen auf die Gesundheit.“¹³

2004 wurde folglich die gesundheitliche und soziale Situation dieser Bevölkerungsgruppe im Rahmen des Gesundheitsmonitorings der schweizerischen Migrationsbevölkerung (GMM) erstmals erhoben (BAG 2006). Die Umfrage, die 2010 ein weiteres Mal durchgeführt wurde, bot unter anderem auch Einblick in die gesundheitliche Situation älterer Migrantinnen und Migranten.¹⁴

Die Forschungsliteratur hebt einerseits hervor, dass die alternde Migrationsbevölkerung eine heterogene Gruppe ist. Ihre soziale und gesundheitliche Situation ist dementsprechend individuell und wird von verschiedenen Faktoren beeinflusst. Nebst dem Geschlecht spielen Aspekte wie Bildung, Ausbildung und Arbeitsbiographie eine wichtige Rolle (Hungerbühler 2007: 399). Hinzu kommen Faktoren, die im Zusammenhang mit der Migrationserfahrung stehen. Zu diesen gehören unter anderem der Migrationsgrund und -verlauf, familiäre und soziale Netzwerkstrukturen sowie die Lebensumstände im Herkunfts- und Aufnahmeland (Hungerbühler et al. 2013; Kaya 2007; Weiss 2003; Kobi 2008). Trotz dieser individuellen Faktoren weisen die Studienergebnisse andererseits auch darauf hin, dass sich die alternde Migrationsbevölkerung im Hinblick auf ihre sozioökonomische und gesundheitliche Situation von der einheimischen Bevölkerung unterscheidet. Somit sind ältere Personen mit Migrationshintergrund in der Regel finanziell schlechter abgesichert als Personen ohne Migrationshintergrund und deshalb auch häufiger von Armut betroffen (Schimany et al. 2012; MGFFI 2010; Kobi 2008; Zeman 2005; Weiss 2003; Fibbi et al. 1999). Mit dem Ende des Erwerbslebens ist eine geringe Rente oftmals die einzige Einnahmequelle älterer Migrantinnen und Migranten, während Personen ohne Migrationshintergrund im Alter häufiger auf eigenes Vermögen oder finanzielle Rücklagen zurückgreifen können (Zeman 2005: 34). Hinzu kommt, dass die nach dem Zweiten Weltkrieg rekrutierten Arbeitsmigrantinnen und -migranten in der Industrie, der Gastronomie oder im Baugewerbe meist hohen Arbeits- und Gesundheitsbelastungen ausgesetzt waren. Ihr Gesundheitszustand ist deshalb im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung oftmals schlechter (Guggisberg 2011; Kobi 2008; Hungerbühler 2007; Eckert 2006; Bolzman et al. 2004; Weiss 2003). Weiss (2003) beschreibt die gesundheitliche Situation dieser Bevölkerungsgruppe wie folgt:

¹³ Weiss (2003: 278).

¹⁴ Zwar wurden bereits seit 1992 im Rahmen der Schweizer Gesundheitsbefragung (SGB) auch Daten über die gesundheitliche Situation eines Teils der Schweizer Migrationsbevölkerung erhoben. Dabei wurden jedoch nur diejenigen Personen berücksichtigt, die eine der vier Landessprachen beherrschten. Durch das GMM sollten nun auch diejenigen Migrantinnen und Migranten berücksichtigt werden, „die sprachlich und damit insgesamt tendenziell weniger gut in die schweizerische Aufnahmegesellschaft integriert sind“ (Eckert et al. 2006: 17).

„Bei langjährigem Aufenthalt äussert sich die soziale Benachteiligung der ausländischen ArbeiterInnen in vermehrten Gesundheitsstörungen. Dabei handelt es sich vor allem um körperliche Verschleisserscheinungen auf Grund belastender Arbeitsbedingungen [...] sowie den Folgen allgemeiner Überforderung, z. B. durch die häufigen Doppel- und Dreifachbelastungen von Frauen. Psychosoziale Belastungen ergeben sich durch familiäre Trennungen, die oft unsichere Zukunftsperspektive sowie die andauernde soziale Marginalisierung.“¹⁵

Als Folge dieser Gesundheitsstörungen ist der Anteil derjenigen Personen, die aufgrund Invalidität arbeitsunfähig sind, im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung höher (Fibbi 1999 et al.: 23).¹⁶ Nebst den sozioökonomischen und gesundheitlichen Faktoren weisen Fibbi et al. ausserdem auf die Gefahr der Isolation der älteren Migrationsbevölkerung hin, die sie „auf eine ungenügende Integration in die Gesellschaft des Immigrationslandes“ zurückführen (ebd.: 21). Dabei werden verschiedene Faktoren für die mangelnde Integration älterer Migrantinnen und Migranten verantwortlich gemacht. Unter anderem sei sie eine Folge der Anwerbspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg und der damit verbundenen Rückkehrorientierung der Migrantinnen und Migranten (Dietzel-Papakyriakou 1993: 82-91). Zudem hätten auch fremdenfeindliche Reaktionen der Aufnahmegesellschaft dazu geführt, dass diese nur unzureichend in die Aufnahmegesellschaft integriert seien (Büttikofer-Beltrán und Sommer 2005: 8).

Die demographische Entwicklung der alternden Migrationsbevölkerung

In der Schweiz existieren derzeit rund 1600 Alters- und Pflegeheime.¹⁷ Im Jahr 2010 besass etwa ein Zehntel der Bewohnenden dieser stationären Einrichtungen einen Migrationshintergrund (Hungerbühler und Bisegger 2012: 52). Darüber, wieviele Personen es heute sind, bestehen keine aktuellen Zahlen.¹⁸ Doch auch wenn der Anteil älterer Migrantinnen und Migranten in der stationären Langzeitpflege nach wie vor gering sein mag, muss ihrer Betreuungssituation laut Hungerbühler und Bisegger Beachtung geschenkt werden:

„Politisch und volkswirtschaftlich betrachtet ist die Grösse einer Personengruppe ein wichtiges Argument zur Ergreifung von Massnahmen. Nicht zu vergessen ist allerdings: Aussergewöhnliche und schwierige Situationen von Menschen sind für die Gesellschaft auch dann relevant, wenn sie nur eine geringe Zahl betreffen.“¹⁹

Darüber hinaus ist davon auszugehen, dass die Zahl der in der Schweiz lebenden älteren Migrantinnen und Migranten in den kommenden Jahrzehnten zunehmen wird. Dies wird deutlich, wenn man sich die folgenden Zahlen vor Augen führt: Im Jahr 2016 waren von den rund 8'390'000 Einwohnerinnen und Einwohnern der Schweiz über 1,5 Millionen Personen

¹⁵ Weiss (2003: 235).

¹⁶ Gemäss Hungerbühler (2007: 399) verstärken sich die gesundheitlichen Unterschiede zwischen der Migrationsbevölkerung und der einheimischen Bevölkerung mit zunehmendem Alter.

¹⁷ Persönliche Auskunft von CURAVIVA Schweiz, dem nationalen Dachverband von Heimen und sozialen Institutionen (E-Mail vom 21. Juni 2017).

¹⁸ Persönliche Auskunft von CURAVIVA Schweiz, dem nationalen Dachverband von Heimen und sozialen Institutionen (E-Mail vom 21. Juni 2017).

¹⁹ Hungerbühler und Bisegger (2012: 16).

65 Jahre und älter (BFS 2016).²⁰ Davon waren mehr als 165'000 Personen Ausländerinnen und Ausländer und circa nochmals so viele Personen besaßen einen Migrationshintergrund (ebd.; BFS 2015a).²¹ Laut den Prognosen über das Bevölkerungswachstum in der Schweiz werden im Jahr 2030 rund 356'000 Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz leben und im Jahr 2045 werden es rund 619'000 sein (BFS 2015b). Entsprechend werden die Zahlen der über 65-jährigen Personen mit Migrationshintergrund ansteigen.²² Hungerbühler und Bisegger (2012) weisen darauf hin, dass sich „Alters- und Pflegeeinrichtungen [...] auf Bewohnerinnen und Bewohner mit Migrationshintergrund vorbereiten“ müssen und fordern deshalb unter anderem eine bessere Information dieser Bevölkerungsgruppe über bestehende Angebote (Hungerbühler und Bisegger 2012: 53).

Heute stammen rund 67 % der über 64-jährigen Migrantinnen und Migranten aus den Nachbarländern der Schweiz und nur knapp 5 % von ausserhalb Europas (BFS 2015c). Doch in Zukunft wird eine zunehmende Heterogenisierung der Migrationsbevölkerung im Pensionsalter stattfinden (Hungerbühler 2007: 397). Es ist absehbar, dass dann auch ältere Menschen aus anderen europäischen und nicht-europäischen Ländern auf Pflege angewiesen sein werden. Der Bundesrat schreibt hierzu in seinem Bericht zum Thema „Bestandesaufnahme und Perspektiven im Bereich der Langzeitpflege“:

„Mit der Zunahme des Anteils der Bewohnerinnen und Bewohner in Pflegeheimen, die einen Migrationshintergrund haben und gegebenenfalls der im jeweiligen Kanton gesprochenen Landessprache nicht mächtig sind, zeichnet sich ab, dass die Nachfrage nach entsprechend gestalteten Pflegeeinrichtungen beziehungsweise Abteilungen steigen wird. Insbesondere ist vermehrt Pflegepersonal erforderlich, das über Kenntnisse der entsprechenden Landessprachen (u. a. Serbisch, Kroatisch, Albanisch, Spanisch, Portugiesisch) wie auch über transkulturelle Kompetenzen verfügt.“²³

20 Gemäss Referenzszenario wird die Zahl der in der Schweiz wohnhaften Personen, die über 65 Jahre alt sind, bis ins Jahr 2030 auf 2,17 Millionen steigen und im Jahr 2045 auf rund 2,69 Millionen. Die Zahl der über 80-jährigen wird von ca. 420'000 Personen im Jahr 2015 auf rund 690'000 im Jahr 2030 und auf 1,06 Millionen im Jahr 2045 ansteigen (Kohli et al. 2015: 12 f.).

21 Das Bundesamt für Statistik (BFS) definiert die Gruppe „Bevölkerung mit Migrationshintergrund“ wie folgt: „alle Personen ausländischer Staatsangehörigkeit, die eingebürgerten Schweizerinnen und Schweizer (mit Ausnahme der in der Schweiz geborenen Eingebürgerten mit Eltern, die beide in der Schweiz geboren wurden), sowie die gebürtigen Schweizerinnen und Schweizer mit Eltern, die beide im Ausland geboren wurden.“ (BFS 2017).

22 Da derzeit keine Prognosen über das Wachstum der Schweizer Migrationsbevölkerung vorliegen, werden hier die Zahlen der ständigen ausländischen Wohnbevölkerung in der Schweiz aufgeführt. Diese Statistik rechnet eingebürgerte Personen nicht mit ein, das heisst, der Anteil älterer Migrantinnen und Migranten liegt wesentlich höher (Hungerbühler 2007: 396).

23 Schweizerische Eidgenossenschaft (2016: 33).

2.3 Kulturspezifische, inter- oder transkulturelle Betreuungskonzepte?

In der Diskussion um die Versorgung älterer Menschen mit Migrationshintergrund wird einerseits anerkannt, dass es sich um eine heterogene Bevölkerungsgruppe handelt. Andererseits wird jedoch auch darauf hingewiesen, dass sich ältere Migrantinnen und Migranten aufgrund ihrer Herkunft und ihrer Migrationserfahrung von gleichaltrigen Einheimischen unterscheiden und das Versorgungssystem auf diese „Besonderheiten“ Rücksicht nehmen müsse (Khan-Zvorničanin 2016: 24 f.; Fibbi et al. 1999: 37). In der Regel werden ethnisch-kulturell begründete Bedürfnisse dieser Bevölkerungsgruppe in den Vordergrund gestellt und daraus ein spezifischer Versorgungsbedarf abgeleitet (Khan-Zvorničanin 2016: 23; Hasseler und Görres 2005: 51 ff.). Kritiker halten dem gegenüber, dass ein ausschliesslicher Fokus auf die Herkunft älterer Migrantinnen und Migranten „die ethnische Gruppe weitgehend essentialistisch“ definiere und somit die biografischen Erfahrungen der Migrierenden ausser Acht lasse (Hungerbühler und Bisegger 2012: 17). Die starre Zuschreibung eines unveränderlichen kulturellen Referenzsystems berücksichtige nicht, „dass Migrantinnen und Migranten in der Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Realität und Entwicklung der Aufnahmegesellschaft ihr Bedeutungssystem auch verändern und je nach Situation flexibel handhaben“ (ebd.). Für Hungerbühler und Bisegger steht deshalb fest:

„Wie sich Menschen im Alter sozial organisieren, hängt in der Regel vielmehr von ihrer Praxis und ihren Erfahrungen in den vorangehenden Lebensphasen ab. Wer sich bereits in jüngeren Jahren bzw. seit der Migration vor allem über die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe definiert hat, tendiert auch im Alter eher dazu. Wer seine sozialen Beziehungen nach anderen Kriterien pflegte, neigt auch im Alter nicht zur ausschliesslichen Orientierung an der eigenen (ethnischen) Herkunft. Ähnlich verhält es sich für die These der Rückkehrorientierung.“²⁴

Die derzeitigen Versorgungsangebote für ältere Migrantinnen und Migranten orientieren sich laut Zeman (2005: 81) an drei verschiedenen Strategien, die oftmals als Alternativen dargestellt werden, sich gegenseitig jedoch nicht auszuschliessen haben. Demnach zielt eine Strategie auf spezifische Angebote für ältere Migrantinnen und Migranten innerhalb des Regelsystems, die Zeman auch als sogenannte „kulturspezifische Inseln“ bezeichnet (ebd.). Eine weitere Strategie zielt auf die grundsätzliche interkulturelle Öffnung der Regelinstitutionen. Schliesslich setze die dritte Strategie „auf die sozialräumliche Zentrierung und Vernetzung, die Stärkung und Verbreiterung von Eigenpotentialen, die in den ethnischen Enklaven und Communities sowie in den lebensweltlichen und familialen Kontexten bereits vorhanden sind“ (ebd.). Im Folgenden werden die theoretischen Diskurse, die mit den beiden ersten Strategien in Verbindung gebracht werden, aufgezeigt.

Kulturspezifische Alterseinrichtungen

Zu der von Zeman identifizierten Strategie der „kulturspezifischen Inseln“ gehören auch die „mediterranen“ Abteilungen in der Schweiz. Diese Abteilungen sind ein Versuch, den „nationalitäten- bzw. kulturspezifischen Bedingungen“ (Olberman und Dietzel-Papakyriakou 1995:

²⁴ Hungerbühler und Bisegger (2012: 18).

413)²⁵ bei der Betreuung älterer Migrantinnen und Migranten Rechnung zu tragen. In Anlehnung an das Konzept des „ethnischen Alters“ (Dietzel-Papakyriakou 1993: 8 ff.) wird dabei der Fokus auf die Herkunft der älteren Menschen gerichtet mit der Begründung, dass im Alter eine Rückkehr zu traditionellen Werte- und Normensystemen stattfindet (ebd.: 11). Diese Argumentation orientiert sich am US-amerikanischen Forschungsdiskurs im Bereich Gerontologie und wurde im deutschsprachigen Raum insbesondere durch die Erziehungswissenschaftlerin Maria Dietzel-Papakyriakou aufgegriffen und geprägt (ebd.). Befürworter des Konzepts des „ethnischen Alters“ argumentieren, dass sich das Beziehungsnetzwerk der älteren Migrationsbevölkerung überwiegend auf innerethnische Kontakte beschränke (Olbermann 2003; Olbermann und Dietzel-Papakyriakou 1995; Dietzel-Papakyriakou 1993). Diese Konzentration auf die eigene ethnische oder nationale Gruppe wird vielfach als „ethnischer Rückzug“ bezeichnet (Dietzel-Papakyriakou 1993: 11). Verstärkt würde dieser insbesondere mit der Pensionierung älterer Migrantinnen und Migranten, da diese mit ihrem Austritt aus dem Erwerbsleben oftmals auch ihre sozialen Kontakte zur einheimischen Bevölkerung abbrechen (ebd.). Ebenso wird der Bedarf an spezifischen Versorgungsformen für ältere Migrantinnen und Migranten mit den zum Teil mangelnden Sprachkenntnissen der Betroffenen begründet (ebd.; Hasseler und Görres 2005). Auch hierbei spiele die Pensionierung laut Dietzel-Papakyriakou (1992) eine wichtige Rolle:

„Da sie aus dem Erwerbsleben ausgestiegen sind und in der Regel kaum Kontaktmöglichkeiten mit den Einheimischen haben, die auch sehr schwierig sind wegen der Sprachhindernisse und der anderen schicht- und kulturell bedingten Verständigungsbarrieren, wenden sie sich fast ausschliesslich der eigenen Familie und ihren Landsleuten zu und setzen dabei immer mehr die ethnischen Teile ihrer Identität ein, z. B. sprechen sie fast nur noch die ethnische Sprache etc.“²⁶

Während Dietzel-Papakyriakou in ihrer Arbeit auf die alternden Arbeitsmigrantinnen und -migranten der Bundesrepublik Deutschland fokussiert,²⁷ wird für die gleichaltrige Einwanderergeneration in der Schweiz Ähnliches festgestellt. So weist Kobi (2008: 260) darauf hin, dass viele Einwanderer, die in den 1950er und 60er Jahren in die Schweiz immigrierten, die deutsche Sprache oftmals nur schlecht erlernt hätten. Die sprachlichen Barrieren sind folglich für Olbermann mitverantwortlich für die „asymmetrische Interaktion“ (Olbermann 2003: 244) zwischen der Migrationsbevölkerung und der einheimischen Bevölkerung. Demgegenüber böten innerethnische Netzwerke den Betroffenen verschiedene Vorteile:

„Der gemeinsame kulturelle Hintergrund und die weitgehende soziale Homogenität ermöglichen den Aufbau von symmetrischen, d. h. gleichberechtigten Beziehungen. [...] Im Rahmen der Integration in die ethnische Subwelt ist damit die Bewahrung von Selbstvertrauen eher möglich. In den innerethnischen Interaktionen wird ethnisches und migrationsbezogenes Wissen, d. h. spezifisches

25 Zitiert in: Khan-Zvorničanin (2016: 28).

26 Dietzel-Papakyriakou (1992: 39), zitiert in: Bischoff (1995:47).

27 In der BRD wurden in Folge des „deutschen Wirtschaftswunders“ sogenannte Gastarbeiterinnen und -arbeiter rekrutiert, die zu einem grossen Teil aus der Türkei stammten. Um diese Bevölkerungsgruppe bedürfnisgerecht betreuen zu können, bestehen auch in Deutschland verschiedene Angebote mit ethnischen Schwerpunkten. Hierzu gehört u. a. das erste türkische Altersheim „Türk Huzur Evi“ im Berliner Stadtteil Kreuzberg, das 2006 eröffnet wurde. (2012 erfolgte die Namensänderung in „Pflegehaus Kreuzberg“ und mit ihr eine Verlagerung des Pflegeschwerpunkts auf Abhängigkeits- und Demenzerkrankungen (<https://www.wohnen-im-alter.de/einrichtung/pflegeheim/berlin-kreuzberg/pflegehaus-kreuzberg-20161>; 17. Mai 2018).

Wissen über die Migration und ihre Bewältigung vermittelt. Dies fördert die Erhaltung eines Sicherheitsgefühls und des Gefühls, die Situation meistern zu können. Die Binnenintegration ist letztlich auch die Grundlage für die Erfahrung von Wertschätzung und sozialer Anerkennung. Sie schützt vor Abwertung und Stigmatisierung durch die Aufnahmegesellschaft und trägt zur Erhaltung eines positiven Selbstbildes bei.“²⁸

Die „mediterranen“ Alterseinrichtungen in der Deutschschweiz

Die „mediterranen“ Alterseinrichtungen sind als Folge eines wachsenden Bewusstseins anzusehen, das zu Beginn der 1990er Jahre einsetzte und anerkannte, dass der alternden Migrationsbevölkerung gesellschaftlich bislang zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden war. Mit ihm wuchs auch die Einsicht, dass die Einrichtungen der Altenpflege nur unzureichend auf die Betreuung pflegebedürftiger Migrantinnen und Migranten vorbereitet waren. Laut Hungerbühler entstehen „Initiativen dort, wo sich praktische Fragen konkret stellen und nach Handlungsoptionen verlangen: im regionalen oder kommunalen Kontext“ (Hungerbühler 2007: 401). Dies traf auch für die Stadt Bern zu, wo 2001 die Direktion für soziale Sicherheit (heute: Direktion für Bildung, Soziales und Sport) eine Studie in Auftrag gab, die sich mit der Situation der alternden Migrationsbevölkerung befassen sollte. Basierend auf den Ergebnissen dieser Studie wurde noch im selben Jahr die interdisziplinäre Arbeitsgruppe „Alter und Migration“ gegründet, die unter anderem konkrete Massnahmen zur Integrationsförderung älterer Migrantinnen und Migranten initiieren und die Zusammenarbeit mit Alters- und Migrationsorganisationen fördern sollte (Direktion für Bildung, Soziales und Sport 2013; Direktion für Bildung, Soziales und Sport 2008). In einer repräsentativen Umfrage, die die Stadt Bern gemeinsam mit der italienischen Gemeinschaft durchführte, wurden 1300 Italienerinnen und Italiener zu ihren Erwartungen an eine stationäre Alterseinrichtung befragt (Hungerbühler und Bisegger 2012: 56; Martin 2006). Die Umfrage ergab, dass sich die Mehrheit der Befragten eine italienische Abteilung in einem Schweizer Altersheim wünscht (Hungerbühler und Bisegger 2012: 57).²⁹ Das Konzept für eine kulturspezifische Abteilung wurde schliesslich 2008 in Zusammenarbeit mit dem Alterszentrum Domicil Schwabgut umgesetzt. Seitdem bietet die Alterseinrichtung – nebst zehn nicht-kulturspezifischen Hausgemeinschaften, in denen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund betreut werden – auch eine sogenannte „mediterrane Hausgemeinschaft“³⁰ an, in der ausschliesslich italienischsprachige Personen betreut werden (ebd.: 56 f.). In weiteren Deutschschweizer Städten folgten ähnliche Betreuungsmodelle, die sich ebenfalls an die erste Einwanderergeneration richten – sei es in Form von kulturspezifischen Wohngruppen innerhalb von Regelinstitutionen der Langzeitpflege oder

28 Olbermann (2003: 244).

29 Zu einem ähnlichen Ergebnis kam eine Umfrage, die vom Verein Associazione Aiuto Anziani in der Stadt St. Gallen durchgeführt wurde. Die Befragung von rund 300 über 60-jährigen Italienerinnen und Italienern ergab, dass die überwiegende Mehrheit im Bedarfsfall eine ethnozentrierte Abteilung bevorzugen würde. Mehr als die Hälfte der befragten Personen gab an, sie könnten nur wenig Deutsch sprechen. Nur jede zehnte Person gab an, dass sie einen Schweizer Verein besuche. Und mehr als 90 Prozent lesen italienische Zeitungen und schauen italienisches Fernsehen (Cortesi 2010).

30 Die Bezeichnung der Wohneinheiten variiert je nach Anbieter. So verwendet das Domicil Schwabgut für seine Wohneinheiten die Bezeichnung „Hausgemeinschaften“ (bspw. „mediterrane Hausgemeinschaft“). Anderorts ist die Rede von „Wohngruppen“. Zur Vereinheitlichung wird im Folgenden die Bezeichnung „Wohngruppe“ oder „Alterseinrichtung“ verwendet (bspw. „mediterrane Wohngruppe“ bzw. „mediterrane Alterseinrichtung“).

von kulturspezifischen Pflegewohnungen, die dieser Personengruppe offenstehen.³¹ Während in der „mediterranen Hausgemeinschaft“ in Bern ausschliesslich italienischsprachige Personen von italienischsprachigem Pflegepersonal betreut werden,^{32 33} ist in den „mediterranen“ Alterseinrichtungen der anderen Städte das sprachliche Einzugsgebiet der Bewohnenden grösser. Je nach Einrichtung werden nebst italienischsprachigen Bewohnenden auch pflegebedürftige Menschen aus Spanien, Portugal oder auch aus Lateinamerika betreut. In sämtlichen Einrichtungen wird jedoch darauf geachtet, dass Mitglieder des Pflegeteams eine Erstsprache der Bewohnenden sprechen. Dies garantiert selbst älteren Personen, die die deutsche Sprache nie erlernt haben, dass auch sie in einem Umfeld betreut werden, das sie sprachlich versteht. Vor allem für Migrantinnen und Migranten, die an Demenz erkrankt sind, ist dies zentral. In einem Zeitungsinterview mit dem ehemaligen Geschäftsführer des Alterszentrums Domicil Schwabgut, stellt dieser nämlich fest:

„Im hohen Alter ist es wichtig, sich in der Muttersprache verständigen zu können [...] wir sehen das insbesondere bei den dementen Bewohnern.“³⁴

Er spricht dabei einen Aspekt an, der von der Forschungsliteratur bestätigt wird. Demnach verlernen Migrantinnen und Migranten aufgrund einer Demenzerkrankung oftmals die erlernte Zweitsprache und kommunizieren ausschliesslich in ihrer Erstsprache (Hungerbühler 2007; Day und Cohen 2000; Valle 1989). Vor dem Hintergrund der zunehmenden Hochaltrigkeit unserer Gesellschaft und dem damit verbundenen Zuwachs an Demenzerkrankungen³⁵ scheint dieser Faktor also nicht nur bei der Betreuung von Migrantinnen und Migranten der ersten Einwanderergeneration von Bedeutung zu sein, sondern auch bei der Betreuung anderer Einwanderergruppen.

Die Nachfrage nach kulturspezifischen Alterseinrichtungen, die sich gezielt an die erste Generation von Einwanderern richten, hat in der Deutschschweiz in den letzten Jahren zugenommen. Existierten im Jahr 2012 bereits vier Alterseinrichtungen mit einer sogenannten „mediterranen“ Wohngruppe, so wurden in den darauffolgenden fünf Jahren in zwei weiteren Kantonen nochmals zwei eröffnet. Zudem konnte eine bestehende Einrichtung ihr „mediterranes“ Angebot ausbauen und die Betreuungsplätze von elf auf zweiundzwanzig erhöhen.³⁶ In den bis dato in der Deutschschweiz existierenden sechs Alterseinrichtungen mit „mediterrane“ Angebot werden zurzeit insgesamt rund hundert ältere Migrantinnen und Migranten betreut.³⁷

31 Anhand einer Internetrecherche wurden sechs derzeit existierende Alterseinrichtungen mit ethnozentriertem Betreuungsangebot in der Deutschschweiz identifiziert. Fünf davon sind sogenannte „mediterrane“ Abteilungen in Regelinstitutionen der Altenpflege in den Kantonen ZH, BS, BE, AG, SG. Darüber hinaus betreibt eine Stiftung im Kanton ZH zwei ethnozentrierte Pflegewohnungen, die sich vorwiegend an Personen aus Italien richten.

32 Laut dem ehemaligen Geschäftsführer der Alterseinrichtung steht die „Mediterrane Abteilung“ zwar formell älteren Menschen aus mediterranen Ländern wie Italien, Spanien und Frankreich offen, de facto werden hier jedoch nur italienischsprachige Personen betreut (Gespräch vom 22. Oktober 2013).

33 Die kulturspezifische Ausrichtung dieser Abteilung orientiert sich in erster Linie an einem Kriterium: dem gemeinsamen sprachlichen Hintergrund der Bewohnerschaft. Dies wurde vom ehemaligen Geschäftsführer der Alterseinrichtung und Mitinitianten der „Mediterranen Abteilung“ vor einigen Jahren in einem Interview mit den folgenden Worten begründet: „Die Kultur ist mit der Sprache identisch“ (Tanner 2010).

34 Tanner (2010).

35 Höpflinger (2014: 17).

36 Laut persönlicher Information durch den Heimleiter sind in dieser Einrichtung weitere vier Personen auf der Warteliste (Telefonat vom 27. Juni 2017).

37 Domicil Schwabgut (BE), Pflegezentrum Erlenhof (ZH), Alterszentrum Falkenstein (BS), Pflegeheim Helios (SG), Senevita Lindenbaum (AG), sawia – Stiftung Alterswohnen in Albisrieden (ZH).

Inter- und transkulturelle Öffnung der Regelinstitutionen

Eine weitere von Zeman identifizierte Strategie, um ältere Migrantinnen und Migranten innerhalb bestehender Regelinstitutionen der Altenpflege versorgen zu können, ist die sogenannte „interkulturelle Öffnung“ (Zeman 2005: 18) der Regelinstitutionen. Sie bezeichnet den „Prozess, den eine Einrichtung oder eine Kommunalverwaltung durchläuft, um sich für eine Einwanderungsgesellschaft fit zu machen“ (Barth et al. 2004: 5). Mit der „interkulturellen Öffnung“ soll erreicht werden, dass sich die ohnehin bereits vorhandene „Pluralität unserer Gesellschaft [...] auch in ihren Diensten und sozialen Einrichtungen“ widerspiegelt (KDA 2002a: 3). Damit Mitarbeitende solcher Einrichtungen „integrationsorientiert handeln“ können, erwerben sie die dafür nötige „interkulturelle Kompetenz“ mittels Trainings und Schulungen (ebd.; Khan-Zvorničanin 2016: 28). Damit soll älteren Migrantinnen und Migranten der Zugang zu den Einrichtungen der Altenhilfe ermöglicht und eine Versorgung garantiert werden, die sich nach ihren Bedürfnissen richtet (KDA 2002a: 3). Pflegekonzepte, die hier zur Anwendung kommen, sind beispielsweise die „interkulturelle“ oder die „kultursensible Pflege“, die dazu beitragen soll, „dass eine pflegebedürftige Person entsprechend ihrer individuellen Werte, kulturellen und religiösen Prägungen und Bedürfnisse leben kann“ (ebd.). Khan-Zvorničanin folgert in ihrer Analyse zu den verschiedenen Versorgungskonzepten, dass eine fortschreitende „Ethnisierung von Konzepten und Theorien“ stattfinde (Khan-Zvorničanin 2016: 31). Konzepte wie das der „interkulturellen Pflege“ basierten „auf der Prämisse, dass ›ethnisch-kulturelle Differenz‹ per se problematisch“ sei, und dass Personen mit Migrationshintergrund eine „besondere“ Form der Versorgung erforderten (ebd.: 28).

Auch Domenig kritisiert am Konzept der „interkulturellen Pflege“, dass damit ein überholter, essentialistischer Kulturbegriff reproduziert würde, „indem ›Kulturen‹ als klar voneinander abgegrenzte Wesenheiten dargestellt“ würden (Domenig 2007: 172 f.). Der dabei zum Einsatz kommende Begriff der „Interkulturalität“ macht gemäss Welsch (1995) „nicht einmal einen Versuch, die traditionelle Kulturvorstellung zu überwinden, sondern will sie bloß ergänzen, um ihre problematischen Folgen aufzufangen. [...] Kulturen, die wie Inseln oder Kugeln verfaßt sind, können sich der Logik ihres Begriffs gemäß eben nur voneinander absetzen, sich gegenseitig verkennen, ignorieren, diffamieren oder bekämpfen – nicht hingegen sich verständigen und austauschen“ (Welsch 1995: 1).³⁸ Dieses Konzept werde dem heutigen Verständnis von „Kulturen“ nicht gerecht, denn diese seien „hochgradig miteinander verflochten“ und würden einander durchdringen (ebd.: 2). Welsch (2010) plädiert deshalb für den Begriff der „Transkulturalität“:

„Transkulturalität‘ will, dem Doppelsinn des lateinischen *trans*- entsprechend, darauf hinweisen, dass die heutige Verfassung der Kulturen *jenseits* der alten (der vermeintlich kugelhaften) Verfassung liegt und dass dies eben insofern der Fall ist, als die kulturellen Determinanten heute quer durch die Kulturen *hindurchgehen*, so dass diese nicht mehr durch klare Abgrenzung, sondern durch Verflechtungen und Gemeinsamkeiten gekennzeichnet sind.“³⁹

Diese verwobene Beschaffenheit von Kulturen sei eine Folge von Migrationsprozessen, von globalen Verkehrssystemen und Kommunikationstechnologien, die „alle Informationen von jedem Punkt aus identisch verfügbar“ machten (ebd.: 43). Die „Hybridisierung“ zeitgenössi-

³⁸ Hier bezieht sich Welsch auf den Kulturbegriff von Johann Gottfried Herder, der Kulturen als in sich homogene und voneinander separierte Einheiten definiert (Welsch 2010: 40 ff.; Herder 1774, 1784–1791).

³⁹ Welsch (2010: 42). Hervorhebungen und Anführungszeichen im Original.

scher Kulturen sei nicht nur auf der gesellschaftlichen Makroebene zu beobachten sondern auch auf der individuellen Mikroebene. Welsch beschreibt heutige Individuen als „kulturelle Mischlinge“, deren kulturelle Identität „eine patchwork-Identität“ (ebd.: 46) sei und begründet dies wie folgt:

„Da heutige Heranwachsende schon alltäglich mit einer weitaus größeren Anzahl kultureller Muster bekannt werden als dies in der Elterngeneration der Fall war – man trifft schlicht auf der Straße, im Beruf, in den Medien mehr Menschen mit unterschiedlichem kulturellem und ethnischem Hintergrund als zuvor –, können sie bei ihrer kulturellen Identitätsbildung eine Vielzahl von Elementen unterschiedlicher Herkunft aufgreifen und verbinden. Das betrifft nicht etwa nur Migranten, sondern alle Heranwachsenden. Die Alternativen zum Standard von einst liegen heute nicht mehr außer Reichweite, sondern sind Bestandteil des Alltags geworden. Heutige Menschen werden zunehmend in sich transkulturell.“⁴⁰

Gemäss diesem Kulturverständnis enden die heutigen Lebensformen nicht an nationalstaatlichen Grenzen sondern gehen darüber hinaus. Gemeinsamkeiten in der Art und Weise, wie bestimmte Bevölkerungsgruppen leben, lassen sich laut Welsch nicht ausschliesslich auf einen geteilten ethnisch-kulturellen Hintergrund zurückführen, sondern auch auf andere Faktoren wie beispielsweise die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht oder Berufsgattung:

„Gleichartige Lebensformen durchziehen verschiedene Kulturen und Nationen quasi unmodifiziert. Ob man an die Lebensform des Arbeiters oder des Intellektuellen, des Managers oder des Fremdenführers denkt: sie sind weltweit, sind transkulturell ähnlich [...]“⁴¹

Die Qualität des Konzepts der „Transkulturalität“ liegt laut Khan-Zvorničanin darin, dass es seinen Fokus auf das „menschliche Miteinander jenseits kultureller Zuschreibungen“ richtet (Khan-Zvorničanin 2016: 273). Somit solle kulturelle Differenz nicht geleugnet werden, „wohl aber von konstruierten kollektiven Identitäten entlang nationalstaatlicher und/oder ethnisch-kulturell konnotierter Zuschreibungen unterschieden werden“ (ebd.).

Basierend auf dem Konzept der „Transkulturalität“ hat die Ethnologin und Pflegefachfrau Dagmar Domenig das Pflegekonzept der „transkulturellen Kompetenz“ entwickelt (Domenig 2007). Dieser praxis- und handlungsorientierte Ansatz richtet den Fokus auf die Interaktion zwischen Gesundheitsfachpersonen und Migrantinnen und Migranten und soll dazu beitragen, dass sich erstgenannte nicht mehr von stereotypen Kulturvorstellungen leiten lassen, sondern „die Lebenswelt der PatientInnen mit Migrationshintergrund möglichst wertneutral“ erfassen (ebd.: 176). Durch entsprechendes Hintergrundwissen und die Fähigkeit zur Selbstreflexion sollen Fachpersonen eine Beziehung zum Gegenüber aufbauen, die in erster Linie von Respekt und Empathie geprägt ist (Wenger 2008: 5 f.; Domenig 2007: 174). „Transkulturell kompetente“ Personen haben laut Domenig „die Fähigkeit, individuelle Lebenswelten in der besonderen Situation und in unterschiedlichen Kontexten zu erfassen, zu verstehen und entsprechende, angepasste Handlungsanweisungen daraus abzuleiten. Transkulturell kompetente Fachpersonen reflektieren eigene lebensweltliche Prägungen und Vorurteile, haben die Fähigkeit, die

40 Welsch (2010: 46).

41 Welsch (1994: 11).

Perspektive anderer zu erfassen und zu deuten und vermeiden Kulturalisierungen und Stereotypisierungen von bestimmten Zielgruppen“ (Domenig 2007: 174). Durch die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen und sich gegenseitig zu verstehen, sollen Ab- und Ausgrenzungen vermieden werden und sowohl Unterschiede als auch Gemeinsamkeiten der Interaktionspartner Beachtung finden (ebd.: 173). In ihrer empirischen Studie über die Handlungspraxis von Pflegefachpersonen im Umgang mit älteren Migrantinnen und Migranten zeigt Khan-Zvorničanin (2016) auf, dass „transkulturell kompetente“ Fachkräfte Verständnis für ihr Gegenüber aufbauen, indem sie sich auf verbindende und gemeinsam geteilte Erfahrungen einlassen (Khan-Zvorničanin 2016: 276). Die dabei vollzogene „Suche nach konjunktiver Übereinstimmung bzw. nach transkulturellen Überschneidungen“ stelle „ein handlungspraktisches Können dar“ und setze „implizites und atheoretisches bzw. konjunktives Wissen“ der Fachkräfte voraus (ebd.).

In der Diskussion um die verschiedenen Betreuungsmodelle für die alternde Migrationsbevölkerung argumentieren die Befürworterinnen und Befürworter der kulturspezifischen Einrichtungen, dass diese die besondere Situation der ersten Einwanderergeneration anerkennen und ihnen ein Umfeld garantieren würden, das ihren Bedürfnissen gerecht werde (Hungerbühler und Bisegger 2012: 57). Die Befürworterinnen und Befürworter einer transkulturellen Öffnung der Regelinstitutionen warnen hingegen davor, Migrantinnen und Migranten zu ethnisieren und sie somit als „Fremde“ oder „Andere“ zu exotisieren (ebd.). Für Hungerbühler und Bisegger steht deshalb fest:

„Die mittel- und längerfristige Zukunft liegt nicht in italienischen, türkischen, tamilischen oder albanischen Pflegeabteilungen, auch wenn diese für Teile der jeweils ersten Einwanderergeneration durchaus ein zweckdienliches Angebot sind. In Zukunft müssen sich stationäre und auch ambulante Dienste der Altersbetreuung und -pflege vielmehr grundsätzliche Gedanken machen, wie sie mit einer immer heterogeneren Altersbevölkerung umgehen wollen.“⁴²

Die Autorinnen argumentieren, dass nicht nur Personen mit Migrationshintergrund zu einer zunehmenden Diversität in Alters- und Pflegeeinrichtungen beitragen, sondern auch andere Bevölkerungsgruppen. Denn in Zukunft müssen die Einrichtungen der Altenpflege immer mehr hochaltrige und an Demenz erkrankte Personen betreuen (Höpflinger 2014: 17 f.). Zudem macht Liewald (2012: 31) darauf aufmerksam, dass sowohl suchterkrankte als auch geistig oder körperlich behinderte Menschen pflegebedürftig werden und eine Herausforderung für die Einrichtungen der Altenpflege darstellen. Aus diesem Grund benötige es ganz grundsätzlich einen fachgerechten Umgang mit Diversität in Alterseinrichtungen (Hungerbühler und Bisegger 2012: 57). In Anerkennung dieser Diversität, die nicht nur bei der alternden Migrationsbevölkerung auszumachen sei, sondern auch bei der gleichaltrigen einheimischen Bevölkerung, plädieren Hungerbühler und Bisegger deshalb für eine „Vielfalt nebeneinander bestehender Modelle“ (ebd.). Dies ermögliche auch in Zukunft, den individuellen Wünschen und Vorlieben einer zunehmend heterogenen Bewohnerschaft gerecht zu werden.

⁴² Hungerbühler und Bisegger (2012: 57).

2.4 Design im Kontext kultursensibler Betreuung

Die in den letzten Jahren geführte Diskussion um eine kultursensible Altenpflege zeigt auf, dass stationäre Alterseinrichtungen in der Schweiz weiterhin für die Bedürfnisse von älteren Migrantinnen und Migranten sensibilisiert werden müssen. Dabei wird von den Betreuungspersonen nicht nur Wissen über die soziokulturellen Hintergründe der Bewohnenden, über die politische und gesellschaftliche Situation in den Herkunftsländern und über Hintergründe der Migration verlangt (Koch-Straube 2007: 420). Auch in anderen Bereichen wird mehr Sensibilität für die Bedürfnisse von Bewohnenden mit Migrationshintergrund gefordert. Im Zusammenhang mit der transkulturellen Öffnung der Regelinstitutionen benennt Koch-Straube (2007) mehrere Aspekte, die der Diversität der Bewohnerschaft von stationären Alterseinrichtungen Rechnung tragen sollten:

„Die transkulturelle Vielfalt sollte auch in der Gestaltung des Heims und des Heimalltags zum Ausdruck kommen, z. B. in der Einrichtung, hinsichtlich der Zubereitung von Mahlzeiten, der Aktivitäten, der Rücksichtnahme auf individuelle Gewohnheiten.“⁴³

Mit ihrer Forderung spricht Koch-Straube verschiedene Bereiche an, die aus Designperspektive von Interesse sein können. Auch wenn ihre Empfehlungen sehr vage formuliert sind und keine konkreten Massnahmen benennen, impliziert die Autorin, dass die Berücksichtigung der genannten Aspekte zum Wohlbefinden der Bewohnenden beitragen kann. Zum einen wird die „Gestaltung des Heims“ und dessen „Einrichtung“ erwähnt. Hierbei handelt es sich im Wesentlichen um architektonische bzw. innenarchitektonische Interventionen und um Artefakte, die das materielle oder „dingliche“ Umfeld der betreuten Migrantinnen und Migranten bilden. Zum anderen werden „Mahlzeiten“ und auch „Aktivitäten“ benannt, die sich an die Bewohnenden richten und von ihnen „konsumiert“ oder – um es weniger marktwirtschaftlich zu formulieren – in Anspruch genommen werden. Schliesslich ist die Rede von der „Rücksichtnahme auf individuelle Gewohnheiten“, die in der Interaktion zwischen den Mitarbeitenden und den Bewohnenden zum Tragen kommt. Bei den hier genannten Bereichen handelt es sich also einerseits um Interaktionen, die zwischen Menschen (hier: ältere Migrantinnen und Migranten und deren Angehörige) und Artefakten (hier: das dingliche Umfeld) stattfinden („human-artifacts interactions“, Mager 2008: 355). Andererseits sind es Interaktionen zwischen Menschen (hier: ältere Migrantinnen und Migranten und deren Angehörige) und Menschen (Mitarbeitende der Alterseinrichtungen) („human-human interactions“, ebd.). Es sind Interaktionen, die wesentlich dazu beitragen, *wie* die beteiligten Personen ihr Umfeld erleben und die gestaltet, beziehungsweise „designt“ werden können (Burckhardt 2010: 212). Das hier zugrundeliegende Verständnis von Design wurde 1980 von Lucius Burckhardt mit den Worten „Design ist unsichtbar“ beschrieben (ebd.). Gemeint ist damit, dass nicht nur Artefakte gestaltet werden können (und Design somit sichtbar wird), sondern auch Prozesse und Systeme. Burckhardt erklärt dies am Beispiel eines Krankenhauses:

„Beschreiben wir also das Krankenhaus als Institution. Es ist vor allen sichtbaren Dingen ein System von Beziehungen zwischen Menschen. Auch zwischenmenschliche Systeme sind designt, entworfen, zum Teil allerdings von Geschichte und

43 Koch-Straube (2007: 421).

Tradition, zum andern Teil aber von heute lebenden Menschen. Wenn das Gesundheitsministerium verfügt, die Diätküche sei nicht dem medizinischen Personal, sondern der Direktion unterstellt – oder umgekehrt –, so ist dieser Beschluß ein Stück der Gestaltung der Institution.“⁴⁴

Die Gestaltung von Services

Betrachtet man die Funktion eines Krankenhauses oder anderer Einrichtungen des Gesundheitswesens als „Service“ (NHS 2005: 3; Findeli 1995: 55), so kann mit Burckhardt dieser Service gestaltet werden. Im Bereich der Designdisziplin *Service Design*, die sich mit der Gestaltung eben solcher Dienst- und Serviceleistungen beschäftigt, wird der Fokus insbesondere auf den Zugang, den Nutzerinnen und Nutzer zu einem Service haben, auf ihre Erfahrungen, die sie im Umgang mit dem Service machen sowie auf ihre Bedürfnisse gerichtet (Lee 2011; Carr et al. 2011; Zomerdijs und Voss 2010; Mager 2008; Bate und Robert 2006). Dieser Fokus entspricht einem Designverständnis, das *human-centred* ist, also den Menschen und seine Bedürfnisse ins Zentrum rückt. Nebst den Nutzerinnen und Nutzern agieren in einem komplexen System wie dem Krankenhaus noch andere Akteure, die es laut Mager und Sung (2011) ebenfalls zu berücksichtigen gilt:

„Service design aims at designing services that are useful, usable and desirable from the user perspective, and efficient, effective and different from the provider perspective. It is a strategic approach that helps providers to develop a clear strategic positioning for their service offerings. Services are systems that involve many different influential factors, so service design takes a holistic approach in order to get an understanding of the system and the different actors within the system.“⁴⁵

Die Bestandteile eines Services schliessen laut Meyer Goldstein et al. (2002) sowohl physisch vorhandene Artefakte mit ein als auch nicht-physische Elemente:

„[...] unlike a product, service components are often not physical entities, but rather are a combination of processes, people skills, and materials that must be appropriately integrated to result in the ‘planned’ or ‘designed’ service.“⁴⁶

Vor diesem Hintergrund sind die von Koch-Straube (2007) benannten Bereiche (Einrichtung der Heime, Mahlzeiten, Aktivitäten, Rücksichtnahme auf individuelle Gewohnheiten) Berührungspunkte, an denen die älteren Migrantinnen und Migranten (und ihre Angehörigen) in Kontakt mit dem Service einer Alterseinrichtung kommen. Um zu verstehen, wie dieser Service von den älteren Menschen wahrgenommen wird, ist es laut Mager (2008) unerlässlich, diesen Berührungspunkten oder „touch points“ besondere Beachtung zu schenken:

„‘Touch points’ are essential to understanding the client journey. The analysis of existing services examines whether touch points are correctly positioned. Is the concrete, visual, olfactory, acoustic, and tactile evidence suitable for making the service comprehensible and able to be experienced by clients?“⁴⁷

44 Burckhardt (2010: 212).

45 Mager und Sung (2011: 1).

46 Meyer Goldstein et al. (2002: 121).

47 Mager (2008: 356).

Auch wenn Mager in diesem Zusammenhang von „Klienten“ oder „Kunden“ spricht – von Personen also, die eine Dienstleistung in Anspruch nehmen –, kann diese Aussage auch auf Patientinnen und Patienten oder eben auch auf Altersheimbewohnende übertragen werden.⁴⁸ Die Art und Weise, wie diese Personen einen Service erleben, wird von verschiedenen sinnlichen Eindrücken geprägt. Auch Bate und Robert (2006) heben hervor, dass es bei der Gestaltung von Services im Gesundheitsbereich vor allem darum ginge, die Erfahrungen (*experience*) der Patientinnen und Patienten zu berücksichtigen:

„We suggest that designing services, environments, interactions and processes for the human experience – literally targeting experience – poses a formidable, but highly worth-while, challenge for healthcare improvement professionals. This is not just about being more patient-centred or promoting greater patient participation. It goes much further than this, placing the experience goals of patients and users at the centre of the design process and on the same footing as process and clinical goals.“⁴⁹

In Anlehnung an den Ansatz des *experience-based design* plädieren die Autoren dafür, Patientinnen und Patienten als Co-Designer in den Designprozess miteinzubeziehen. Diese Demokratisierung des Designprozesses habe den Vorteil, dass Patientinnen und Patienten nicht mehr als passive Rezipienten eines Produkts oder Services angesehen würden. Vielmehr könnten diese nun aktiv am Verbesserungs- und Innovationsprozess mitwirken (ebd.: 307). Während in deutschsprachigen Ländern diese Ansicht im Gesundheitswesen noch nicht weit verbreitet ist, ist sie im angelsächsischen Raum bereits etabliert. So kommuniziert beispielsweise der britische National Health Service (NHS) in seinem Bericht zum Thema „Creating a Patient-led NHS“ (2005), in welche Richtung sich das britische Gesundheitssystem künftig entwickeln müsse:

„[...] the ambition for the next few years is to deliver a change which is even more profound – to change the whole system so that there is more choice, more personalised care, real empowerment of people to improve their health – a fundamental change in our relationships with patients and the public. In other words, to move from a service that does things to and for its patients to one which is patient-led, where the service works with patients to support them with their health needs.“⁵⁰

Wenn also im Zusammenhang mit der transkulturellen Öffnung von Regelinstitutionen der stationären Altenpflege davon gesprochen wird, dass sowohl die Einrichtung der Heime als auch die Mahlzeiten und Aktivitäten der Diversität der Bewohnerschaft Rechnung tragen sollten, und man ferner davon ausgeht, dass diese Aspekte Teil eines gestaltbaren Services sind, so stellen sich aus einer Designperspektive, die auf die Nutzer dieses Services fokussiert (*user-centred*), folgende Fragen:

- Was sind die Bedürfnisse pflegebedürftiger Migrantinnen und Migranten im Hinblick auf das Umfeld, in dem sie betreut werden?

48 Zur Nutzung des Begriffs „client“ im Zusammenhang mit dem britischen Gesundheitswesen siehe Freire und Sangiorgi (2010).

49 Bate und Robert (2006: 308).

50 NHS (2005: 3).

- Welche gestalterischen Aspekte tragen dazu bei, dass sie mit ihrer Wohnsituation zufrieden sind?

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit sollen diese Fragen anhand bestehender Alterseinrichtungen, die eine „mediterrane“ Wohngruppe führen, beleuchtet werden. Diese Wohngruppen sind ein Versuch, pflegebedürftigen Migrantinnen und Migranten ein Umfeld zu bieten, das deren Herkunft auf verschiedenen Ebenen berücksichtigt. Am Beispiel des Alters- und Pflegeheims Buchmatt, der Pflegewohnung Isola sowie zwei weiterer Alterseinrichtungen mit „mediterranem“ Betreuungsangebot wird aufgezeigt,

- wie Räume und Serviceangebote einer Alterseinrichtung gestaltet sind, in der ältere Menschen mit Migrationshintergrund betreut werden,
- mit welcher Intention die Räume und Serviceangebote von den verantwortlichen Personen gestaltet wurden und
- welche Wirkung diese gestalterischen Massnahmen auf die Bewohnenden haben.

Somit werden diejenigen gestalterischen Aspekte identifiziert, die von den Bewohnenden positiv bewertet werden oder eine positive Wirkung auf deren Befinden haben. Die Identifikation und Evaluation dieser Aspekte ist im Hinblick auf andere pflegebedürftige Migrantengruppen wichtig und zwar insbesondere dann, wenn diese zunehmend in den Regelinstitutionen der Altenpflege betreut werden sollen. Im Rahmen der transkulturellen Öffnung dieser Einrichtungen können die Erfahrungen, die in den „mediterranen“ Wohngruppen gemacht werden, einen wichtigen Beitrag zur Wohnzufriedenheit der Bewohnenden mit Migrationshintergrund leisten.

Der Studienfokus: Das kommunikative Umfeld kulturspezifischer Alterseinrichtungen

Hungerbühler und Bisegger (2012) benennen einzelne Massnahmen, die in kulturspezifischen Alterseinrichtungen der Herkunft der Bewohnenden Rechnung tragen sollten:

„Letztlich geht es dabei um die Herstellung einer Umgebung, die der biographischen Herkunft der Pensionärinnen und Pensionäre Rechnung trägt, nicht zuletzt auch mittels architektonischer Raumgestaltung (beispielweise geeignete Räume für rituelle Gebetspraktiken), der Einrichtung (symbolische Gegenstände aus der früheren Heimat), einer an den Herkunftsländern orientierten Küche, dem Anbieten spezifischer Freizeitaktivitäten (im Falle der Italienerinnen und Italiener zum Beispiel Boccienspiel, italienische Kartenspiele etc.) und dem Feiern herkunftsorientierter Feste, der Berücksichtigung spezifischer Bedürfnisse in der Pflege bis zur Auseinandersetzung mit andern Konzepten der Sterbebegleitung sowie Trauer- und Bestattungsritualen.“⁵¹

Diese Massnahmen sollen zur Wohnzufriedenheit der betreuten Migrantinnen und Migranten beitragen und sind Teil ihres kommunikativen Umfelds, das in der vorliegenden Studie wie folgt definiert wird:

Das kommunikative Umfeld beinhaltet alle gestalteten Kommunikationsmassnahmen innerhalb des gebauten oder natürlichen Umfelds sowie die

⁵¹ Hungerbühler und Bisegger (2012: 55).

Kommunikation und Interaktion zwischen einzelnen Personen oder Gruppen und ihrem gestalteten oder natürlichen Umfeld.⁵²

Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung wird der Fokus zunächst auf die Gestaltung des räumlichen Umfelds gerichtet („architektonische Raumgestaltung“ und „Einrichtung“). Zu diesem zählen die privaten Zimmer der Bewohnenden sowie die gemeinschaftlich genutzten Bereiche der kulturspezifischen Abteilungen. Für die Einrichtung der privaten Bereiche sind in der Regel die Bewohnenden selbst oder deren Angehörigen verantwortlich. Hier zeigt sich, mit welchen Möbeln, Bildern und Objekten die Bewohnenden (oder deren Angehörige) ein Umfeld gestalten, das ihren Vorstellungen (unter den gegebenen Umständen) entspricht. Die Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche wird in der Regel von Mitarbeitenden der Alterseinrichtungen vorgenommen oder von professionellen Gestalterinnen und Gestaltern aus den Bereich Architektur, Innenarchitektur oder Design. Im Hinblick auf diese gemeinschaftlich genutzten Räumlichkeiten wird der Frage nachgegangen, inwiefern Kultur über die Gestaltung des räumlichen Umfelds repräsentiert wird und wie diese Räume von den Bewohnenden genutzt werden. Schliesslich werden auch die von Hungerbühler und Bisegger (2012) genannten Serviceangebote der kulturspezifischen Alterseinrichtungen untersucht („Küche“, „Freizeitaktivitäten“ und „Feste“). Auch hier steht die Frage im Vordergrund, inwiefern diese Angebote dem kulturellen Hintergrund der älteren Migrantinnen und Migranten Rechnung tragen und den Bedürfnissen der Bewohnenden entsprechen.

Nebst den von den Autorinnen genannten Aspekten zählen – gemäss der obigen Definition – auch andere gestalterische Massnahmen zum kommunikativen Umfeld von Alterseinrichtungen, die jedoch nicht Gegenstand der vorliegenden Studie sind. Es handelt sich hierbei um visuelle Kommunikationsmittel wie beispielsweise die Orientierungssysteme der Alterseinrichtungen sowie gedruckte und digitale Kommunikationsmittel, die in Form von Informationsbroschüren oder Webseiten über das Betreuungsangebot der Einrichtungen informieren. Diese Kommunikationsmittel kommunizieren nebst der visuellen Ebene auch über das Medium Sprache und werden für eine Leserschaft, die der deutschen Sprache nicht mächtig ist, vor allem dann verständlich, wenn sie in deren Erstsprache verfasst sind. Diesem Aspekt tragen einzelne Alterseinrichtungen mit „mediterranem“ Angebot Rechnung, indem sie Informationen über das kulturspezifische Angebot auf ihren Webseiten auf Italienisch bereitstellen oder Informationsbroschüren in italienischer Sprache verfassen. Ebenfalls werden die von Hungerbühler und Bisegger (2012) zitierten pflegerischen Aspekte, die Sterbebegleitung sowie Trauer- und Bestattungsrituale nicht untersucht, obwohl sie ebenfalls Teil des kommunikativen Umfelds kulturspezifischer Alterseinrichtungen sind. Diese Aspekte gehören in den Bereich der Palliative Care und waren Gegenstand der abgeschlossenen Studie „Doing death' and 'doing diversity' in nursing homes“, die im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms „Lebensende“ (NFP 67) durchgeführt wurde.⁵³

Design und Kultur

Der Designbegriff, der meiner Untersuchung zugrunde liegt, beschränkt sich nicht nur auf diejenigen Bereiche des Designs, in denen Artefakte gestaltet werden (wie dies beispielsweise im Industrie- oder Produktdesign der Fall ist). Vielmehr orientiert er sich an der oben aufgeführten Definition von Burckhardt (2010) und schliesst somit auch die Gestaltung von Services

⁵² vgl. auch Afzali (2018); Afzali (2013); Afzali et al. (2013).

⁵³ Vergleiche hierzu Salis Gross et al. (2014).

mit ein. Die Frage, inwiefern Design in den kulturspezifischen Alterseinrichtungen eine Repräsentation von Kultur darstellt oder inwiefern sie Kultur mitgestaltet, steht dabei im Zentrum der Untersuchung. Sie schliesst an einen Diskurs im Bereich des Designs an, der die Wechselwirkung zwischen Design und Kultur thematisiert und dabei vor allem auf die Gestaltung von Artefakten fokussiert. So schreibt beispielsweise die Designtheoretikerin Sabina Foraita, Gebrauchsgegenstände seien „ein Spiegel der Bedürfnisse, Gewohnheiten und Sehgewohnheiten – schlicht ein Spiegel des gesellschaftlichen und ästhetischen Lebens in Abhängigkeit von dem kulturellen Gedächtnis, das wir haben“ (Foraita 2010: 44 f.). Design reagiere stets auf gesellschaftliche Prozesse, könne diese jedoch auch beeinflussen. Somit reflektiere Design einerseits Kultur; andererseits gestalte es diese auch (ebd.: 45). Ähnlich drückt es auch Richard Buchanan (2001) aus, der von Produkten als Verkörperung kultureller Werte spricht:

„Products embody cultural values and knowledge drawn from many fields of learning, and products express values and knowledge in a complex debate conducted not in words but in nonverbal language.“⁵⁴

Forschen über die Dinge

Das Verständnis über die Funktion und Bedeutung von Artefakten in unterschiedlichen Kontexten ist Gegenstand verschiedener Theorien aus dem Bereich der Kultur- und Sozialwissenschaften sowie aus dem Bereich Design. Auf den Trobriand-Inseln beobachtete beispielsweise Bronislaw Malinowski (2014), wie rituelle Gegenstände nach festgelegten Regeln im Rahmen eines rituellen Tauschsystems, des sogenannten Kulas, getauscht wurden, um soziale Beziehungen zwischen den Tauschpartnern zu etablieren. Marcel Mauss (2010) führte diese Beobachtungen fort und kam zum Schluss, dass die getauschten Gaben „beseelte Dinge“ seien, die magische Kräfte besäßen (Mauss 2010: 87). In den 1960er Jahren verfolgten die beiden französischen Strukturalisten Jean Baudrillard und Roland Barthes hingegen einen semiotischen Ansatz und analysierten die Bedeutung von Alltagsgegenständen der Konsumkultur (Barthes 1964a; Baudrillard 2007). Moebius und Prinz (2012) heben hervor, dass bei diesen konsumsoziologischen Studien vor allem die „soziale Positionierung des Konsumenten im Vordergrund“ gestanden habe und nicht das konkrete Artefakt (Moebius und Prinz 2012: 12). Den Dingen sei „keine Eigenmächtigkeit zugestanden“ worden, sondern sie hätten „als passive Träger sozialkultureller Bedeutung“ gegolten (ebd.). Bezug nehmend auf Baudrillards Werk „Das System der Dinge“ führt Mareis (2014) aus, dass eine Analyse basierend auf verbal-sprachlichen Systemen „die besonderen (haptischen, visuellen, räumlichen, akustischen) Eigenheiten von Dingen und materieller Kultur nicht abschließend“ erfassen könne (Mareis 2014: 105). Auch in Pierre Bourdieus Studie „Die feinen Unterschiede“ (Bourdieu 2013) bleiben diese konstitutiven Eigenschaften von Artefakten unberücksichtigt. Die Gebrauchsgegenstände sind hier Teil des Habitus ihrer Besitzer und werden als reiner „Ausdruck klassenspezifischer Geschmacksdisposition“ angesehen (Moebius und Prinz 2012: 12). Dass sich die Bedeutung von Dingen auch verändern kann, darauf weisen Studien aus dem Bereich der Sozialanthropologie hin. Vergleichbar mit der Biografie eines Menschen, wird dabei auch Objekten eine eigene Biografie zugesprochen (Appadurai 1986; Kopytoff 1986). Um die Bedeutung von Artefakten analysieren zu können, müsse man sich deshalb laut Appadurai auf die Spuren der Objekte begeben:

⁵⁴ Buchanan (2001: 194).

„For that we have to follow the things themselves, for their meanings are inscribed in their forms, their uses, their trajectories. It is only through the analysis of these trajectories that we can interpret the human transactions and calculations that enliven things.“⁵⁵

Die Beziehung zwischen Menschen und ihrem materiellen Umfeld ist auch Gegenstand der Material Culture Studies (Samida et al. 2014; Hahn 2005; Buchli 2002; Miller 2001). Doch auch in diesem Bereich wird dem Design der Dinge kaum Aufmerksamkeit geschenkt. Der Fokus wird vielmehr auf die sozialen Beziehungen gerichtet, die durch die Dingwelt verkörpert werden. So beispielsweise auch in Daniel Millers Studie „Der Trost der Dinge“ (2010), in der das Wohnumfeld von unterschiedlichen Bewohnern eines Strassenzugs in London untersucht wird. Hier spiegeln die persönlichen Gegenstände der Bewohnenden die sozialen Beziehungen ihrer Besitzer wider und tragen zu deren Identitätskonstruktion bei (Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton 1981). Laut Moebius und Prinz (2012) wird in Studien aus diesem kulturwissenschaftlichen Bereich „die symbolische und psychische Aufladung der Gebrauchsgegenstände in erster Linie auf die Interpretationsleistung des Akteurs zurückgeführt“ (Moebius und Prinz 2012: 13). Hingegen bleibe „die eigenlogische Aktivität des Designs, d. h. dessen sinnliche Qualitäten, sowie praxis- und wissenskonstitutive Funktion“ unberücksichtigt (ebd.). Design begleite routinierte Praktiken oder ermögliche diese gar erst (ebd.: 9). Da die Dingwelt körperliche Bewegungen und Haltungen, visuelle Aufmerksamkeiten und sinnliche Eindrücke aktiv forme, müsse sie „als ein praxis- und subjektkonstitutiver Faktor“ verstanden werden (ebd.: 10). Die Autoren lenken die Aufmerksamkeit somit auf den Aspekt des Gebrauchs der Dinge:

„Einerseits bestimmen die kulturellen Praktiken die soziale Bedeutung des Dings, das je nach Kontext affektiv besetzt, symbolisch aufgeladen und verschiedenen Gebrauchsweisen zugeführt wird, und andererseits strukturieren die Dinge selbst die körperlich-sinnlichen Praktiken, da sie aufgrund ihrer ästhetischen Beschaffenheit und materiellen Widerständigkeit eine bestimmte Wahrnehmungsweise einfordern und nur begrenzt umgenutzt werden können.“⁵⁶

Ein konkretes Beispiel hierfür liefert der Designtheoretiker Gert Selle (1994), der anhand einer Sitzgelegenheit beschreibt, wie diese dazu beiträgt, einen gesellschaftlichen Wandel zu vollziehen:

„Der Stuhl oder Sessel ist auch Träger gesellschaftlicher Formbestimmtheiten. Der Körper wird in ihm zu einer kulturellen Position gebracht, in eine bestimmte und allgemeine Haltung gezwungen wie durch eine Schale oder ein Korsett. Während wir auf einem Stuhl sitzen, modelliert dieses Instrument (und die Erfahrung seines Gebrauchs) unseren Körper als einen gesellschaftlichen. Das Hocken auf dem Boden, wie es in anderen Kulturen üblich ist, signalisiert eine andere Haltung zu sich selbst, zur Natur, zu den Mitmenschen; es entspricht einem anders vergesellschafteten Körper und einem anderen Körperbewußtsein.“⁵⁷

⁵⁵ Appadurai (1986: 5).

⁵⁶ Moebius und Prinz (2012: 15). Vgl. Bourdieus Habituskonzept, das den Habitus als „strukturierende“ und „strukturierte Struktur“ definiert (Bourdieu 2013: 279).

⁵⁷ Selle (1994: 51).

Laut Foreita (2010) sei es die Aufgabe der Designer, „nicht nur die Gegenstände, sondern auch die implizierten Handlungen“ zu gestalten (Foreita 2010: 44). Die Designwissenschaft, die sich mit der „systematische[n] Untersuchung des Menschen im handelnden Bezug auf das Artefaktische“ beschäftige (ebd.), müsse sich deshalb von folgenden Fragen leiten lassen:

„Wie denkt der Mensch, wie fühlt der Mensch, was fühlt er und warum, wie handelt er und warum handelt er?“⁵⁸

Diesen Fragen gehen beispielsweise Gert Selle und Jutta Boehe (1986) in der Studie „Leben mit den schönen Dingen“ nach. In dieser beleuchten sie die komplexen Beziehungen, die Menschen zu ihren persönlichen Dingen haben und unterscheiden dabei zwischen drei Aneignungsebenen:

„In der gesellschaftlichen Aneignung kumuliert letztlich die Gesamtheit aller historischen Erfahrungen am Gegenstand – von den ersten menschlichen Werkzeugentwürfen bis zur hochentwickelten Industriekultur. In der sozialen Aneignung treffen die gegenständlichen Gebrauchserinnerungen und -erfahrungen aus der Sozialgeschichte mit den sozial differenzierten und sozial differenzierenden aktuellen Gebrauchsweisen zusammen. Und in der individuellen Aneignung handelt es sich um die Gesamtheit der lebenslang aufgebauten gegenständlichen Beziehungen und intimen Erfahrungen, in denen sich die Bestimmungen aus den anderen Ebenen brechen.“⁵⁹

Das Interesse der Autoren gilt vor allem der letzten Ebene und somit nicht den allgemeinen Gegenstandserfahrungen (die gesellschaftlich oder sozial geprägt sind), sondern den besonderen, individuellen, die Menschen mit ihren persönlichen Dingen verbinden. Für ihre Fallstudien befragten Selle und Boehe mehrere Ehepaare und dokumentierten deren Haushalte fotografisch. Anhand ihrer Analyse, die sowohl textbasiertes als auch visuelles Material berücksichtigt, gelingt es ihnen, einen „verstehenden Blick“ (ebd.: 8) für die Biografien und Einrichtungsstile der befragten Personen zu vermitteln und deren Gegenstandsbeziehungen differenziert aufzuzeigen.

„Die Dinge bilden [...] ein Gerüst für die Gebärden und Rituale des Alltäglichen, in denen man sich selbst als Einzelwesen und als gesellschaftliches Wesen mit einer Evolutions- und Sozialgeschichte begegnet. Zweckrationale, kultur- und sozial-funktionale sowie psychische Bedeutungen hüllen die Dinge ein. Diese komplexe Bedeutungsschicht wird ihnen durch Handhabung und Erfahrung verliehen, ihr Zweck oder Wert realisiert sich in der Aktion des Wahrnehmens und Gebrauchs.“⁶⁰

Da es vor allem auch die individuellen Aneignungsprozesse seien, welche die Beziehung zwischen Menschen und ihren persönlichen Dingen prägten, müsse man den Gestaltungsbegriff erweitern und darunter „auch das nicht-professionelle, unbelehrte, design-widersinnige Gebrauchshandeln verstehen“ (ebd.: 258). Damit einher ginge die Anerkennung einer Objektwelt, „deren Durchschnittlichkeit, Schönheit und allgemeine Massen-Präsenz wahrgenommen werden müsste als eine Wirklichkeit, in der Kultur gelingt, wenn auch in Formen, die den eigenen

58 Foreita (2010: 43).

59 Selle und Boehe (1986: 49).

60 Selle und Boehe (1986: 13).

elitären Kulturbegriff erschüttern“ (ebd.). Die von den Autoren geforderte Erweiterung des Gestaltungsbegriffs richtet somit ihren Fokus auch auf Bereiche, in denen nicht professionelle Designer, sondern „gewöhnliche“ Menschen für Gestaltung verantwortlich zeichnen (ebd.: 7).

Nicht dem häuslichen Umfeld, sondern dem Arbeitsplatz gilt die Aufmerksamkeit von Uta Brandes und Michael Erlhoff (2011) in ihrem 25 Jahre später veröffentlichten Buch „My Desk is my Castle“. Dem Titel entsprechend untersuchen sie über 700 Bürotische aus elf verschiedenen Ländern sowie fünf verschiedenen Kontinenten. Anders als bei Selle und Boehe (1986) richtet sich der Fokus ihrer Studie weniger auf die Geschichten, welche die Eigentümer mit ihren persönlichen Dingen verbinden. Vielmehr interessieren die Autoren das Arrangement der Artefakte auf den Arbeitstischen und die an den Arbeitsplätzen vertretenen Produktkategorien. Um herauszufinden, wie die Individualisierung und Privatisierung von Bürotischen durch ihre Besitzer erfolgt, wählen Brandes und Erlhoff ein Vorgehen, das verschiedene Methoden beinhaltet: fotografische Dokumentation der Arbeitsplätze, fokussierte (nicht teilnehmende) Beobachtung der Arbeitsplätze sowie themenzentrierte Interviews mit den Schreibtischbesitzern, denen nur zwei Fragen gestellt wurden: „Welches Objekt auf Ihrem Tisch würden Sie am meisten vermissen, wenn es entfernt würde, und welches am wenigsten?“ (ebd.: 28; Übersetzung durch die Autorin). Brandes und Erlhoff identifizieren dabei acht Kategorien von Gegenständen, mit denen sich die Befragten an ihrem Arbeitsplatz umgeben. Darunter unter anderem auch Pflanzen, Gesundheits- und Schönheitsartikel, Essen und Getränke sowie Spielzeuge und Figuren (ebd.: 48 f.). Ihre Studie macht deutlich, dass sich Menschen ihren Arbeitsplatz mit ihren persönlichen Dingen aneignen, und in der Art und Weise, wie sie das tun, bestehen sowohl kulturelle Unterschiede (in diesem Fall werden Kulturen nationalstaatlich klassifiziert) als auch Unterschiede zwischen verschiedenen Geschäftssektoren und zwischen den Geschlechtern (ebd.: 303). Letztere sind in dieser Studie am ausgeprägtesten. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass laut den Autoren in auffällig vielen Fällen durch die bloße Betrachtung des Bildmaterials Rückschlüsse auf das Geschlecht der Arbeitsplatzbesitzer gezogen werden konnten (ebd.: 99). In Anlehnung an Konzepte aus dem Bereich der Gender Studies machen Brandes und Erlhoff deutlich, welche Rolle die persönlichen Artefakte bei der Konstruktion, Narration und Inszenierung von Geschlechtsidentitäten spielen (ebd.: 99 ff.).

Nebst geschlechtsspezifischen Unterschieden weisen Brandes und Erlhoff auch auf kulturelle Unterschiede bei der Aneignung von Bürotischen durch ihre Eigentümer hin. Im Wissen, dass eine Untersuchung, die auf nationale Unterschiede fokussiert, immer auch Gefahr läuft, bestehende Vorurteile oder Klischees zu manifestieren, weisen die Autoren darauf hin, dass derartige Vorannahmen stets auf „kulturhistorischen Realitäten“ basierten (ebd.: 59). Zwar würden stereotypische Vorstellungen vielfach von aussen auf eine bestimmte Kultur projiziert. Bis zu einem gewissen Grad trafen Klischees und Vorurteile aber auch zu, weil diese im Verhalten der Mitglieder der betreffenden Kultur integriert seien (ebd.). Stangor und Schaller (1996) schreiben hierzu:

„From one perspective stereotypes are represented within the mind of the individual person. From the other perspective, stereotypes are represented as part of the social fabric of a society, shared by the people within that culture.“⁶¹

61 Stangor und Schaller (1996: 4)

Gestützt auf diese Überlegungen begründen Brandes und Erlhoff ihren Fokus auf die nationalen Unterschiede bei der Arbeitsplatzgestaltung wie folgt:

„[...] the general is not simply general, rather there are different forms of ‘the general’ (within the trivial generality that all humans live on planet earth and share certain common features that make them human) and it is extremely useful to try to understand their particular characteristics.“⁶²

Die (national-)kulturellen Unterschiede zeigen sich in ihrer Studie wie folgt: Während die überwiegend bunten Artefakte auf den Tischen der brasilianischen Studienteilnehmenden meist chaotisch arrangiert sind (ebd.: 66 f.), wirken die Bürotische in Neuseeland vergleichsweise karg und aufgeräumt (ebd.: 74 f.). Als Ausdruck eines „typisch europäischen kulturellen Selbstvertrauens“ (ebd.: 87; Übersetzung durch die Autorin) bezeichnen die Autoren hingegen das sparsame Arrangement auf den Arbeitstischen in Italien und Spanien (ebd.: 85 ff.). Die Produktsammlungen auf den Arbeitstischen der New Yorker Teilnehmenden weisen keine spezifischen Charakteristika auf. Die Autoren sehen in dieser „Neutralität“ der Arbeitsplatzgestaltung eine Metapher für die Verschmelzung der verschiedenen Kulturen, die in dieser Stadt, dem „melting pot“, zusammenleben (ebd.: 72 f.). Die Arbeitstische der ostasiatischen Teilnehmenden stechen durch eine Fülle von farbigen Objekten hervor. In Hong Kong und Taipeh sind es oftmals religiös konnotierte Objekte und Figuren, was die Autoren als Zeichen dafür sehen, dass derartige Artefakte ein Bestandteil der jeweiligen Alltagskultur sind (ebd. 76 ff.). Schliesslich weisen die Arbeitstische der Kölner Teilnehmenden auf die Übernahme einer „internationalen“ Produktästhetik hin, die gemäss den Autoren auf folgende Bemühungen hinweist:

„[...] an attempt to design everything in a trendier but ultimately more standardised way.“⁶³

Die beschriebene Standardisierung von Produkten sehen die Autoren als Folge der Globalisierung, die kulturelle Unterschiede vermeintlich nivelliere. Tendenzen im Bereich des Designs, die eine derartige Angleichung auch im Bereich der Dingkultur vollziehen, hinterfragen die Autoren:

„In spite of all claims about globalisation, we have to acknowledge the fact that even globally designed products are being regionalised and culturally modified in use.“⁶⁴

Brandes und Erlhoff widersprechen somit einer These, die davon ausgeht, dass aufgrund der Globalisierung nationale Identitäten „aufweichen“ und sich die Lebensstile, Bedürfnisse und Vorlieben von Menschen weltweit immer mehr angleichen werden. Anstatt Menschen zu vereinheitlichen und anzunehmen, dass diese mit den gleichen Produkten zufriedengestellt werden könnten, plädieren die Autoren vielmehr dafür, dass Unternehmen, deren Marketingabteilungen und Designverantwortliche die Vielfalt der Menschen anerkennen und kulturelle Unterschiede auch bei der Gestaltung von Artefakten und Services berücksichtigen sollten (ebd. 15).

62 Brandes und Erlhoff (2011: 58)

63 Brandes und Erlhoff (2011: 88).

64 Brandes und Erlhoff (2011: 89).

Die beiden oben genannten Studien von Brandes und Erlhoff (2011) sowie von Selle und Boehe (1986) sind für die vorliegende Untersuchung in mehrfacher Hinsicht von besonderem Interesse: aufgrund ihrer Studienfokusse, ihrer methodischen Zugänge und schliesslich aufgrund ihrer Ergebnisse. Beide Studien fokussieren auf Produktkulturen des Alltags und deren Aneignung durch ihre Besitzerinnen und Besitzer. Während Brandes und Erlhoff (2011) die Gestaltung des Arbeitsumfelds ihrer Studienteilnehmenden untersuchen, analysieren Selle und Boehe (1986) die Gestaltung des häuslichen Umfelds. In der vorliegenden Studie überschneiden sich diese beiden Bereiche, stellen doch die Räumlichkeiten einer Alterseinrichtung das Arbeitsumfeld der Mitarbeitenden und zugleich das Wohnumfeld der betreuten Personen dar. Auch in diesen Räumen sind professionelle Designer nur bis zu einem gewissen Grad für Gestaltung verantwortlich. Denn vielfach sind es die Bewohnenden selbst, deren Angehörige oder die Pflegenden, die die Innenausstattung der privaten oder der gemeinschaftlich genutzten Bereiche vornehmen. Diese Personen sind zwar keine ausgebildeten Designer, aber indem sie sich ihr räumliches Umfeld aneignen und mit persönlichen Dingen, mit ausgesuchten Möbeln, Bildern und Objekten ausstatten, gestalten sie dieses. Wie die Studien von Selle und Boehe (1986) sowie von Brandes und Erlhoff (2011) deutlich machen, erfolgt dieser Aneignungsprozess nicht immer bewusst und wird von unterschiedlichen Faktoren beeinflusst. Die Identifikation dieser Faktoren ist auch Ziel der vorliegenden Studie.

In methodischer Hinsicht nutzen sowohl Selle und Boehe (1986) als auch Brandes und Erlhoff (2011) für ihre Analysen der Mensch-Objekt-Beziehungen visuelles wie auch textbasiertes Material. Das Interesse der ersten Studie gilt jedoch vor allem den biografischen und individuellen Erfahrungen der Studienteilnehmenden in Zusammenhang mit ihren persönlichen Dingen. Für die Autoren steht deshalb fest:

„Erst wenn man von der Biographie etwas erfährt, kann man beginnen, sich ein Bild der besonderen Beziehungen zwischen den zufällig herumstehenden Dingen und ihren Aneignern zu machen. Erst die Lebensgeschichte macht die Randbeziehungen, besonders die auffälligen Verhältnisse zu den Dingen im Sinne einer Psychologie der Beziehungen von Subjekt und Objekt verständlich. Erst ihre intime Kenntnis von früher Kindheit an gibt Aufschluss über eine Entwicklung, auf deren Grundlage auch ‚ästhetische‘ Neigungen und Abneigungen gedeutet werden können.“⁶⁵

Die ausführlichen Befragungen ihrer Studienteilnehmenden liefern Selle und Boehe (1986) umfangreiche Interviewdaten, die sie in Form von Fallanalysen untersuchen und interpretieren. Brandes und Erlhoff (2011) hingegen richten ihren Fokus in erster Linie auf die Aneignung der Bürotische durch ihre Besitzerinnen und Besitzer sowie auf die Gestaltung der darauf platzierten Objekte. Die Autoren beschränken sich deshalb überwiegend auf die Analyse von visuellem Material, das durch die fotografische Dokumentation der unterschiedlichen Arbeitstische entstand. Für die vorliegende Studie sind diese Untersuchungen deshalb interessant, da sie beispielhaft für den Einsatz von visuellen und textbasierten Methoden zur Untersuchung der Produktkulturen des Alltags sind.

65 Selle und Boehe (1986: 53).

Universelles oder kulturorientiertes Design?

Die beiden zuvor erwähnten Studien beschäftigen sich vor allem mit der Aneignung von Lebensbereichen durch bestimmte Personengruppen, die keine ausgebildeten Designer sind. Um sich diese Bereiche anzueignen, greifen diese zwar unter anderem auch auf Artefakte zurück, sie gestalten diese Artefakte jedoch nicht zwingend selbst. Dies ist die Aufgabe von Designerinnen und Designern. Wenn professionelle Gestalterinnen und Gestalter Artefakte und Services für einen Kulturkreis entwerfen, dem sie selbst nicht angehören, stellt sich die Frage, inwiefern kulturelle Codes in der Gestaltung berücksichtigt werden müssen. Diese Frage wird im Designbereich seit mehreren Jahrzehnten – insbesondere im Zusammenhang mit der zunehmenden Globalisierung und seit dem Aufkommen der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien in den 1990er Jahren – diskutiert. Die amerikanische Designzeitschrift *Innovation* widmete im Jahre 2002 eine ihrer Ausgaben dem Thema „Global Design & Cultural Identity“ (Innovation 2002). Peter Zec, ehemaliger Präsident des Design Zentrums Nordrheinwestfalen und späterer Präsident des Internationalen Dachverbandes der Industriedesigner ICSID⁶⁶, veröffentlichte darin einen Artikel mit dem Titel „Lifestyle and Product Culture for a Global Age: Good Design“ und sah darin Folgendes voraus:

„Globalisation is leading to greater similarity of perception and lifestyles, and in some cases identity, in more and more areas of life.“⁶⁷

Der globale Handel sei für eine zunehmende Vereinheitlichung der Produktkultur verantwortlich und obwohl vereinzelt Produkte für den Verkauf in bestimmten Ländern entwickelt würden, stand für Zec Folgendes fest:

„[...] the overwhelming majority of a company's products have to have a global design that is accepted worldwide.“⁶⁸

Ein Design, das global wirksam ist und Menschen unterschiedlichster Herkunft gleichermaßen anspricht, war Zecs damalige Vision. Ganz in der Tradition der „Guten Form“ wurde dabei suggeriert, dass verschiedene Märkte mit einer Produktlösung bedient und somit die Bedürfnisse unterschiedlichster Menschen mit „gutem Design“ gleichermaßen befriedigt werden könnten. Dass durch ein solch „globales“ oder „universelles“ Design eine Kultur auch ihrer Individualität beraubt werden könne, räumte Zec fünf Jahre später in einer weiteren Ausgabe der Zeitschrift ein (Zec 2007: 20). Darin machte der Autor zudem deutlich, dass es für Designerinnen und Designer eine Herausforderung sei, Produkte für einen globalen Markt zu gestalten:

„[...] it is really difficult to concurrently design for a global market and fulfill the expectations of several different cultures.“⁶⁹

Welchen konkreten Herausforderungen sich Gestalterinnen und Gestalter dabei stellen müssen, erklären Röse und Zühlke (2001):

„The design situation in a globalization environment has changed a lot. It is already unrealistic for the designers to rely only on their intuition and personal experience gained in their own cultures to cope with the cross-cultural design. The localization of the products for different cultural groups needs a good under-

66 International Council of Societies of Industrial Design.

67 Zec (2002: 36).

68 Zec (2002: 37).

69 Zec (2007: 20).

standing of the corresponding cultures and their differences. But in general the average designer does not have this kind of knowledge [...].“⁷⁰

Wenn Designerinnen und Designer Artefakte für einen Kulturkreis gestalten, dem sie selbst nicht angehören, ist vielfach von „interkulturellem“ oder „kulturorientiertem“ Design die Rede.⁷¹ Da Produkte und Informationen heute weltweit verfügbar und deren Anspruchsgruppen zunehmend heterogen sind, sprechen Röse und Zühlke davon, dass das User Interface Design von Produkten im Sinne der Benutzerfreundlichkeit den kulturellen Hintergrund der Nutzenden berücksichtigen müsse (ebd.: 11). Die Autoren beziehen sich dabei auf die Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine und weisen darauf hin, dass sich ein kulturorientiertes Design in der Wahl der Sprache, der Schriften, des Farbkonzepts, der Navigation, aber auch in den Interaktionsstrategien der Kommunikationsmittel niederschlagen könne (ebd.). Auch St. Amant (2015) macht deutlich, dass gestalterische Kriterien der visuellen Kommunikation nicht universell seien und man deshalb kulturelle Unterschiede der Nutzerinnen und Nutzer (in diesem Fall sind nationalstaatliche bzw. ethnisch-kulturelle Unterschiede gemeint) bei der Gestaltung visueller Kommunikationsmittel berücksichtigen müsse (ebd.: 6). Welche Fragen sich dabei in Bezug auf die gestalterische Umsetzung ergeben können, beschreibt St. Amant anhand eines konkreten Beispiels:

„What, for example, should a mailbox look like so potential users correctly identify a “send mail” icon?“⁷²

Um sich dieser gestalterischen Herausforderung stellen zu können, müssten sich Kommunikationsdesignerinnen und -designer laut St. Amant ein möglichst breites Wissen über die Nutzergruppen ihrer Artefakte aneignen (ebd.: 15 f.). Durch deren gezielte Beobachtung könnten Gestalterinnen und Gestalter erfahren, wie ihre Produkte gebraucht und wahrgenommen werden. Auch andere Studien heben die Notwendigkeit hervor, die kulturelle Vielfalt von „Usern“ bei der Gestaltung von User Interfaces zu berücksichtigen (Hertzum und Jacobsen 2001; Marcus und Gould 2000; Khaslavsky 1998; Nielsen 1990). Dabei gehe es laut Marcus und Gould (2000) nicht darum, Stereotypen zu entwickeln, sondern die verschiedenen Werte und Vorstellungen von heterogenen Benutzergruppen zu erkennen und gestalterisch zu berücksichtigen (Marcus und Gould 2000: 43). Im Bereich des Grafikdesigns spricht McCoy (2006) in diesem Zusammenhang von einem am Empfänger orientierten Design (*audience-oriented design*), das nur dann erfolgreich kommunizieren könne, wenn es die Interessen und Werte des Zielpublikums berücksichtige (McCoy 2006: 205). Dank neuer Technologien könnten heute individuelle Designlösungen massgeschneidert angefertigt werden, was lange Zeit nicht möglich gewesen sei. So habe die Industrialisierung zwar die Produktion für einen breiten Markt ermöglicht. Die Massenproduktion habe jedoch auch eine einheitliche Formsprache und pauschale Designlösungen hervorgebracht. Die neuen technischen Möglichkeiten erlaubten eine grössere gestalterische Varianz, die dazu genutzt werden könne, gezielt bestimmte gesellschaftliche Gruppen anzusprechen:

„Highly channeled communications and tailored products answer the needs of the explosion of subcultures born of the values revolution of the late 1960s. Ethnic awareness and pride now counters the American tradition of assimilation.

70 Röse und Zühlke (2001: 11).

71 Zum Thema „kulturorientiertes“ Design vgl. auch Moalosi et al. (2010).

72 St. Amant (2015: 9).

This is a global trend, with news of separatists movements and splinter groups breaking up the former Eastern block countries, Europe, Africa, and Mexico bombarding us daily. These newly developed values of multiculturalism and ethnic diversity create a world of subcultures – groups focused on specialized interests and values.“⁷³

Diese „subkulturellen Gruppen“ würden sich jedoch nicht nur in Bezug auf ihre ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit unterscheiden. McCoy weist auf verschiedene soziokulturelle und biografische Erfahrungen des Zielpublikums hin, die Designerinnen und Designer bei ihrer Arbeit zu berücksichtigen hätten:

„[...] the audiences values, belief systems, biases, preconceptions, experiences, mood and attitude. [...] Lifestyle, personal style and communication style vary widely from one audience to the next.“⁷⁴

So seien nebst der nationalstaatlichen oder ethnischen Zugehörigkeit beispielsweise auch die religiöse Prägung oder das Alter des Zielpublikums wichtige Aspekte, denen gestalterisch Rechnung getragen werden müsste (ebd.: 204). McCoy fordert deshalb Gestalterinnen und Gestalter dazu auf, mehr über ihr Zielpublikum in Erfahrung zu bringen:

„We must understand each of our audiences. We must understand their values. We must speak and read their language, even in the literal sense, such as Spanish or Braille. Specialized audiences often communicate in vernacular languages or specialized jargon. Rhetorical styles vary radically from low key to in your face, from colloquial to formal. This is true for visual style languages and symbolic visual codes as well. If we are to create meaningful and resonant communications, we must give appropriate new character to a more varied, idiosyncratic, and even eccentric graphic design expression.“⁷⁵

Designstrategien im Bereich „kulturorientiertes“ Design

Inwiefern Gestaltung dazu beitragen kann, bei ihrem Zielpublikum Assoziationen mit einer bestimmten Kultur hervorzurufen, beschäftigte bereits 1964 den französischen Strukturalisten Roland Barthes. In seinem Artikel „Rhétorique de l'image“ (Barthes 1964b) analysierte er ein Werbeplakat des französischen Teigwarenherstellers Panzani und übertrug dabei rhetorische Konzepte auf das Grafikdesign (Schneller 2017). Barthes beschrieb, inwiefern die Komposition des Bildes (die er mit einem Stillleben verglich), das darauf abgebildete Gemüse sowie die Verwendung der italienischen Landesfarben dazu beitragen, beim Betrachter den Eindruck der Italianità zu erzeugen. Dabei wies er darauf hin, dass es sich bei den genannten Elementen um „touristische Stereotypen“ handle (Barthes 1964b: 41), die mit Italien in Verbindung gebracht würden:

„[...] l'italianité, ce n'est pas l'Italie, c'est l'essence condensée de tout ce qui peut être italien, des spaghetti à la peinture.“⁷⁶

73 McCoy (2006: 202).

74 McCoy (2006: 205).

75 McCoy (2006: 203).

76 Barthes (1964b: 49).

In einer jüngeren Studie aus dem Jahr 2010, an der sich acht verschiedene Länder aus Nord- und Südamerika, Afrika, Asien und Australien beteiligten, wurde ebenfalls der Einsatz visueller Stereotypen untersucht (Kelly 2010). Während Barthes seinen Fokus auf eine bestehende Werbegrafik richtete, wurden hier grafische Artefakte untersucht, die eigens für den Studienzweck generiert wurden. Ziel dieser Untersuchung war die Identifikation von visuellen Elementen, die zu sogenanntem „place branding“ – das heisst zu einer kulturellen Identität für einen Ort – beitragen (ebd.: 3). Die an der Studie beteiligten Grafikdesignerinnen und -designer – allesamt Studierende aus den acht Nationen – wurden aufgefordert, eine Postkarte für jedes teilnehmende Land zu gestalten, versehen mit einer visuellen Darstellung, die das Gemeinschaftsgefühl („sense of community“) des Empfängers darstellen sollte. Die Empfänger der Postkarten wurden ihrerseits zu den gestalteten Artefakten befragt, um herauszufinden, welche Darstellungen sie am meisten beziehungsweise am wenigsten überzeugten. Die Ergebnisse der Studie zeigten, dass die Befragten von Darstellungen, bei denen altbekannte und somit allzu plakativ wirkende visuelle Stereotypen verwendet wurden, am wenigsten überzeugt waren. Zu diesen gehörten Abbildungen von Kulturerbe, Landschaften oder architektonischen Sehenswürdigkeiten der entsprechenden Länder. Wurden bei der Gestaltung der Postkarten hingegen keine visuellen Stereotypen verwendet, so verfehlten die entsprechenden Darstellungen ebenfalls ihr Ziel. Diese wurden von den Studienteilnehmenden nämlich vielfach als zu abstrakt wahrgenommen. Positiv bewertet wurden hingegen Darstellungen, die einen neuen, überraschenden Umgang mit visuellen Stereotypen aufwiesen und folgenden Kriterien entsprachen:

„[...] using stereotypes assists in creating that connection between the recipient and the message as long as the images are presented in a new and interesting way, are non offensive and, quite often, represent an image of how the recipient wishes to be seen.“⁷⁷

Dank der Vertrautheit mit den dargestellten Motiven, deren Wiedererkennbarkeit und Interpretationsfähigkeit konnte bei diesen Darstellungen gemäss den Studienverantwortlichen eine emotionale Verbindung zum Zielpublikum hergestellt werden. Die Ergebnisse der Studie müssen vor dem Hintergrund betrachtet werden, dass es sich bei den Studienteilnehmenden um Studentinnen und Studenten handelte und somit um ein relativ junges Zielpublikum, das zu den gestalteten Artefakten befragt wurde. Denn diese Tatsache mag einen nicht unwesentlichen Einfluss auf die Untersuchungsergebnisse gehabt haben. Dennoch machen diese eines deutlich: Gestalterinnen und Gestalter müssen beim Umgang mit visuellen Stereotypen sensibel vorgehen und in der Lage sein, ihre Adressaten gut zu erfassen. Kelly schreibt hierzu:

„It becomes the role of the designer to negotiate the existing attachment people have to their cultural icons and develop a new and interesting relationship to successfully communicate to their chosen audience. Rather than avoiding stereotypes and assuming all stereotypes are ‘bad’, designers need to consider the receiver and use their differences and diversities to enrich the message we send.“⁷⁸

⁷⁷ Kelly (2010: 16 f.).

⁷⁸ Kelly (2010: 17).

Auch im Bereich der Produktgestaltung wird seit mehreren Jahren diskutiert, wie die Gestaltung von Artefakten beschaffen sein müsse, die sich an ein zunehmend heterogenes Zielpublikum richtet. Brandes und Erlhoff (2011) unterscheiden beispielsweise zwischen drei Strategien, die man bei der Entwicklung von Produkten verfolgen könne, um einer Vielfalt von Nutzergruppen und Märkten gerecht zu werden (Brandes und Erlhoff 2011: 303 ff.). Eine davon bestehe darin, multifunktionale Produkte zu entwickeln. Diese vermeintlich vielfältig nutzbaren Produkte würden im Gebrauch jedoch gewisse Schwierigkeiten mit sich bringen:

„[...] in practice, this often means that usage options are being restricted or that users have to invest a great deal of effort to adapt the product according to their particular needs.“⁷⁹

Die zweite Strategie sei es, verschiedene Varianten eines Produkts für unterschiedliche Zielgruppen und Märkte zu gestalten. So könne man mit individuellen Produktlösungen auf die jeweils verschiedenen Bedürfnisse der Nutzergruppen eingehen. Schliesslich plädieren Brandes und Erlhoff mit der dritten Strategie für ein Design, das sich durch eine inhärente Offenheit auszeichnet und das sie als sogenanntes „elastic design“ bezeichnen (ebd.: 305 ff.). Ziel dieser letzten Strategie sei es, Produkte zu gestalten, deren Funktion und Gebrauch nicht von vornherein festgelegt seien und die es den Nutzenden offen liessen, wie und zu welchem Zweck sie gebraucht werden. Die Autoren stellen somit den bisherigen Gestaltungsprozess in Frage, bei dem zu Beginn die Funktion eines Artefaktes oder eines Services definiert und daraufhin nach einer adäquaten Lösung gesucht wird. Ein solches Vorgehen schränke die Nutzung von Produkten von vornherein ein und werde der Vielfalt an Nutzerinnen und Nutzern und deren Bedürfnissen nicht gerecht. „Elastic design“ folge hingegen dem Prinzip „we have a solution and we’re looking for the problem it could solve“ (ebd.: 305). Die so kreierte Produktlösungen überliessen es den Nutzenden, wie und zu welchem Zweck sie die Artefakte brauchen möchten. Dadurch könnten laut Brandes und Erlhoff den Fähigkeiten der Nutzenden, ihren Interessen und schliesslich auch ihren individuellen Bedürfnissen gestalterisch Rechnung getragen werden (ebd.: 306).

Design und sein Zielpublikum

Im Diskurs zum Thema „interkulturelles“ oder „kulturorientiertes“ Design wird in den vergangenen Jahren zunehmend betont, dass Designerinnen und Designer mehr über die Personengruppen erfahren müssten, für die sie gestalten. Denn nur so seien sie in der Lage, Produkte oder Services zu entwickeln, die den Bedürfnissen des Zielpublikums entsprechen. Während einige Autorinnen und Autoren vor allem ethnisch-kulturelle Unterschiede hervorheben, die es gestalterisch zu berücksichtigen gelte (Moalosi et al. 2010), erweitern andere einen derart eng gefassten Kulturbegriff und schliessen auch andere soziokulturelle oder biografische Aspekte mit ein, die dafür verantwortlich sein können, wie Menschen einzelne Artefakte oder ihre gestaltete Umwelt nutzen und wahrnehmen. Die Studie von Brandes und Erlhoff (2011) macht zudem deutlich, dass auch der Kontext der Nutzung eine wichtige Rolle spielt. Denn die von ihnen untersuchten Arbeitstische unterscheiden sich in ihrer Aneignung nicht nur zwischen Mailand und Taiwan oder aufgrund ihrer männlichen Eigentümer oder weiblichen Eigentümerinnen. Unterschiede werden auch zwischen den verschiedenen Berufssparten ausgemacht, in denen die Arbeitstische zum Einsatz kommen. Für den deutschen

⁷⁹ Brandes und Erlhoff (2011: 303).

Designkritiker Volker Fischer (2000) sind es eben diese unterschiedlichen Kontexte, die die Wahrnehmung eines Artefaktes beeinflussen. Er schreibt hierzu:

„Das Produkt verbindet sich [...] in der Wahrnehmung immer auch mit den jeweils wechselnden Kontexten seines Gebrauchs. Diese Kontexte können aktiv oder passiv determiniert sein: als Reaktion gewusster, angeeigneter, erprobter Handlungsabläufe oder als memorierende Anschauung.“⁸⁰

Laut Fischer können Artefakte Erinnerungsstücke sein, die „an bestimmte Lebenssituationen gemahnen, an Bekanntschaften, Feste, Arbeits- oder Freizeitaktivitäten“ und sie können ebenso „soziale Stellung, ästhetischen Wert, ökonomischen Reichtum oder das Gegenteil dokumentieren“ (ebd.). Für die deutsche Kulturosoziologin Aida Bosch (2012) markieren Dinge „soziale Zugehörigkeiten und Abgrenzungen, sie bringen soziale Kreise zum Ausdruck, sie regulieren Inklusion und Exklusion. Mit Hilfe von Dingen [...] wird markiert, wer zu welcher sozialen Gruppe gehört und wer nicht sowie wo die Grenzen der sozialen Kreise gezogen werden“ (Bosch 2012: 62).

Der Fokus der vorliegenden Dissertation liegt auf der Frage, welche Rolle Design bei der Konstruktion von Kultur im Kontext der „mediterranen“ Alterseinrichtungen spielt. Von besonderem Interesse ist, ob die Akteure dabei von einem essentialistischen Kulturbegriff geleitet werden oder ob die Gestaltung des kommunikativen Umfelds im Sinne einer „transkulturellen Kompetenz“ erfolgt:

„Transkulturelle Kompetenz ist die Fähigkeit, individuelle Lebenswelten in der besonderen Situation und in unterschiedlichen Kontexten zu erfassen, zu verstehen und entsprechende, angepasste Handlungsweisen daraus abzuleiten.“⁸¹

In diesem Zusammenhang wird die Gestaltung des räumlichen Umfelds sowie das Service Design der „mediterranen“ Alterseinrichtungen untersucht. Zudem wird analysiert, wie diese Räumlichkeiten und Angebote von den Bewohnenden genutzt werden. Diese Aspekte sind explizit und somit beobachtbar. Was allerdings nicht beobachtbar ist, sind die Intentionen, die sich hinter dieser Gestaltung verbergen. Die Frage, weshalb die Räumlichkeiten und Angebote so gestaltet sind wie sie sind, erfordert einen anderen Zugang. Aus diesem Grund wurden im Rahmen der Untersuchung Methoden aus unterschiedlichen Disziplinen angewendet, die im folgenden Kapitel erläutert werden.

⁸⁰ Fischer (2000: 17).

⁸¹ Domenig (2007: 174).

3 Methodisches Vorgehen

Wenn man als Designerin in einer Alterseinrichtung Forschung betreibt, dann stellen sich sowohl methodische als auch ethische Fragen, die im Vorfeld dieser Forschungsarbeit geklärt werden müssen. Zum einen handelte es sich bei meinem „Feld“, in dem ich die Daten erhob, um Betreuungseinrichtungen für pflegebedürftige Menschen, die gesundheitlich eingeschränkt waren und deshalb besonderen Schutzes bedurften. Zum anderen waren diese Menschen aufgrund ihrer gesundheitlichen Verfassung vielfach nicht in der Lage, genaue Auskünfte auf gestellte Fragen zu geben. Da mich im Rahmen meiner Arbeit jedoch auch interessierte, welche Wirkung die Gestaltung des räumlichen Umfelds und des soziokulturellen Angebots der teilnehmenden Alterseinrichtungen auf die betreuten Personen hat, musste ich ein methodisches Vorgehen wählen, das neben einer direkten Befragung der älteren Menschen auch noch andere Erhebungsmethoden umfasste. Besonders deutlich wurde dies während der Studie *KULTurA*⁸² (*Kommunikatives Umfeld und Lebensqualität in transkulturellen Alterseinrichtungen*, vgl. Afzali et al. 2013), die als Vorstudie zur vorliegenden Untersuchung geplant war und bei der ich die Projektleitung innehatte. Im Rahmen dieser Vorstudie wurden Bewohnende einer „mediterranen“ Wohngruppe sowie einer nicht-kulturspezifischen Wohngruppe – einer sogenannten Regelwohngruppe – eines Altersheims (Alters- und Pflegeheim Buchmatt) in semi-strukturierten Interviews zu ihrem Betreuungsumfeld befragt. Ziel der Studie war es, diejenigen Faktoren zu identifizieren, die von den Bewohnenden positiv bewertet wurden und denen eine positive Wirkung auf deren Lebensqualität zugeschrieben wurde. Als Teil eines interdisziplinären Forschungsteams, das aus Pflegewissenschaftlerinnen und Designforschenden bestand, befragten wir die Bewohnerinnen und Bewohner zu den Themen Lebensqualität und Raum. Grundlage für die Einzelinterviews bildete ein Fragebogen zur Lebensqualität (Kane et al. 2003) und Raumgestaltung, der sowohl geschlossene als auch offene Fragen enthielt. Obwohl die teilnehmenden Personen die meisten Fragen ohne Probleme beantworten konnten, schien es mir, dass ihre Aussagen zur Gestaltung und Nutzung ihres räumlichen Umfelds an der Oberfläche verblieben und die „wirklich interessanten“ Themen nicht zur Sprache kamen. Selbst auf die offen gestellten Fragen zu den Themen Raumgestaltung und -nutzung gaben die älteren Menschen weder umfassende noch überraschende Antworten. Ich erhielt den Eindruck, dass die Mehrheit der befragten Personen vor allem deswegen wenig Auskunft über gestalterische Aspekte gab, weil sie es nicht gewohnt war, über Gestaltung zu sprechen. Die meisten Personen schienen die Gestaltung ihres räumlichen Umfelds als selbstverständlich zu erachten und diese deshalb auch nicht zu hinterfragen.⁸³ Es wurde deutlich, dass ich neben der Befragung der älteren Menschen auch andere Methoden für mein Forschungsvorhaben vorsehen musste, um aussagekräftige Daten zu erhalten. Da mich neben formal-gestalterischen

82 Die Finanzierung der Studie erfolgte durch die Berner Fachhochschule BFH.

83 Diese Beobachtung wurde bei einem Gespräch mit einem Heimleiter bestätigt, der im Rahmen der Untersuchung kontaktiert wurde. In der betreffenden Alterseinrichtung existierten Gestaltungsrichtlinien für die Möblierung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche. Mit dem Ziel, diese Gestaltungsrichtlinien nicht nur im Foyer der Einrichtung umzusetzen, sondern auch in den Wohngruppen, sollte deren Wohnzimmere Möblierung teilweise erneuert werden. Um den Bewohnenden und Mitarbeitenden des Heimes die Möglichkeit zu geben, sich im Vorfeld ein Bild von der neuen Inneneinrichtung zu machen, wurde in einer Wohngruppe ein Musterzimmer eingerichtet, das besichtigt werden konnte. Die Bewohnenden und Mitarbeitenden des Heimes sollten ausserdem bei einer „Anhörung“ die Möglichkeit erhalten, sich zur künftigen Inneneinrichtung zu äussern. Zur Überraschung des Heimleiters ist jedoch niemand zu dieser „Anhörung“ erschienen. Er führte dies auf eine Gleichgültigkeit der Personen hinsichtlich der Inneneinrichtung zurück.

Aspekten vor allem die Wirkung und Bedeutung von Gestaltung im Kontext von kulturspezifischen Alterseinrichtungen interessierte, musste ich ein Vorgehen wählen, das es mir ermöglichte, diese verschiedenen Aspekte zu untersuchen. Aus diesem Grund wurde für die vorliegende Forschungsarbeit ein qualitatives Forschungsdesign definiert, das sowohl Methoden der Designforschung als auch ethnografische Methoden beinhaltet. Wie im vorherigen Kapitel dargelegt wurde, kommen ethnografische Methoden im Bereich der Designforschung häufig zum Einsatz, da sich Erhebungsmethoden wie Interviews oder teilnehmende Beobachtung gut dazu eignen, um Informationen zur Nutzung und Wirkung von Design zu erhalten.⁸⁴ Der Einsatz ethnografischer Methoden zur Analyse von Gestaltung wird auch bei der sogenannten *Visuellen Kontextanalyse* (Müller 2011; Müller und Geise 2015) empfohlen. Diese verfolgt einen sozial- bzw. kommunikationswissenschaftlichen Ansatz und dient insbesondere der Analyse von visuellen Kommunikationsmitteln. Bei diesem Ansatz wird nicht nur der formal-gestalterische Kontext (*Gestaltkontext*) von visuellen Artefakten berücksichtigt, sondern auch deren *Rezeptions- und Produktionskontext*. Zur Ermittlung der verschiedenen Kontextebenen kommen Methoden wie Interviews, teilnehmende Beobachtung (zur Analyse des *Rezeptions- und Produktionskontexts*) oder die Dichte Beschreibung (zur Analyse des *Gestaltkontexts*) zum Einsatz (Müller und Geise 2015: 27). Das Potenzial visueller Methoden der Designforschung bleibt dabei jedoch unberücksichtigt. Auch im Bereich der material culture werden vielfach ethnografische Methoden gewählt, um die Bedeutung von Artefakten in unterschiedlichen Kontexten zu ermitteln. Studien in diesem Bereich wiederum ignorieren meist die Gestaltung der Artefakte und somit deren Beitrag zur Bedeutungskonstruktion (vgl. Kap. 2). Aus diesem Grund stellen Moebius und Prinz (2012) in ihrem Buch zur Kultursoziologie des Designs fest:

„Um die stumme Welt der Dinge zum Sprechen zu bringen, bedarf sie [eine Kultursoziologie des Designs] vielmehr eines Theorie- und Methodeninstrumentariums, das die sozial ausgehandelte Bedeutung von Dingen mit der strukturierenden Funktion visueller Ordnungen sowie den materiellen Handlungsprogrammen von Artefakten zusammendenkt.“⁸⁵

Der Fokus der vorliegenden Forschungsarbeit richtet sich unter anderem auf diese Vielschichtigkeit von Artefakten im Kontext kulturspezifischer Alterseinrichtungen. Da es zu diesem Thema bis anhin keine Literatur gibt, wurde mit der Grounded Theory (Glaser und Strauss 1967; Strauss und Corbin 1996) ein Ansatz gewählt, der es mir erlaubte, Erkenntnisse induktiv aus meinem Datenmaterial zu gewinnen (Strauss und Corbin 1996: IX). Eine umfangreiche Literaturrecherche in angrenzenden Forschungsfeldern sowie mein beruflicher Hintergrund als Produktgestalterin und Designforscherin statteten mich mit der nötigen „theoretischen Sensibilität“ aus, die mir dabei half, „Einsichten zu haben, den Daten Bedeutung zu verleihen, [...] zu verstehen und das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen“ (ebd.: 25).

84 Der Einsatz ethnografischer Methoden im Design wird auch *Designethnography* genannt (Nova 2014).

85 Moebius und Prinz (2012: 14).

Datengewinnung

Entsprechend dem Ansatz der Grounded Theory wurden die Daten für die vorliegende Forschungsarbeit in einem iterativen Verfahren über einen Zeitraum von 36 Monaten (2012–2014) in insgesamt vier Alterseinrichtungen mit „mediterranem“ Betreuungsangebot erhoben.⁸⁶ In einem ersten Schritt wurden Daten im Alters- und Pflegeheim Buchmatt gesammelt. In einem zweiten Schritt erfolgte die Datenerhebung in einer kulturspezifischen Pflegewohnung, und schliesslich wurden zur Datensättigung zwei weitere Alterseinrichtungen mit „mediterranem“ Betreuungsangebot in die Untersuchung miteingeschlossen.

Die Datenerhebung in den teilnehmenden Alterseinrichtungen wurde wie folgt vorgenommen: Die oben genannte Vorstudie *KULTurA* ermöglichte den Feldzugang zum Alters- und Pflegeheim Buchmatt und somit einen ersten Kontakt zu den Mitarbeitenden und den Bewohnenden des Altersheimes. In diesem Heim wurden zum Zeitpunkt der Erhebung rund 90 betagte Personen in insgesamt acht Wohngruppen betreut. Nachdem die Heimleitung einer Zusammenarbeit im Rahmen der Vorstudie zugestimmt hatte, wurde der Kontakt zur Stationsleitung der zwei Wohngruppen hergestellt, die sich an der Studie beteiligten: eine „mediterrane“ (Wohngruppe A/2) sowie eine Regelwohngruppe (Wohngruppe B/2), in der sowohl Personen mit als auch ohne Migrationshintergrund betreut wurden. In beiden Wohngruppen lebten zum Zeitpunkt der Erhebung jeweils elf Personen. Die Stationsleitung informierte unser Forschungsteam darüber, welche Bewohnenden für eine Befragung in Betracht kämen (s. Abschnitt *Forschung mit älteren Menschen*). Die betreffenden Bewohnerinnen und Bewohner sowie deren Angehörige wurden zunächst schriftlich über die Vorstudie und deren Zweck informiert. Daraufhin wurden die Termine für die Befragungen mit den Bewohnenden beider Wohngruppen festgelegt. Die Durchführung der Interviews hing von der Tagesverfassung der Bewohnenden ab und musste deshalb in einzelnen Fällen verschoben werden. Dank dieser Interviews lernte ich die Bewohnerinnen und Bewohner kennen, und auch sie konnten sich ein erstes Bild von mir machen. Da die Befragungen in den Zimmern der älteren Menschen durchgeführt wurden, erhielt ich einen kurzen Einblick in deren private Bereiche und sah dabei, wie unterschiedlich die jeweiligen Inneneinrichtungen ausfielen. Im Rahmen der Vorstudie führte ich auch erste informelle Gespräche mit einzelnen Pflege-mitarbeitenden, die unsere Ansprechpersonen im Heim waren, sowie mit der Heimleitung. Die Kontakte zu den Mitarbeitenden und den Bewohnenden des Alters- und Pflegeheims Buchmatt konnten im Rahmen der Folgestudie *CommuniCare (Kommunikationsdesign in kultursensiblen Alters- und Pflegeeinrichtungen)*, vgl. Afzali 2018; Afzali 2013) intensiviert werden. Die Bewohnerinnen und Bewohner, die bereits im Rahmen der Vorstudie interviewt worden waren, stimmten zu, sich erneut von mir befragen zu lassen – dieses Mal jedoch im Rahmen von offen geführten Einzelinterviews. Der Fokus sollte dabei verstärkt auf die privaten Zimmer der betreuten Personen gerichtet werden, da diese innerhalb der Vorstudie als diejenigen Orte identifiziert werden konnten, die für die Lebensqualität der älteren Menschen sehr wichtig sind. Die Befragungen fanden auf Deutsch beziehungsweise auf Italienisch in den Zimmern der Bewohnenden statt. Die Teilnehmenden wurden dabei zur Gestaltung ihres privaten Bereichs,

⁸⁶ Grundlage für die vorliegende Untersuchung bildeten die beiden Forschungsprojekte *KULTurA: Kommunikatives Umfeld und Lebensqualität in transkulturellen Alterseinrichtungen* (vgl. Afzali et al. 2013) und *CommuniCare – Kommunikationsdesign in kultursensiblen Alters- und Pflegeeinrichtungen* (Finanzierung durch den Schweizerischen Nationalfonds SNF, SNF 100016_146391; vgl. Afzali 2013, 2018). Die Studie *CommuniCare* war eine Kooperation zwischen dem Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern und der Hochschule der Künste Bern HKB (2013–2016). In diesem Projekt war ich als Doktorandin tätig.

zu den sich darin befindenden Dingen sowie zur Gestaltung und Nutzung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche des Altersheimes befragt. Durch die offene Anlage der Interviews ergab sich eine möglichst uneingeschränkte Form des Gesprächs, die mir einen vertieften Einblick in die Sichtweisen der befragten Personen ermöglichte. Das offene Gespräch wurde zudem durch die in den Zimmern vorhandenen Artefakte angeregt, die gleichzeitig auch Gegenstand der Befragungen waren. Dies ermöglichte den älteren Menschen einerseits ein „Erklären an den Objekten“ (*object elicitation*). Andererseits löste es auch Erinnerungen an diejenigen Dinge aus, die die Bewohnenden bei ihrem Umzug in das Altersheim zurückgelassen hatten. Die offene Anlage der Interviews erlaubte es ausserdem, dass die befragten Personen vom eigentlichen Gesprächsthema – nämlich der Gestaltung und Nutzung ihres räumlichen Umfelds – abschweifen konnten und Themen anschnitten, die für meine Forschungsfragen ebenfalls sehr wertvoll waren. Während des Interviews mit Signora Bianchi, einer Bewohnerin der Regelwohngruppe, erzählte diese beispielsweise, dass sie das Altersheim nur in Begleitung anderer Personen verlassen könne und gab somit Auskunft über die Nutzung des räumlichen Umfelds ausserhalb des Heimgebäudes. Die Bewohnerin fuhr fort, wie froh sie deshalb über die Besuche eines Mannes sei, der Freiwilligenarbeit leiste und die ältere Dame wöchentlich im Heim besuche. Danach erwähnte sie, dass sie dank dieser Besuche auch Spaziergänge und Besorgungen ausserhalb des Heimes machen könne (vgl. Kap. 7.6). Dieser Gesprächsverlauf zeigt beispielhaft, wie die befragten Personen – ausgehend vom räumlichen Umfeld – auch andere Aspekte des kommunikativen Umfelds thematisierten, die in den Bereich des soziokulturellen Angebots des Altersheimes fallen (in Signora Bianchis Fall die Zusammenarbeit des Alters- und Pflegeheims Buchmatt mit Freiwilligenorganisationen).

Nebst den Bewohnenden wurden auch Pflegemitarbeitende der beiden Wohngruppen im Rahmen von leitfadengestützten Interviews befragt. In einem Einzelinterview mit der Pflegerin Stefania und einem Fokusgruppeninterview mit den Pflegerinnen Susanne, Sofia, Margrit und Giulia richtete sich der Fokus ebenfalls auf die Gestaltung der Räumlichkeiten und deren Nutzung durch die Bewohnenden. Zudem wurden die Pflegemitarbeiterinnen zu Massnahmen befragt, die den kulturellen Hintergrund der Bewohnenden berücksichtigen und ihnen somit ein kultursensibles Umfeld ermöglichen sollten. Erste Erkenntnisse aus den Interviews mit den Bewohnenden wurden in den Interviews mit den Pflegemitarbeiterinnen aufgegriffen und durch diese reflektiert. Sämtliche Interviews wurden aufgezeichnet.

Da die Befragung von Demenzkranken und sehr alten Personen oftmals erschwert ist, erhob ich in einem zweiten Schritt zusätzliche Daten durch teilnehmende Beobachtung. Diese ethnografische Methode setzt ein „Engagiert-Sein des Forschers mit den Menschen, die er untersuchen möchte“ (Beer 2008: 38) voraus. Im Gegensatz „zu den Arten der Ethnographie, in denen eine Feldforscherin sich über lange Zeit in einer fremden Kultur aufhält“ (Knoblauch 2001: 125), hielt ich mich nur punktuell im „Feld“ auf und führte dabei eine fokussierte Ethnographie (ebd.) durch. Dies war möglich, da sich der Fokus meiner Arbeit nicht auf alle Lebensbereiche der Heimbewohnenden richtete, sondern nur auf einen bestimmten Aspekt – nämlich auf die Gestaltung des kommunikativen Umfelds der Alterseinrichtungen, in denen diese Personen lebten. Durch die teilnehmende Beobachtung in den Wohngruppen erhielt ich wertvolle Informationen zur Gestaltung des kommunikativen Umfelds, die in den Interviews

nicht thematisiert wurden.⁸⁷ Indem ich mit den Bewohnenden und Mitarbeitenden der beiden Wohngruppen sprach, ass und an ihrem Alltag teilnahm, erfuhr ich, wie sie ihr Wohn- und Arbeitsumfeld nutzten und lernte sie darüber hinaus besser kennen. Bei meinen mehrtägigen Feldaufenthalten ergaben sich auch informelle Gespräche mit Bewohnerinnen und Bewohnern, dem Pflegepersonal sowie mit anderen Personen, die für meine Forschungsfragen ebenfalls sehr aufschlussreich waren. So begegnete ich beispielsweise bei einem meiner Feldaufenthalte einer Frau namens Renata, die Freiwilligenarbeit leistete und eine Bewohnerin des Heimes regelmässig besuchte. Die zufällige Begegnung mit der italienischstämmigen Frau vermittelte mir einen Eindruck von der Motivation, die sie zu diesen freiwilligen Besuchen veranlasste (vgl. Kap. 7.6). Diese und andere Begegnungen sowie die dabei gemachten Beobachtungen notierte und skizzierte ich in ein Feldtagebuch oder hielt sie schriftlich in Beobachtungsprotokollen fest.

Schliesslich dokumentierte ich auch das räumliche Umfeld der Bewohnenden. Hierzu wurden die privaten Zimmer der Bewohnenden sowie die gemeinschaftlich genutzten Bereiche der beiden Wohngruppen fotografisch festgehalten. Die so entstandenen Bilder dienten als visuelle Feldnotizen,⁸⁸ die einerseits das räumliche Umfeld auch im Nachhinein rekonstruierbar machen sollten und andererseits die Grundlage für visuelle Analyseverfahren bei der Datenauswertung bildeten. Da die Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche der beiden Wohngruppen miteinander verglichen werden sollte, achtete ich darauf, dass die betreffenden Räume und die sich darin befindenden (sichtbaren) Artefakte möglichst vollständig erfasst wurden.

Nebst dem Alters- und Pflegeheim Buchmatt wurde noch eine andere Alterseinrichtung in die Untersuchung miteingeschlossen. Es handelt sich dabei um die Pflegewohnung Isola, die sich mit ihrem kulturspezifischen Angebot ebenfalls an Migrantinnen und Migranten der ersten Einwanderergeneration richtet. Diese Alterseinrichtung stellt im Vergleich zum Alters- und Pflegeheim Buchmatt eine alternative und deshalb für die Untersuchung interessante Betreuungsform dar, denn die Pflegewohnung wird von einer Stiftung betrieben und ist in ein reguläres Mehrfamilienhaus integriert. Das räumliche Umfeld der betreuten Personen wies deshalb nur wenig Ähnlichkeit mit einem institutionellen Kontext auf. Zum Zeitpunkt der Erhebung lebten in der betreffenden Pflegewohnung neun Frauen, die aus Italien, Spanien oder Portugal stammten. Nachdem die Bewohnerinnen über den Studienzweck und Verlauf der Studie informiert worden waren, erfolgte die Datenerhebung auf die gleiche Weise wie sie im Alters- und Pflegeheim Buchmatt durchgeführt worden war: Die Bewohnerinnen wurden in ihren Zimmern befragt und diese privaten Bereiche wurden anschliessend fotografisch dokumentiert. Ebenfalls fotografiert wurde der gemeinschaftlich genutzte Bereich der Pflegewohnung. Zwei Mitarbeitende des Pflgeteams wurden in Einzelinterviews befragt und auch in dieser Alterseinrichtung führte ich während mehrerer ganztägiger Feldaufenthalte eine teilnehmende Beobachtung durch. Während ich bei der Zubereitung des Mittagessens half, erfuhr ich nicht nur, dass die Bewohnenden ihren eigenen Wein zum Essen trinken konnten, sondern

87 Sanders (2002) unterscheidet zwischen dem, was eine Person sagt (*say*), was sie tut (*do*), und dem, was sie weiss, fühlt oder träumt (*make*), und empfiehlt zur Erfassung dieser unterschiedlichen Kategorien verschiedene Methoden. Da die ersten beiden Kategorien explizit (*explicit*) und beobachtbar (*observable*) sind, können sie durch ethnografische Methoden ermittelt werden (Interviews und teilnehmende Beobachtung). Die dritte Kategorie bezieht sich auf diejenigen Aspekte, die implizit sind und mit Hilfe von partizipativen Methoden der Designforschung ermittelt werden können.

88 vgl. Mohn (2007), die im Zusammenhang mit der Kamera-Ethnografie von „audiovisuellen Feldnotizen“ spricht (ebd.: 181).

darüber hinaus, welchen sinnlichen Unterschied es macht, ob die Mahlzeiten in einer zentralisierten Küche zubereitet werden (wie dies im Alters- und Pflegeheim Buchmatt der Fall war) oder in einer wohngruppeneigenen Küche (vgl. Kap. 7.3).

Da sich die Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche der Pflegewohnung Isola so stark von derjenigen des Alters- und Pflegeheims Buchmatt unterschied, entschied ich mich schliesslich, auch andere Altersheime in der Deutschschweiz zu besichtigen, die ebenfalls ein „mediterranes“ Betreuungsangebot führen. Meine Erkenntnisse, die ich im Alters- und Pflegeheim Buchmatt bezüglich der Raumgestaltung der „mediterranen“ Wohngruppe gewonnen hatte, sollten dadurch mit anderen kulturspezifischen Abteilungen, die ebenfalls in Regelinstitutionen integriert sind, verglichen werden. Ziel dieses Arbeitsschrittes war es, zu verallgemeinerbaren Aussagen zu gelangen. Somit besuchte ich zwei weitere Altersheime, die nebst Regelwohngruppen auch eine „mediterrane“ Wohngruppe anbieten. Bei diesen Heimen richtete ich den Fokus auf die Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche der „mediterranen“ Wohngruppen sowie auf deren Service Design. Bei den vor Ort durchgeführten Raumbegehungen hielt ich die Räumlichkeiten fotografisch fest und befragte die leitenden Pflegefachpersonen der jeweiligen Wohngruppen zur Gestaltung und Nutzung des räumlichen Umfelds sowie zu den Massnahmen und Angeboten, die sich gezielt an die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppen richteten. Auf Interviews mit Bewohnenden der beiden Altersheime verzichtete ich.

Die Datengrundlage für die vorliegende Dissertation bilden somit insgesamt 15 Einzelinterviews mit Bewohnenden des Alters- und Pflegeheims Buchmatt sowie der Pflegewohnung Isola. Drei Einzelinterviews wurden mit Pflegenden der beiden Alterseinrichtungen durchgeführt sowie ein Fokusgruppeninterview mit vier Pflegemitarbeiterinnen des Alters- und Pflegeheims Buchmatt. Den Zugang zu den Alterseinrichtungen ermöglichten deren Leitungspersonen, die im Vorfeld kontaktiert worden waren und in informellen Gesprächen ebenfalls erste Auskünfte über die kulturspezifischen Wohngruppen und deren spezifische Angebote gaben. Darüber hinaus fanden informelle Gespräche mit weiteren Bewohnenden sowie Pflegemitarbeitenden der vier besichtigten Alterseinrichtungen statt. Im Alters- und Pflegeheim Buchmatt erfolgten zudem Gespräche mit Personen, die im Bereich Freiwilligenarbeit oder Aktivierung tätig waren.

Forschung mit älteren Menschen

Ein zentraler Aspekt der vorliegenden Untersuchung ist die Perspektive der Heimbewohnenden auf ihr kommunikatives Umfeld. Um diese Perspektive einfangen zu können, kamen die oben genannten Methoden zum Einsatz. Dieses Vorgehen stellte mich jedoch immer wieder vor eine entscheidende Frage: Wie kann bei der Datenerhebung und -auswertung die Anonymität der Teilnehmenden garantiert werden? Diese Frage war besonders wichtig, da es sich bei der Mehrheit der befragten Personen um pflegebedürftige Seniorinnen und Senioren handelte. Um diesen Personen den ihnen gebührenden Schutz zu garantieren, wurden verschiedene Massnahmen ergriffen.

Nachdem die jeweiligen kantonalen Ethikkommissionen die beiden Forschungsprojekte, die dieser Untersuchung zugrunde liegen, bewilligt hatten, stellten die Stationsleitenden der teilnehmenden Wohngruppen den Kontakt zu denjenigen Bewohnenden her, deren Gesundheitszustand die Studienteilnahme erlaubte. Diese Personen waren kognitiv gesund oder leicht bis mittelschwer an Demenz erkrankt. Sie alle konnten sich mündlich auf Deutsch oder Italienisch ausdrücken und verfügten über eine gute allgemeine psychische und physische

Gesundheit, die es ihnen ermöglichte, sich am Leben in der Gruppe zu beteiligen. Bewohnende, die aus gesundheitlichen Gründen durch eine Studienteilnahme zu stark belastet worden wären (zum Beispiel aufgrund schwerer Demenz, schwerer Depression oder anderer körperlicher oder psychischer Erkrankungen) wurden für die Untersuchung nicht berücksichtigt. Die Bewohnerinnen und Bewohner erhielten mündliche und schriftliche Informationen, die die Forschungsprojekte erläuterten, inklusive Informationen über die Freiwilligkeit der Teilnahme, den Studienzweck sowie das Vorgehen bei der Datenerfassung und -auswertung. Die befragten Personen beteiligten sich freiwillig an der Studie und willigten in die Datenerfassung ein.

Der Fokus meiner Forschungsarbeit erforderte eine möglichst detaillierte Beschreibung von Räumen und Artefakten, denn nur so können genaue Aussagen über deren Gestaltung getroffen werden. Die Anonymisierung der Daten war deshalb besonders wichtig, denn indem ich Räumlichkeiten detailliert beschreibe, indem ich Auskunft über die sich darin befindenden Gegenstände, deren Formen, Farben und Materialien gebe, könnten diese – ohne entsprechende Massnahmen – identifiziert werden. Zum räumlichen Umfeld gehören auch die privaten Zimmer der Bewohnenden, deren Inneneinrichtungen für meine Forschungsfragen ebenfalls sehr aufschlussreich sind.⁸⁹ Hier zeigt sich, mit welchen Dingen sich die älteren Menschen während ihres letzten Lebensabschnitts umgeben und welche Gestaltung diese Dinge aufweisen. Das Abbilden der persönlichen Dinge ist deshalb erforderlich, weil es gestalterische Dimensionen der Artefakte (z. B. deren Materialität, Farbigkeit, Detailgestaltung) erfahrbar macht, die auf rein textlicher Ebene nicht zugänglich gemacht werden könnten. Damit keine Rückschlüsse auf die beteiligten Einrichtungen und Personen gezogen werden können, wurden die Namen der teilnehmenden Alterseinrichtungen, Wohngruppen und befragten Personen geändert. Bei der fotografischen Dokumentation der Räumlichkeiten achtete ich darauf, dass keine Personen abgebildet wurden. Personen, die auf persönlichen Fotografien in den Zimmern der Bewohnenden zu sehen waren, wurden nachträglich mit Hilfe eines Bildbearbeitungsprogramms unkenntlich gemacht.

Datenauswertung

Die oben genannten Erhebungsmethoden ergaben ein umfangreiches Datenmaterial, das sowohl text- als auch bildbasierte Daten enthielt. Die Auswertung dieser heterogenen Daten fokussierte auf formale Aspekte, die Nutzung, die Bedeutung der Gestaltung des kommunikativen Umfelds von „mediterranen“ Alterseinrichtungen sowie die Intention der Gestaltungsverantwortlichen. Bei der Analyse kamen sowohl Verfahren aus dem Bereich des Designs als auch sozialwissenschaftliche Analyseverfahren zum Einsatz. In einem ersten Schritt wurden die aufgezeichneten Einzel- und Fokusgruppeninterviews wortgetreu auf Deutsch und Italienisch transkribiert. Die Transkripte wurden anschliessend paraphrasiert und inhaltsanalytisch ausgewertet (Lamnek 2005; Mayring 2002). Durch die Codierung des Interviewmaterials wurden induktiv verschiedene Kategorien des kommunikativen Umfelds herausgearbeitet, die von den befragten Personen thematisiert wurden. So gaben die Auswertungen der Befragungen von Pflegemitarbeitenden beispielsweise Aufschluss darüber, welche konkreten Gestaltungsmassnahmen und Angebote zu einem kultursensiblen Umfeld in den jeweiligen Alterseinrichtungen beitragen sollen. Aufgrund der Befragung der Bewohnenden konnte zudem ermittelt werden,

⁸⁹ Die Bewohnerinnen und Bewohner der Alterseinrichtungen stimmten der Datenerhebung zu und wurden darüber informiert, dass die Fotografien für Studienzwecke verwendet würden.

welche Aspekte des kommunikativen Umfelds von den Bewohnenden genutzt werden und wie diese die entsprechenden Massnahmen und Angebote bewerten. Die Auswertung der Beobachtungen machte deutlich, wie das räumliche Umfeld der Alterseinrichtungen durch die Bewohnenden genutzt wird und liess routinierte Abläufe und Verhaltensweisen erkennen, die von den betreffenden Personen in den Interviews nicht angesprochen worden waren.

Um zu untersuchen, inwiefern sich die Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt von derjenigen der Regelwohngruppe unterscheidet, wurden die Räumlichkeiten auf Grundlage ihrer fotografischen Dokumentation miteinander verglichen. Dabei wurden in einem ersten Schritt die Innenräume anhand des Bildmaterials möglichst genau beschrieben. Des Weiteren dienten die Fotografien als Grundlage für ein bildbasiertes Analyseverfahren, das Hahn und Zimmermann (2014) als *Visuelle Analyse* bezeichnen. Die Untersuchung des Forschungsgegenstandes erfolgt hierbei anhand von Bildern, welche mit verschiedenen Arbeitstechniken aus dem Bereich der Visuellen Kommunikation bearbeitet und zusammengestellt werden (ebd.). Dies geschieht mit dem Ziel, „neuartige Erscheinungsweisen von Raum und Form verstehen zu können“ und hierfür die entsprechenden „graphischen Mittel für ihre zeichnerische Darstellung“ zu finden (Venturi, Scott und Izentour 2001). Die so entstehenden visuellen Resultate lassen Eigenschaften des Untersuchungsmaterials sichtbar werden, die ohne eine Bearbeitung der Fotografien nicht erkennbar wären (Hahn und Zimmermann 2014). In der vorliegenden Studie wurde dabei wie folgt vorgegangen: Die auf den Fotografien abgebildeten Artefakte wurden mit Hilfe eines Bildbearbeitungsprogramms aus dem jeweiligen Bildkontext herausgelöst (ausgeschnitten) und den Kategorien *Möbel*, *Objekt* oder *Bild* zugewiesen. Durch das „dichte Zeigen“ (Mohn 2008) der Artefaktkategorien rücken die Materialität der Artefakte und deren formalästhetische Beschaffenheit in den Vordergrund. Dies erlaubt Aussagen über die konkrete Gestaltung der Artefakte und die Inneneinrichtung der entsprechenden Wohngruppe. Um die Inneneinrichtung der „mediterranen“ Wohngruppe mit derjenigen der Regelwohngruppe vergleichen zu können, wurde ferner anhand der Fotografien die Inneneinrichtung der beiden Wohngruppen auf einem Grundriss rekonstruiert. Auf der Basis dieses Grundrisses wurden die Ergebnisse der Beobachtungs- und Interviewdaten reflektiert und der Einfluss der Inneneinrichtung auf das Nutzungsverhalten der Bewohnenden beider Wohngruppen ermittelt.

Die fotografische Dokumentation der gemeinschaftlich genutzten Bereiche der Pflegewohnung Isola sowie der zwei weiteren besichtigten Altersheime diente der Datensättigung und zur Überprüfung der Erkenntnisse, die im Alters- und Pflegeheim Buchmatt gewonnen werden konnten. Durch einen Vergleich der Fotografien wurden Übereinstimmungen sowie Unterschiede zwischen den jeweiligen Inneneinrichtungen herausgearbeitet. Auch hier wurde der Fokus auf die drei Artefaktkategorien *Möbel*, *Objekt* und *Bild* gerichtet, um verallgemeinerbare Aussagen über die Gestaltung der Inneneinrichtungen treffen zu können.

Schliesslich ermöglichte die fotografische Dokumentation der privaten Zimmer der Bewohnenden Einblicke in diese persönlichen Bereiche und machte diejenigen Dinge sichtbar, mit denen sich die älteren Menschen umgaben. In Anlehnung an das Konzept der Kamera-Ethnografie (Mohn 2008; Mohn 2007) dienten diese Darstellungen dem „dichten Zeigen“ (Mohn 2008), das durch das experimentelle Arrangement der Bilder ermöglicht werden sollte. Die so erzeugten Darstellungen erheben keinen „flächendeckenden Dokumentationsanspruch“ (ebd.: 63), sondern stellen vielmehr „Blickspuren“ (ebd.: 62) dar, die bestimmte Aspekte des Beobachteten wiedergeben.

4 Zur Bedeutung des Wohnumfelds

Der Umzug in ein Altersheim oder in eine andere betreute Wohneinrichtung stellt pflegebedürftige Menschen vor grosse Herausforderungen: Sie müssen ihr vertrautes Wohnumfeld, in dem sie meist mehrere Jahrzehnte gelebt haben, verlassen und sich an einem neuen Ort zurechtfinden, an den sie ihre bisherigen Lebensgewohnheiten anpassen müssen. Die eigene Wohnung war der Ort, an dem sie autonom und selbstständig waren, wo sie gemeinsam mit geliebten Menschen gelebt und sich mit vertrauten Dingen umgeben haben. Die eigenen vier Wände waren der schützende Raum vor der Aussenwelt, hier konnten sie in einem sicheren und vertrauten Umfeld zur Ruhe kommen und ihren gewohnten Tätigkeiten nachgehen (Habermas 2012: 117 f.; Goffman 1974: 374 ff.). Diesen Ort, mit dem sie über die Jahre „biographisch gewachsene Wohnbedeutungen“ (Oswald 2012: 571) verbinden, müssen die älteren Menschen aufgrund ihrer physischen oder kognitiven Verfassung oftmals unvorbereitet verlassen. Sie verlassen nicht nur die eigene Wohnung, sondern vielfach auch eine vertraute Nachbarschaft, in der sie über Jahre hinweg ein soziales Netz aufgebaut haben. Diese Menschen geben somit ihr selbstbestimmtes Leben zu Gunsten eines Lebens im institutionellen Kontext auf, bei dem sie aufgrund ihrer Pflegebedürftigkeit auf die Hilfe anderer Personen angewiesen sind. „Der Verlust des Selbstverständlichen“, der mit dem Verlust des vertrauten Wohnumfelds einhergeht, äussert sich nicht selten in einem „Gefühl der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins, das aus dem plötzlichen Verlust der Kontrolle resultiert, und zwar einer Kontrolle, die gewöhnlich nicht bewußt ausgeübt [...], sondern als gegeben vorausgesetzt wird“ (Habermas 2012: 118 f.).⁹⁰ Für viele stellt deshalb der Eintritt in die betreute Wohnform eine Statuspassage dar, die ein „gravierender Einschnitt im Leben der betroffenen älteren Menschen“ ist (Backes und Clemens 2008: 249).⁹¹ Dieser Übergang⁹² zwischen zwei Lebensphasen kann somit als „kritisches Lebensereignis“ (ebd.) bezeichnet werden, denn die Betroffenen sehen im Kontrollverlust, der mit dem Einzug in die betreute Wohnform einhergeht, nicht selten auch „Einschränkungen des Lebensvollzugs“ (ebd.). Diese Einschränkungen beziehen sich nicht nur auf ihre Privatsphäre, sondern auch auf ihre gewohnten Sozialkontakte und ihre allgemeinen Handlungsmöglichkeiten (Heeg 2000: 238). Bei der persönlichen Einschätzung ihrer neuen Lebenssituation spielt das Bild, welches die älteren Menschen in der Regel von Altersinstitutionen haben, eine entscheidende Rolle.

„Das negative Image dieser Einrichtungen ist mit Einschätzungen von Reglementierung, Massenbetrieb, Verlust der Privatheit bei sozialer Isolation und Abgeschobensein verbunden.“⁹³

Derartige Vorstellungen über betreute Wohnformen und deren – im schlechtesten Falle – Bestätigung am neuen Wohnort hinterlassen oftmals ihre Spuren bei den Betroffenen und können sich in „ausgeprägten Ohnmachtsgefühlen und Niedergeschlagenheit“ äussern (Saup 2000:

90 Obwohl Habermas diesen Kontrollverlust im Zusammenhang mit Wohnungseinbrüchen (das heisst, dem Einwirken von Fremden auf den persönlichen, geschützten Raum) beschreibt, lässt sich hier eine Parallele zur Situation von älteren Menschen aufzeichnen, die ihr gewohntes Umfeld verlassen und in eine betreute Alters-einrichtung umziehen müssen.

91 Vgl. van Genneps Konzept der Übergangsriten (*rite de passage*; van Gennep 1986).

92 Vgl. Habermas (2012: 163 f.): „Übergänge sind eine spezifische Form der Veränderung der Person-Umwelt-Beziehung. Die Person verläßt eine ihr vertraute Umgebung und begibt sich in eine ihr neue Umwelt hinein.“

93 Backes und Clemens (2008: 250).

244). Für ihr Wohlbefinden ist es deshalb sehr wichtig, dass sie einen Teil dieser Wohnaspekte am neuen Wohnort zurückgewinnen. Für einen erfolgreichen Umzug in eine Alterseinrichtung müssen laut Sugihara und Evans (2000) zwei Voraussetzungen erfüllt werden. Zunächst müssten die Betroffenen eine Bindung zu ihrem neuen Wohnort aufbauen. Diese Bindung wird von Rubinstein und Parmalee (1992) wie folgt beschrieben:

„[...] a set of feelings about a geographic location that emotionally binds a person to that place as a function of its role as a setting for experience.“⁹⁴

Ausserdem müssten den betreuten Personen unterstützende, soziale Netze zur Verfügung stehen (Sugihara und Evans 2000). Es erstaunt deshalb wenig, dass die Bewohnenden der teilnehmenden Alterseinrichtungen vielfach diese Aspekte thematisieren, wenn sie nach ihrem Wohnumfeld befragt werden. Zwei Bereiche spielen dabei aus gestalterischer Sicht eine besondere Rolle: Die Gestaltung des räumlichen Umfelds und die Gestaltung des soziokulturellen Angebots der Alterseinrichtungen.

4.1 Die Gestaltung des räumlichen Umfelds

In der Forschungsliteratur besteht Einigkeit darüber, dass das räumliche Wohnumfeld nicht allein für die Lebensqualität und das Wohlbefinden von Heimbewohnenden verantwortlich ist. Vielmehr gilt es als ein Faktor unter vielen, die sich gegenseitig beeinflussen. Nebst dem physischen Umfeld gehören hierzu auch individuelle Faktoren (demografische Aspekte, kognitive und gesundheitliche Verfassung der Bewohnenden), interpersonelle (soziale) Faktoren sowie die Organisationskultur der Alterseinrichtung (Regeln, Leitbild und Pflegekonzept der Einrichtung; Calkins 2009; Weisman, Calkins und Sloan 1994). Da man jedoch davon ausgeht, dass sich eine optimierte Gestaltung des räumlichen Umfelds positiv auf die betreuten Personen auswirken kann, wird dem physischen Umfeld an verschiedenen Stellen Beachtung geschenkt. Da die Bewohnenden von Alterseinrichtungen vielfach physische oder auch kognitive Einschränkungen erfahren, sollte das Wohnumfeld so gestaltet sein, dass es sie darin unterstützt, sich weitestgehend selbständig und sicher bewegen und orientieren zu können (GEF Bern 2013; Jeannotat et al. 2013; Bohn 2010; Calkins 2009; GEF und BSS 2009; Marquardt 2006). Aus diesem Grund sprechen sich Empfehlungen im Bereich des „Health Care Design“ und insbesondere im Alterswohnbereich für den gezielten Einsatz von Licht, Farbe, Signalik und Materialien aus, der zu einem barrierefreien Wohnen und zum Wohlbefinden der betreuten Personen beitragen soll (Fournier und Wirz-Justice 2010; Breuer 2009; Calkins 2009; Marquardt 2006; Dalke et al. 2006; Cajochen et al. 2003; Chavetz und Namazi 2003; KDA 2002b; Passini et al. 2000; Brawley 1997). Im Bereich der ökologischen Gerontologie wird nebst funktionalen Aspekten des räumlichen Umfelds auch den subjektiven Wohnbedeutungen (Oswald et al. 2000) Beachtung geschenkt. Rowles, Oswald und Hunter (2004) heben hervor, was es bei der Gestaltung des räumlichen Umfelds zu berücksichtigen gelte:

„In the domain of institutional design it is not enough to put a few wooden chairs and other items of furniture into resident rooms to create an illusion of home.

⁹⁴ Rubinstein und Parmalee (1992: 139).

The pretense involved in the creation of such 'false homes' must be replaced by genuine concern with making both community and institutional spaces experientially meaningful to their residents."⁹⁵

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, sollten Räume so gestaltet sein, dass sie „[e]motionale Sicherheit und Geborgenheit“ vermitteln (Heeg 2000: 238). Dazu beitragen können „helle, warme, wohnliche Materialien, alkenartige Nischen, Dinge aus der Vergangenheit“ sowie eine „Möblierung ›wie zu Hause‹“ (ebd.). Dem Alter der Bewohnenden entsprechend sollen historische Möbel dazu beitragen, ein vertrautes Umfeld zu schaffen. Denn man geht davon aus, dass diese am ehesten dem Einrichtungsstil entsprechen, den die älteren Menschen aus ihrer eigenen Vergangenheit kennen. Welche Elemente ein solcher Einrichtungsstil sonst noch beinhaltet, beschreibt Joseph:

„[...] residential architectural features, domestic furniture and finishes, use of artwork, natural elements, and personalized rooms.“⁹⁶

Vor allem bei der Betreuung von demenzerkrankten Personen geht man davon aus, dass ein derart gestaltetes Milieu zu deren Orientierung und Wohlbefinden beitragen kann.⁹⁷ In ihrer Literaturübersicht zu diesem Themenfeld weisen Chaudhury und Cooke (2014) auf die gesundheitsfördernde Wirkung eines wohnlichen Betreuungsumfelds hin. Ein solches Umfeld wird in verschiedenen Studien unter anderem mit einer Verbesserung von emotionalen und kognitiven Fähigkeiten demenzerkrankter Personen in Verbindung gebracht. Ebenso mit einer gesteigerten sozialen Interaktion, Autonomie sowie einer Verminderung verbaler Aggression und Agitation (ebd.; Wilkes et al. 2005; Zeisel et al. 2003; Lundgren 2000; McAllister und Silverman 1999; Annerstedt 1994). „Psychobiografische Gegenstände in der Wohnumgebung“ sollen das Wiedererkennen fördern und „als Stütze und Orientierungshilfe in Raum und Zeit“ dienen, was den betreuten Personen Sicherheit vermitteln soll (GEF und BSS 2009: 17). Bei der Gestaltung von Alterseinrichtungen sei es gemäss Saup (2000) zudem wichtig, „[e]ine abgestufte Raumsyntax von privaten, halb-öffentlichen und öffentlichen Bereichen“ vorzunehmen, da diese Massnahmen „die Privatheitsregulation von Heimbewohnern“ unterstützen (Saup 2000: 245). In der vorliegenden Studie wird der Gestaltung der halb-öffentlichen und privaten Bereiche der „mediterranen“ Alterseinrichtungen besondere Beachtung geschenkt. Der Fokus richtet sich dabei zunächst auf die gemeinschaftlich genutzten Wohnbereiche und in einem zweiten Schritt auf die privaten Zimmer der Bewohnenden. Den wesentlichen Unterschied zwischen diesen beiden Bereichen beschreibt Signora Pavan, eine Bewohnerin der „mediterranen“ Pflegewohnung Isola. Während eines Interviews, das in ihrem Zimmer durchgeführt wurde, äussert sich die ältere Dame wie folgt:

„[...] lì fuori è di tutti, qui è solo mio!“⁹⁸

Der gemeinschaftlich genutzte Bereich einer Alterseinrichtung ist allen Bewohnenden, Angehörigen und Mitarbeitenden zugänglich. Gleichzeitig wird gefordert, dass die Inneneinrichtung

⁹⁵ Rowles, Oswald und Hunter (2004: 186).

⁹⁶ Joseph (2006: 7).

⁹⁷ Eine Ausnahme bildet hier die Studie von Falk, Wijk und Persson (2009), in der kein nennenswerter Zusammenhang zwischen der Innenraumgestaltung von Alterseinrichtungen und der Lebensqualität der Bewohnenden festgestellt werden konnte.

⁹⁸ „[...] das da draussen gehört allen, das da hier drinnen ist nur meins!“ Interview mit Signora Pavan am 1. Mai 2014.

dieser halb-öffentlichen Bereiche so gestaltet sein sollte, dass sie an die bisherigen Erfahrungen der Bewohnenden anknüpft und vertraut wirken sollte. Doch was bedeutet dies bei der Betreuung einer Personengruppe, die aus einem anderen Kulturkreis als die Mehrheitsgesellschaft stammt? Wenn die gemeinschaftlich genutzten Bereiche eine Möblierung „wie zu Hause“ enthalten sollten, wie ist diese dann konkret gestaltet und wer gestaltet sie? Mit welchen gestalterischen Mitteln wird dem kulturellen Hintergrund der betreuten Personen Rechnung getragen? Im Folgenden sollen diese Fragen am Beispiel der „mediterranen“ Alterseinrichtungen untersucht werden.

5 Die gemeinschaftlich genutzten Bereiche

In einer Alterseinrichtung können die gemeinschaftlich genutzten Bereiche im Idealfall Orte der Begegnung und des Austauschs sein (Jeannotat, Engel und Bohn 2013; Day und Cohen 2000). In ihnen können selbst Bewohnende ohne Angehörige in Kontakt mit Personen kommen, die nicht Teil der Einrichtung sind. Dieser Kontakt stellt für Heimbewohnende eine wichtige Verbindung zur Aussenwelt⁹⁹ dar, vor allem dann, wenn ihr Aktionsradius mit zunehmender Gebrechlichkeit abnimmt und sich immer mehr auf den betreuten Wohnort beschränkt (Backes und Clemens 2008). Die Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche spielt dabei eine wichtige Rolle und sollte den Bewohnenden die Möglichkeit bieten, am sozialen Leben teilzunehmen (Heeg 2000).

Wenn man sich über Alterseinrichtungen mit einem kulturspezifischen Betreuungsangebot in der Deutschschweiz informiert, so liest man auf deren Internetseiten unter anderem auch über die „Italianità“¹⁰⁰, die auf den „mediterranen“ Wohngruppen gelebt würde. Die Bewohnenden fänden in diesen Alterseinrichtungen „ein Stück Heimat“¹⁰¹ vor, ein vertrautes Umfeld, das „mediterrane Traditionen“¹⁰² berücksichtige. Spricht man mit Mitarbeitenden dieser Alterseinrichtungen, so betonen diese häufig, dass sich die „mediterranen“ Wohngruppen von den Regelwohngruppen der entsprechenden Einrichtungen unterscheiden würden. Dabei wird weniger die Gestaltung des räumlichen Umfelds thematisiert als die habituellen Eigenschaften der Bewohnenden. In einem Gespräch, das ich mit dem Heimleiter eines Alters- und Pflegeheims mit kulturspezifischem Betreuungsangebot durchführte, wies dieser beispielsweise darauf hin, dass „das Sippenhafte“¹⁰³ bei der „mediterranen“ Wohngruppe deutlich zu spüren sei, da in dieser ein grösserer Zusammenhalt zwischen den Bewohnenden, deren Angehörigen und dem Pflegepersonal herrsche. In einer anderen Alterseinrichtung, dem Alters- und Pflegeheim Buchmatt, bestätigten Pflegemitarbeitende diese Beobachtung und belegten sie mit einem konkreten Beispiel, das sich auf die Nutzung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche bezieht. Demnach verweilten die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe nach dem Mittagessen häufig in diesen Bereichen und zögen sich – anders als die Bewohnenden der Regelwohngruppen – nicht sofort in ihr eigenes Zimmer zurück. Die Mitarbeitenden der Alterseinrichtungen mit kulturspezifischem Betreuungsangebot scheinen sich also darin einig zu sein, dass in den „mediterranen“ Wohngruppen ein „familiäres Ambiente“¹⁰⁴ herrscht, welches sich offenbar von den Regelwohngruppen unterscheidet und das unter anderem auf den ausgeprägten Gemeinschaftssinn der Bewohnenden zurückgeführt wird. Aus einer Designperspektive stellt sich hierbei die Frage, inwiefern die Gestaltung der Räumlichkeiten der „mediterranen“ Wohngruppen diese „familiäre Atmosphäre“ unterstützt. Sind diese Bereiche möglicherweise auch so gestaltet, dass sie kontaktfördernd, also soziopetal, wirken? Und inwiefern unterscheiden sie sich dabei von den gemeinschaftlich genutzten Bereichen von Regelwohngruppen? Diese und andere Fragen zur Inneneinrichtung sollen exemplarisch am Beispiel der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt untersucht werden.

99 Zur Bedeutung des Kontakts von „Insassen“ totaler Institutionen zur Aussenwelt siehe Goffman (1973).

100 <http://www.erlenhof.ch/pflegeangebot/mediterrane-abteilung/> (2. Januar 2018).

101 <https://www.senevita.ch/de/standorte/lindenbaum/pflege/mediterranes-wohnen/> (2. Januar 2018).

102 <http://www.sawia.ch/pflegewohnungen/oasi/> (2. Januar 2018).

103 Interview mit einem Heimleitenden am 22. Oktober 2013.

104 <https://schwabgut.domicilbern.ch/angebot/> (2. Januar 2018).

Die Alterseinrichtung Buchmatt

Das Alters- und Pflegeheim Buchmatt wurde zu Beginn der 2000er Jahre neu eröffnet und betreut rund 100 ältere Menschen in insgesamt zehn Wohngruppen. Die Wohngruppen befinden sich auf fünf Stockwerken und ihre Namen leiten sich von ihrer geografischen Lage im Gebäude (A-Trakt oder B-Trakt) und dem Stockwerk, auf dem sie sich befinden (1.–5. Stockwerk), ab. Die „mediterrane“ Wohngruppe befindet sich auf dem zweiten Stockwerk im A-Trakt des Gebäudes und wird dementsprechend als „Wohngruppe A/2“ bezeichnet. Auf dem gleichen Stockwerk befindet sich die „Wohngruppe B/2“, die in der vorliegenden Studie als Vergleichswohngruppe dient. In dieser Regelwohngruppe werden sowohl Personen mit als auch Personen ohne Migrationshintergrund betreut. Anhand der Inneneinrichtung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche dieser beiden Wohngruppen sollen Unterschiede sowie Gemeinsamkeiten in der Gestaltung und Nutzung der Räumlichkeiten aufgezeigt werden. Auch wenn die Gestaltung der Innenräume auf die spezifischen Rahmenbedingungen innerhalb dieser Altersreinrichtung zurückzuführen ist (wie beispielsweise die vorgegebenen architektonischen Gegebenheiten, das für die Inneneinrichtung zur Verfügung stehende Budget oder die mit der Inneneinrichtung betrauten Personen), so können durch einen Vergleich dieses Einzelfalls mit anderen „mediterranen“ Alterseinrichtungen, der im zweiten Teil dieses Kapitels vorgenommen wird, durchaus allgemeine Aussagen gemacht werden. In einem ersten Schritt soll jedoch zunächst das räumliche Umfeld der gemeinschaftlich genutzten Bereiche dieser „mediterranen“ Wohngruppe beschrieben werden. Hierzu dient eine Raumbegehung, die im Aussenbereich der Alterseinrichtung startet, dann durch den Eingang in die halb-öffentlichen Bereiche der Einrichtung und schliesslich über den Aufzug in die kulturspezifische Wohngruppe führt.

Die Lage der Alterseinrichtung

Das Alters- und Pflegeheim Buchmatt befindet sich in einem lebendigen Wohnviertel, das sich in den letzten Jahren stark gewandelt hat. Das ehemalige Arbeiterquartier in Bahnhofsnähe verzeichnet einen hohen Ausländeranteil und zieht heute vor allem auch junge Menschen an. Es bietet Raum für Wohngemeinschaften, Ateliers, Ladenlokale und ist geprägt von den vielen kleinen Geschäften, deren Angebote die unterschiedlichen Nationalitäten ihrer Besitzer widerspiegeln. Die zentrale Lage und das vielfältige Angebot machen das Stadtviertel zu einem attraktiven und beliebten Wohn- und Arbeitsort. Die Alterseinrichtung liegt an einer Strassenkreuzung und ist gut an den öffentlichen Verkehr angebunden. Flankiert wird das moderne Gebäude von einer befahrenen Hauptachse, die sich durch das gesamte Quartier erstreckt. In einer verkehrsberuhigten Seitenstrasse befindet sich der Haupteingang der Institution.

Der Eingangsbereich

Zwei Wege führen in das Gebäudeinnere: eine rollstuhlgängige Rampe und eine breite Betontreppe, über die man direkt zur automatischen Eingangsschiebetür aus Glas gelangt. Ein querformatiges Metallschild, auf dem der Name der Einrichtung steht, ist am Treppengeländer aus Edelstahl befestigt und empfängt mich bei meinem Eintritt in das Alters- und Pflegeheim. Hinter der Glastür befindet sich der Zwischenbereich des Eingangs. In diesem hellen Flur, dessen Boden mit einem dunkelgrauen Läufer ausgelegt ist, steht eine eingetopfte grosse Grünpflanze. Rechterhand hängt eine graue Briefkastenzeile für eingehende Post an der Wand. Nüchtern spiegelt sich diese in dem filigranen, goldgerahmten Spiegel, der vis-à-vis über einem antiken, dunklen Wandtisch prangt. Auf der halbrunden Holzablage informieren

regelmässig aktualisierte Handzettel über Angebote der Institution. Neben dem Tisch befindet sich die Tür zum hauseigenen Coiffeur, der von den Bewohnerinnen und Bewohnern in Anspruch genommen werden kann.

Am Ende des Ganges liegt hinter einer zweiten Glasschiebetür der innere Eingangsbereich des Alters- und Pflegeheims. Hier befindet sich rechterhand der Empfang des Hauses. Einem Stationszimmer ähnlich grenzt der abgeschlossene Raum mit seiner verglasten Front an die öffentlich zugängliche Zone. Gegenüber dem Empfangsschalter befinden sich zwei Aufzüge, über die man in die oberen Stockwerke und zu den Wohngruppen gelangt. Neben den beiden Aufzügen stehen, gut sichtbar, zwei konvex geformte Metallständer. Einer der beiden hält ein eingeschobenes Din-A4-Blatt, auf dem die Namen aller Bewohnenden aufgelistet sind mit den entsprechenden Zimmernummern und Stockwerken, in denen die Personen wohnen. Der zweite Ständer hält einen Ausdruck mit einem Farbfoto und dem darunter stehenden Leitspruch der Woche:

„Wenn du nicht entkommen kannst, dann lass dich mit ganzem Herzen ein.
(Mignon McLaughlin)“.

Die Wand zwischen den beiden Aufzugstüren ist feuerrot gestrichen, ebenso wie zwei Säulen, die den Weg in den hinteren Teil des Erdgeschosses markieren. Dieser Weg führt an den Aufzügen vorbei und weist linkerhand Türen zu mehreren Arbeitszimmern auf, unter anderem auch zum Büro der Heimleitung. Vor diesem Zimmer ist eine kleine Rattan-Sitzgruppe mit Beistelltisch, Stehlampe und Grünpflanze für wartende Personen aufgestellt. Ergänzt wird dieses Möbelarrangement durch eine hohe Glasvitrine, in der Handarbeiten der Bewohnenden ausgestellt sind. Ein kleines Schild mit der Aufschrift „Geschenkideen – Arbeiten unserer Bewohner“ weist mich darauf hin, dass die selbstgestrickten Babyschuhe, Decken und Mützen käuflich zu erwerben sind. An der Vitrine vorbei gelangt man in den hinteren Teil des Erdgeschosses, wo sich unter anderem ein grosser Saal für Veranstaltungen, verschiedene Sitzungszimmer, ein öffentliches Café mit dazugehörigem Garten und ein dritter Aufzug befinden.

In den oberen fünf Etagen des Alters- und Pflegeheims befinden sich die zehn Wohngruppen. Nebst acht Regelwohngruppen und einer „mediterranen“ Wohngruppe bietet die Einrichtung auch eine Wohngruppe für an Demenz erkrankte Personen an. Erschlossen werden die Etagen entweder durch eine Treppe, die sich hinter einer weissen Tür im Eingangsbereich verbirgt oder durch einen der drei Aufzüge. Während der Aufzug im hinteren Bereich des Erdgeschosses zu den Wohngruppen im B-Trakt führt, gelangt man mit den beiden Aufzügen im Eingangsbereich des Gebäudes zu den Wohngruppen im A-Trakt. Hier befindet sich auf dem zweiten Stockwerk unter anderem auch die „Wohngruppe A/2“, eine „mediterrane“ Wohngruppe.

5.1 Die „mediterrane“ Wohngruppe

Die Inneneinrichtung des gemeinschaftlich genutzten Bereiches

Ich verlasse den metallverkleideten Aufzug und werde auf dem Flur der „mediterranen“ Wohngruppe von einem Arrangement aus blau-gestreiftem Liegestuhl, Fischernetz und Rettungsring empfangen. Passend zur Sommersaison ist unmittelbar vor dem Aufzug mit Dekorationsmaterial eine Strandszene nachgestellt. Auf einem mit Holzleisten abgesteckten Bereich inszeniert weisser Satin als Sand zusammen mit den übrigen Requisiten einen Anblick, den die Bewohnenden aus vergangenen Ferienaufenthalten in ihren Herkunftsländern kennen. Zwei Strohhüte hängen leger über dem Kopfteil der niedrigen Liege, fast so, als hätte sie ihre Besitzerin dort für eine willkommene Abkühlung im imaginären Nass zurückgelassen und kehre danach gleich wieder zurück. An der Wand hängt ein grosses, rechteckiges Plexiglasschild. Es informiert mit einer überdimensionalen orangen Ziffer auf rostrottem Grund über das Stockwerk, auf dem ich mich befinde, darunter bezeichnen weisse Letter die „Wohngruppe A“. Über die obere rechte Ecke des Schildes ist das grobmaschige Netz drapiert, in dessen Geflecht kleine bunte Holzfische gefangen sind. Eine lachende Pappmaché-Sonne strahlt mir über dieser Strandszene entgegen. Neben der sommerlichen Installation steht eine alte, dunkelbraune Sitzbank mit Schublade auf dem Flur. Früher hat das kompakte Möbel vermutlich in einem Entrée als Schuhschrank und Ablage für Utensilien wie Schlüssel, Schal und Mütze gedient. Auf ihm steht eine Glasvase mit zwei künstlichen Sonnenblumen, ein dunkelrotes Sitzkissen dient als Polsterung. In einer Ecke des Ganges steht vor der Tür eines Bewohnerzimmers eine eingetopfte, hohe Zimmerpflanze.

Die Wände des Flurs sind in einem zarten Apricot gestrichen, die Türen zu den Zimmern der Bewohnerinnen und Bewohner setzen sich farblich kaum davon ab. Der Boden ist mit einem hellen Parkett belegt. Auf ihm spiegelt sich das Licht der runden Deckenleuchten, die in das normierte Plattenmaterial der abgehängten Raumdecke integriert sind. An den Wänden entlang zieht sich eine Holzgriffleiste, die den betreuten Personen Halt bietet und sie sicher von Tür zu Tür geleitet. Am Ende des Ganges hängt auf Augenhöhe ein Holzgerahmtes Gemälde. Es bildet in zarten Grüntönen einen Hang mit Bäumen ab, im Hintergrund thront eine mittelalterliche Burg über der Landschaft. Etwas weiter den Gang entlang steht eine zweite Bank mit dem Rücken zur Wand. Das Gestell und die Armlehnen des Möbels sind aus Nadelholz, gepolstert ist der Zweisitzer mit einem dunkelgrünen, abwaschbaren Kunstleder. Darüber hängt in einem üppigen Goldrahmen das Bild einer herbstlichen Waldlichtung: Zwischen dunkelgrünen Tannen und orange leuchtenden Laubbäumen rinnt ein schmaler Bach, an dessen Ufer sich runde Steine sammeln und der sich schliesslich in der Flucht des Bildes verliert. An dieser Stelle des Stockwerkes mündet der Flur in den offenen, gemeinschaftlich genutzten Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe. Oberhalb des Handlaufs zieren hier zwei gedruckte Leinwandfotografien in Posterformat die Wand. Auf einem der beiden überblicke ich von einer Terrasse aus das ägäische Meer, umgeben von weiss getünchtem Gemäuer und einer blau gestrichenen Holztür. Direkt neben dem sommerlichen Kykladenidyll bildet das zweite Poster eine Seelandschaft im Sonnenuntergang ab. In der abendlichen Stimmung spiegelt sich das rote Licht im stillen Wasser, an dessen Ufer ein einsames Boot mit Paddeln liegt.

Im vorderen Bereich des grosszügigen Wohngruppenraumes trennt ein offenes schwarzes Regal die Fernsehcke ab. In dem Möbel sind italienischsprachige Bücher, Schallplatten mit italienischer Musik und Nippes aus Glas und Keramik ausgestellt. Ein Fernsehgerät steht zentral auf einem kleinen gläsernen TV-Möbel mit silbrig lackiertem Gestell. Neben dem Mo-

nitor befinden sich zwei kleine silbrige Lautsprecherboxen. Sie sind an den Plattenspieler mit integriertem Radio angeschlossen, der in der Ablage unter dem Bildschirm aufbewahrt ist. Um den Fernsehapparat herum ist die Sitzgruppe angeordnet: zwei moderne, schwarze Ledersofas stehen über Eck, ergänzt von einem schweren hellbeigen, stoffbezogenen Sessel. Direkt neben dem Fernseher ist auf der einen Seite ein imposanter Rosenquarz auf einem weissen Sockel platziert, der die Form einer ionischen Säule hat. Auf der anderen Seite des Geräts steht ein schlichter, unbestückter Blumenhocker aus dunkelbraunem Holz. Vor einem der kubischen Dreisitzer ist, leuchtend rot, ein kleiner, quadratischer Couchtisch aufgestellt, auf dem fein säuberlich ein weisses Deckchen liegt. Oberhalb des Fernsehers sind eine Sonne und eine Eidechse aus grün bemaltem Ton an die Wand montiert.

Anschliessend an die Fernsehecke befindet sich der Essbereich der Wohngruppe. Der sonst offene Grundriss des gemeinschaftlich genutzten Bereichs erfährt hier aufgrund einer eingezogenen Leichtbauwand eine Zäsur. Die weisse Wand ist gerade so gross, dass sie einerseits eine optische Abtrennung zum hinteren und dritten Bereich des Raumes gewährleistet. Andererseits kann sie auf beiden Seiten umgangen werden und lässt gegen oben zur Decke hin genug Freiraum, sodass der Raum seinen offenen Charakter beibehält. Vor dieser Wand grenzen vier dicke Bambusrohre, die zwischen Boden und Raumdecke eingespannt sind, den Essbereich ein. Sie bilden den Rahmen für ein Gerüst aus weiteren Bambusstäben, die den Bereich durchlässig überdachen und so einen Raum im Raum andeuten. Unter der Pergola befindet sich ein Esstisch mit Stühlen. Seine gläserne Tischplatte wird von zwei weiteren Modellen der ionischen Säule getragen und von einer geblühten, apricotfarbenen Stofftischdecke bedeckt. Sechs Stühle umgeben den Tisch, wovon vier vom gleichen Modell sind. Ihr leichtes Chromstahlgestell ist mit Arm- und Rückenlehnen aus hell- und dunkelbraunem Schichtholz bestückt. Die Sitzflächen und Rückenlehnen sind mit wasserabweisendem Kunstleder in Rot und Apricot gepolstert. Die beiden übrigen Stühle wirken aufgrund ihres massiven Holzgestells und ihrer dunkelblauen Polsterung aus Kunstleder schwerer als ihre Tischnachbarn. Zu beiden Enden des Esstisches aufgestellt bieten sie ihren Besitzern vertrauenswürdig Halt. Hinter dem Tisch steht ein altmodischer Vitrinenschrank aus dunklem Holz. Auf seinen Glastablen sind nebst Porzellangeschirr auch Tischzubehör aus Kunststoff und Glas sowie sonstiger Nippes aufgestellt. Neben dem schweren Wohnzimmermöbel steht ein kleiner, dunkler Beistelltisch aus Holz, auf dem eine grosse Tonvase mit einem künstlichen Lilienarrangement platziert ist. Vom Bambusdach hängt eine messingfarbene Pendelleuchte mit sechs beige-braunen Lampenschirmen aus Glas herab und beleuchtet den Esstisch.

Von diesem Bereich aus habe ich Zugang zur Wohngruppenküche. Sie grenzt unmittelbar an den Essbereich an und ist von diesem durch eine Wand mit halbhoher Fensterfront abgetrennt. Zwei schwellenlose Glastüren ermöglichen den Zugang zur Küche von zwei Seiten und unterstützen somit den offenen Gesamtcharakter des Raumes. Durch diese Glasfront bahnt sich das Tageslicht, das durch ein Küchenfenster und eine verglaste Balkontüre in die Küche scheint, den Weg in den sonst fensterlosen gemeinschaftlich genutzten Bereich. Das Licht fällt auf eine hohe Zimmerpflanze, die hier vor der Glasfront steht, an der Wand gegenüber hängen an einer Drahtvorrichtung selbstgebastelte Papierschmetterlinge in verschiedenen Farben vor einer golden glitzernd drapierten Stoffbahn.

Ich verlasse den Essbereich an der raumtrennenden Leichtbauwand vorbei und gelange in den hinteren Abschnitt des gemeinschaftlich genutzten Bereichs. Mit dem Rücken zur Trennwand steht hier eine schwere, hohe Anrichte mit Türen und Schubladen aus dunklem Holz. Auf ihrer Ablage befinden sich drei Keramikengel und eine ungenutzte weisse Blumenvase, auf die

ein Pfauenmotiv mit Blumen appliziert ist. Daneben steht in zarten Rosatönen eine künstliche Orchidee in einem Blumentopf. In der hinteren Raumecke bilden zwei Zweisitzer, zwei gepolsterte Sessel sowie zwei Rattansessel eine weitere Sitzgruppe. In deren Mitte steht ein kleiner, runder Couchtisch mit geschwungenen Beinen aus Holz und einer Glasablage. Das Ensemble wird durch eine schlicht gestaltete, moderne Stehleuchte ergänzt, die den Sitzbereich mit warmem Licht erhellt. Auf einem der gepolsterten Sofas liegt eine geblühte Nackenrolle, darauf sitzen ein blondes und ein braunhaariges Puppenmädchen aus Stoff. Gesellschaft erhalten die beiden Therapiepuppen von einem braunen Teddybär und einem zotteligen Stoffhund. Über den Figuren hängen an der Wand drei quadratische Leinwandfotos, wie sie in Einrichtungshäusern für Dekorationszwecke erhältlich sind. Die Standardmotive zeigen Nahaufnahmen von aufgetürmten Flussteinen und Blumen in zarten Farbtönen. Demgegenüber hängen an der angrenzenden Wand mehrere tellergrosse Reliefdarstellungen aus Blech. Die Metallbilder sind auf dunkle Holzrahmen montiert und stellen verschiedene Porträts dar. Neben der Sitzgruppe stehen zwei antike Kommoden aus dunklem Holz. Auf der kleineren von beiden ist auf einem weissen Deckchen ein schwarzer CD-Spieler mit dazugehörigen Lautsprechern platziert, von der grösseren Kommode blicken vier Puttenbüsten in den Raum. An der Wand zum Gang hängt über dem Handlauf ein heller Holzrahmen mit einem selbstgebastelten dreidimensionalen Bild. Der Rahmen ist netzartig mit weissen Schnüren bespannt, auf denen bemalte Pappmotive montiert sind. Die dargestellte Landschaft zeigt ein rotes Boot, das mit gehissten Segeln auf blauen Wellen reitet. Zwei Vögel aus rot bemalter Wellpappe, beklebt mit bunten Federn, begleiten das Schiff auf seiner Reise. Am unteren Bildrand deuten aufgeklebte Muscheln das Ufer an, wo zwischen grünen Pappgräsern drei Serviettenblumen orange blühen. Das Bild hängt am Ende des Raumes, wo eine geöffnete Tür den Übergang zur angrenzenden Wohngruppe auf dem gleichen Stockwerk markiert. Von hier aus gelangt man zur Regelwohngruppe, der „Wohngruppe B/2“.

Die Raumnutzung

In den Gesprächen mit den Pflegemitarbeitenden äussern sich diese unter anderem auch zur Raumnutzung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche. Ihren Aussagen zufolge ziehen sich die Bewohnerinnen und Bewohner der „mediterranen“ Wohngruppe im Vergleich zu Bewohnenden der übrigen Wohngruppen seltener in ihre privaten Zimmer zurück und halten sich dafür häufiger im gemeinschaftlich genutzten Bereich auf:

„[...] also, du siehst halt einfach, dass sie [...] den Kontakt zueinander auch suchen.“¹⁰⁵

Der Wunsch nach Gemeinschaft würde von den älteren Menschen zwar nicht explizit formuliert, liesse sich jedoch anhand ihres Verhaltens beobachten:

„[...] sie sitzen auch, wenn sie nicht so viel zu reden haben, miteinander, aber sie sitzen einfach zusammen.“¹⁰⁶

Im Vergleich zu den anderen Wohngruppen des Hauses empfinden die Pflegenden das Zusammenleben auf der „mediterranen“ Wohngruppe als viel lebendiger:

105 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.

106 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.

„Es ist viel temperamentvoller [...], und es ist ein grösseres soziales Leben.“¹⁰⁷

Der soziale Zusammenhalt würde vor allem auch von Angehörigen der betreuten Personen gepflegt, die diese regelmässig besuchten. Je nach Individuum bestünde zwar auch hier, wie auf anderen Wohngruppen auch, Unterschiede in der Intensität des Kontakts. Im Allgemeinen liesse sich aber eine grössere Teilnahme der Angehörigen am sozialen Leben der „mediterranen“ Wohngruppe beobachten. Diesbezügliche kulturelle Differenzen scheinen jedoch nicht nur zwischen der kulturspezifischen und den Regelwohngruppen zu bestehen, sondern könnten auch innerhalb der „mediterranen“ Wohngruppe beobachtet werden. Denn je nach regionaler Abstammung der Bewohnenden sei auch hier ein Nord-Süd-Gefälle zu erkennen:

„Früher hatten wir wirklich Bewohner, die um die Sechzig waren, die [waren] alle [aus] Neapel, Lecce, Sizilien, und da sind eigentlich die Frauen alle jeden Tag gekommen. Die haben uns geholfen, in der Küche, die haben Essen ausgegeben, also samstags, sonntags. Das war zum Teil horrend, wie viele Angehörige wir hatten.“¹⁰⁸

Schenkt man also den Pflegenden des Alters- und Pflegeheims Buchmatt Glauben, so ist die vermehrte Nutzung des gemeinschaftlich genutzten Bereiches der „mediterranen“ Wohngruppe vor allem auf den ethnischen Hintergrund der Bewohnerinnen und Bewohner und deren Angehörigen zurückzuführen. Bei genauerer Betrachtung und Analyse der bestehenden Raumsituation wird jedoch folgendes deutlich: Auch die Raumgestaltung trägt dazu bei, dass sich die unterschiedlichen Akteure vermehrt in diesem Bereich aufhalten und begünstigt den sozialen Austausch.

Die Raumaufteilung

Der gemeinschaftlich genutzte Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe basiert auf einem offenen Grundriss, der mit Hilfe der Inneneinrichtung in verschiedene Wohnbereiche unterteilt ist. Während die baulichen Massnahmen des Heimgebäudes von einem Architekturbüro definiert und dementsprechend umgesetzt wurden, hatte das Pflegepersonal des Alters- und Pflegeheims Buchmatt bei der Gestaltung der Innenräume ein Mitspracherecht. Dies wird bei einem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegerinnen deutlich, die sowohl auf der „mediterranen“ als auch auf der Vergleichswohngruppe auf dem zweiten Stock der Alterseinrichtung tätig sind. Dabei erklärt Giulia, eine in der Schweiz geborene, italienischstämmige Pflegefachfrau, dass die gemeinschaftlich genutzten Bereiche des zweiten sowie des fünften Stocks (auf dem unter anderem auch Personen betreut werden, die an Demenz erkrankt sind) nach Prinzipien der chinesischen Harmonielehre Feng-Shui gestaltet worden seien. Die raumtrennende Wand im gemeinschaftlich genutzten Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe sei ein Resultat davon. Auf meine Frage, wer für die Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche der Wohngruppen auf dem zweiten Stock verantwortlich zeichnet, antwortet sie ferner, dass grundsätzlich die Wohngruppenleitung für die Gestaltung der Inneneinrichtung verantwortlich sei. Bei den Teamsitzungen könnten jedoch die Mitarbeitenden jeweils ihre Ideen mit einbringen und so würde gemeinsam über Umgestaltungen oder Neuanschaffungen ent-

107 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.

108 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013. Die Aussage bezieht sich auf die Anfänge der Institution, wo auf allen Wohngruppen noch in den jeweiligen Küchen gekocht wurde. Zum Zeitpunkt des Interviews werden die Wohngruppen von der zentralen Küche im Erdgeschoss der Institution versorgt.

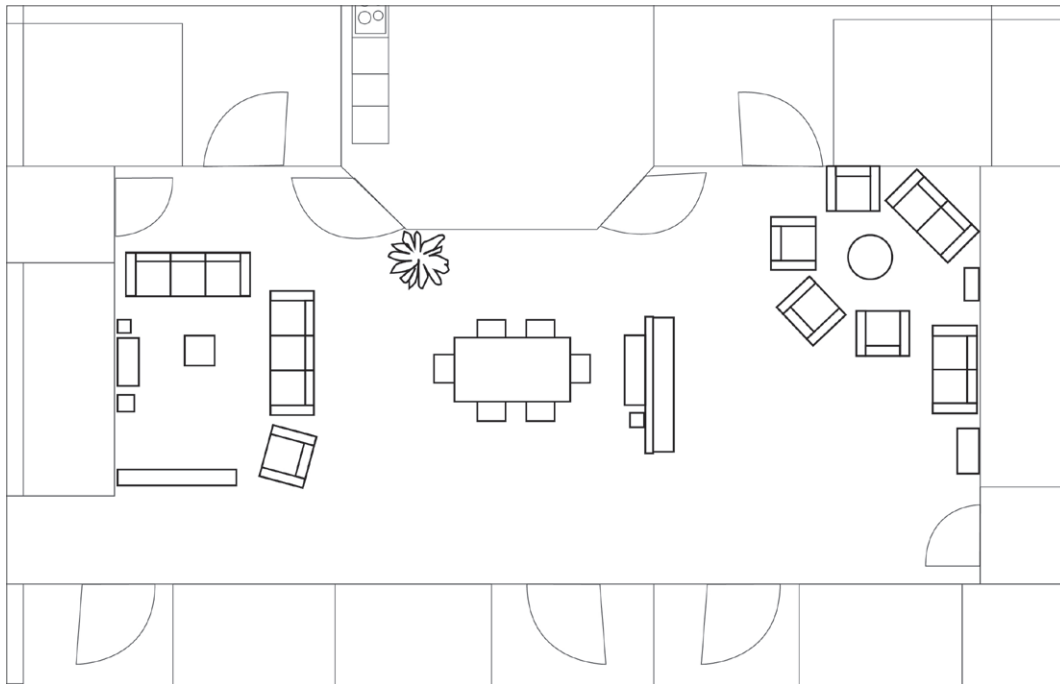


Abb. 1: Grundriss der gemeinschaftlich genutzten Bereiche der „mediterranen“ Wohngruppe mit Möblierung.

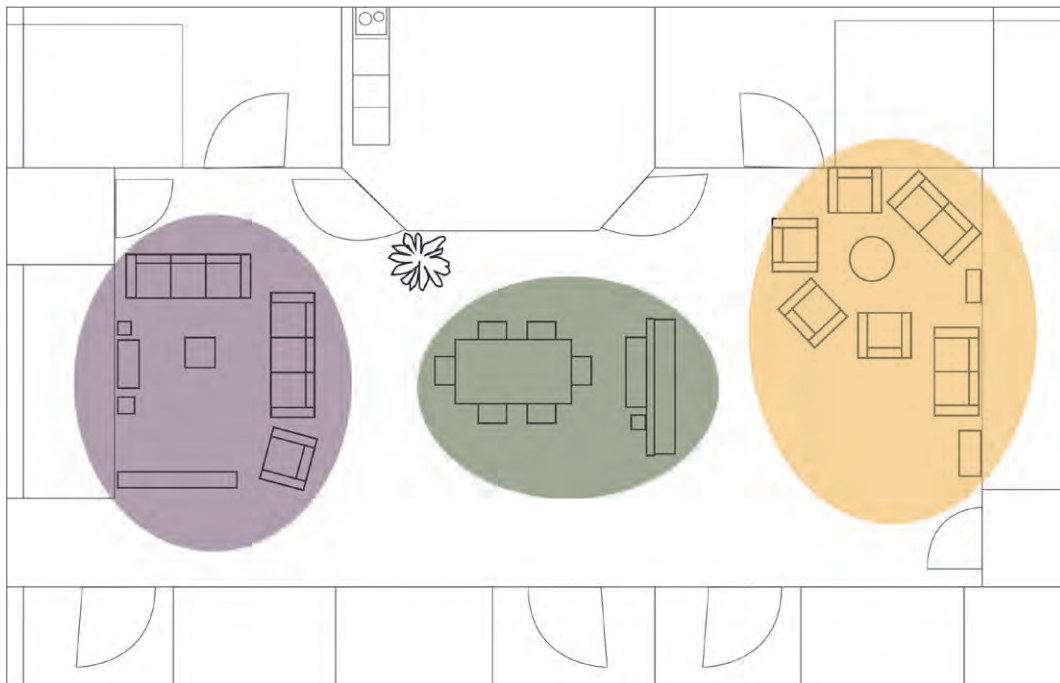


Abb. 2: Aufgrund der Möblierung entstehen drei Raumzonen, die den sozialen Austausch zwischen den Nutzerinnen und Nutzern fördern.

schieden. So habe auch Giulia, die seit der Eröffnung des Alters- und Pflegeheims Buchmatt zum Pflegepersonal zählt, eine Idee mit eingebracht, die die Gestaltung des gemeinschaftlich genutzten Bereiches der kulturspezifischen „Wohngruppe A/2“ nachhaltig beeinflusst habe:

„Also, den A-Trakt, den habe ich gestaltet [...]. Das war so meine Idee, den grossen langen Gang einfach in drei verschiedene Räumlichkeiten zu unterteilen.“¹⁰⁹

Diese räumliche Unterteilung brachte drei Funktionsbereiche hervor, nämlich eine Fernsehecke, einen Essbereich und eine Sitzecke (Abb. 1 und 2). Die Bewohnerinnen und Bewohner können sich in diesen drei Bereichen aufhalten und zwischen ihnen zirkulieren. Dies bestätigt eine Aussage von Giulia, die beschreibt, wie die verschiedenen Funktionsbereiche des Raumes von den Bewohnenden in Anspruch genommen werden:

„Also, ich weiss, [...] im A-Trakt geniessen sie [die Bewohnenden] es sehr, dass sie die Fernsehecke haben, zum Fernsehschauen. Sie geniessen es sehr, dass sie sich zurückziehen können, zum Radiohören, Musikhören ... Auch wenn sie [...] Besuch kriegen, dass sie sich zurückziehen können, dort hinten einfach ... können sich mit ihnen setzen und reden ... Und sie geniessen auch die Ecke eigentlich, wo sie sich setzen können, Kaffee trinken und *schnäddere* [sich unterhalten].“¹¹⁰

Die durchgeführten Beobachtungen liessen ebenfalls deutlich werden, dass die älteren Menschen die drei Funktionsbereiche des Raumes tagsüber rege in Anspruch nehmen. Dabei können jedoch Unterschiede zwischen den Geschlechtern ausgemacht werden: Während es sich in der Sitzgruppe vor dem Fernseher oftmals die Männer der Wohngruppe bequem machen, allen voran Signor Amodio, sitzen am Esstisch und in der hinteren Sitzecke eher die Frauen. Die Küche hingegen wird ausserhalb der Mahlzeiten von den Bewohnenden nur wenig frequentiert. Eine Ausnahme bildet dabei Signora Zanetti, für die der Raum ein Handlungsangebot bereithält, das sie täglich in Anspruch nimmt. Ein genauerer Blick auf die einzelnen Raumbereiche legt im Folgenden dar, wie die unterschiedlichen Zonen von den Bewohnenden genutzt werden und inwiefern dabei die Gestaltung dieser Zonen eine Rolle spielt.

109 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.

110 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.



Die „mediterrane“ Wohngruppe: Fernsehbereich

Die Fernsehecke

Die mit modernen Möbeln ausgestattete Fernsehecke im vorderen Teil des gemeinschaftlich genutzten Bereiches wird vor allem von einem älteren Bewohner der mediterranen Wohngruppe stark frequentiert. Signor Amodio konsumiert das mediale Angebot alleine oder auch gemeinsam mit anderen Betagten ausserhalb der Mahlzeiten. Dabei bevorzugt er einen ganz besonderen Platz, nämlich den gepolsterten Sessel, der, wie die anderen Sitzgelegenheiten in diesem Bereich auch, zum Fernseher ausgerichtet ist. Die Pflegefachfrau Stefania erklärt Signor Amodios Verhalten mit den folgenden Worten:

„[...] der Sessel ist wie sein Eigentum, aber er ist nicht sein Eigentum. Aber er sitzt immer dort, das ist sein Platz.“¹¹¹

Wie selbstverständlich beansprucht der alte Mann das abgenutzte Einzelmöbel für sich und markiert dadurch sein Territorium.¹¹² Zu diesem gehört auch der Fernsehapparat, der bereits in den Morgenstunden läuft und im Verlauf des Tages immer wieder ein- und ausgeschaltet wird. Wer die Entscheidungshoheit über die Fernbedienung hat, darüber sind sich die Bewohnerinnen und Bewohner der „mediterranen“ Wohngruppe offenbar nicht immer einig, wie Stefania fortfährt:

„[...] ab und zu haben sie [die Bewohnenden] Krach wegen dem Fernseher. Oder der eine Bewohner [Signor Amodio] meint, er ist der Big Boss, er schaltet um, wenn er will, er schaut, was er will. Und die anderen dürfen gar nicht am Schalter sein.“¹¹³

Gut gemeinte Interventionen des Pflegepersonals sollten die Missstimmung unter den Bewohnenden schlichten:

„Und dann haben wir den Vorschlag gemacht, dass er sich einen Fernseher in sein Zimmer machen lässt. Für das Extra, wenn er noch was speziell schauen will.“¹¹⁴

Doch Signor Amodio bevorzugt weiterhin das Gerät in der Fernsehecke und damit seinen angestammten Platz in der betreffenden Sitzgruppe. Dies, obwohl er sich am sozialen Leben der Wohngruppe offenbar nicht aktiv beteiligt:

„Obwohl, er spricht kaum mit jemandem. [...] aber er will einfach draussen sein und alles mitbekommen.“¹¹⁵

Dieses scheinbar widersprüchliche Verhalten des Bewohners lässt sich unter anderem mit der Funktion dieses räumlichen Bereiches sowie dessen Gestaltung erklären. Die Fernsehecke mit den dazugehörigen Möbeln bietet den Bewohnerinnen und Bewohnern nämlich einen Bereich, in dem sie verweilen und gleichzeitig am Gruppenleben teilhaben können. Von hier aus können sie mitbekommen, was sich tagsüber auf der Wohngruppe ereignet, und dank

111 Interview mit Stefania am 21. Januar 2013.

112 Derartige „Territorialansprüche“ werden auch von Goffman (1973) beschrieben. Er beobachtet am Central Hospital, wie die Patienten nach einigen Monaten „bestimmte Sitz- oder Stehplätze“ in den Tagesräumen der Klinik bevorzugen (ebd.: 235 f.).

113 Interview mit Stefania am 21. Januar 2013. Auch Goffman (1973) beschreibt den Fernsehapparat als Stein des Anstosses, wenn es um die Verteidigung von Territorialansprüchen geht: „Auf der gleichen Station beanspruchte ein anderer Patient einen direkt vor dem Fernseher stehenden Stuhl; obgleich einige Patienten um diesen Platz rivalisierten, konnte er meist seinen Anspruch darauf durchsetzen.“ (ebd.: 236).

114 Interview mit Stefania am 21. Januar 2013.

115 Interview mit Stefania am 21. Januar 2013.



Die „mediterrane“ Wohngruppe: Essbereich

des Fernseherers auch verfolgen, was sich „draussen in der Welt“ ereignet. Denn das Gerät stellt einen Kanal zu einer Aussenwelt dar, an der die Bewohnenden aufgrund ihrer gesundheitlichen Verfassung oftmals nur noch beschränkt teilnehmen können. Die präferierten Sender sind italienischsprachig und so läuft vor allem RAI1 bereits am Morgen auf dem kleinen Apparat. Nachrichten, Diskussionsrunden, Spielfilme und Kochsendungen, sie alle bilden auch eine Verbindung zur Heimat, die man zwar vor langer Zeit verlassen, zu der man aber immer noch eine persönliche Beziehung hat. Nicht zuletzt bietet der Fernseher eine alternative Geräuschkulisse, die eine akustische Lebendigkeit in das Heimumfeld bringt. Inmitten des institutionellen Rahmens bildet die Fernsehecke einen Raum des sozialen Austauschs und zugleich einen Raum des persönlichen Rückzugs. Unterstützt wird dies durch die Anordnung des Mobiliars. Der Bereich wird zum Flur hin mit einem offenen schwarzen Regal abgetrennt. Den Bewohnenden dient dieses als Sichtschutz vor eintretenden Besucherinnen und Besuchern und verhindert, dass die alten Menschen im sonst sehr offen gestalteten Raum zu stark exponiert sind. Das quadratische Raster des kubischen Möbels bildet eine durchlässige Wand und ermöglicht so den Blick auf den Flur. Die hufeisenförmige Anordnung des Mobiliars und die massive Gestaltung der beiden Ledersofas, die ihren gebrechlichen Nutzerinnen und Nutzern eine starke, sie umgebende und beschützende Hülle bieten, grenzen die Fernsehecke vom restlichen Raum ab. Dadurch entsteht ein Bereich, der die Funktion eines Wohnzimmers übernimmt und den Bewohnerinnen und Bewohnern eine gemütliche und vertraute Atmosphäre vermittelt. So begründet eine Bewohnerin ihre Vorliebe für diesen Bereich mit der Aussage „mi sembra familiare“.¹¹⁶ Trotz der Gewissheit, dass dies nicht die eigenen vier Wände sind, die man mit Familienangehörigen teilt, ist dies ein Bereich, der Geselligkeit zulässt und durch seine Anordnung im Raum auch vermittelt. Umgeben von einem architektonisch offenen und modernen Umfeld, das den institutionellen Rahmen stets vor Augen führt, erleben die Bewohnenden in dieser begrenzten Zone eine familiäre Atmosphäre.

Der Essbereich

Während einige der Bewohnenden an den Tischen in der Küche speisen, nehmen sechs Bewohnerinnen ihre Mahlzeiten regelmässig unter der Pergola im gemeinschaftlich genutzten Bereich ein. Wie in einer Familie sitzen die Frauen an ihren zugeteilten Plätzen rund um den eckigen Esstisch. Im Gegensatz zur Küche verweilen die Bewohnerinnen hier jedoch auch zu anderen Tageszeiten. Die Pflegenden Stefania beschreibt das Verhalten der Bewohnerinnen wie folgt:

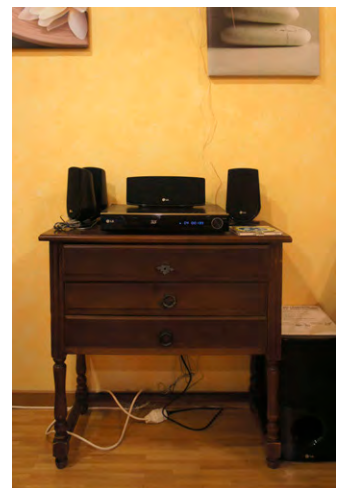
„Es gibt Tage, wo sie viel miteinander kommunizieren. Und es gibt Tage, an denen sie einfach dasitzen [und] schauen, was passiert.“¹¹⁷

Dass sich die Bewohnerinnen auch ausserhalb der Mahlzeiten am Esstisch aufhalten, kann nicht ausschliesslich an ihrem vermeintlich „sippenhaften“ Verhalten und dem damit unterstellten verstärkten Gemeinschaftssinn liegen.¹¹⁸ Ähnlich wie beim obigen Beispiel kann das Nutzungsverhalten der Bewohnerinnen ebenfalls auf die Gestaltung des Essbereichs zurückgeführt werden. Denn nebst seiner Funktion als Essbereich ist dies ein Ort der sozialen

¹¹⁶ „es erscheint mir familiär“; Gespräch über die Inneneinrichtung der „mediterranen“ Wohngruppe mit einer Bewohnerin am 19. März 2013.

¹¹⁷ Interview mit Stefania am 21. Januar 2013.

¹¹⁸ Wäre dies so, dann müsste doch auch die Küche entsprechend häufig frequentiert werden, was jedoch nicht der Fall ist.



Die „mediterrane“ Wohngruppe: Sitzecke

Teilhabe, dessen Gestaltung den Austausch zwischen den Bewohnenden unterstützt. Dank der zentralen Anordnung des Bereiches haben die älteren Damen von hier aus einen Überblick über einen grossen Teil des gemeinschaftlich genutzten Bereiches und können so das Geschehen auf der Wohngruppe verfolgen. Im Vergleich zu den beiden anderen Bereichen, wo das Sitzmobiliar aus Sesseln und Sofas mit einer niedrigeren Sitzhöhe und hohen Lehnen besteht, sitzen die Bewohnerinnen in diesem Bereich erhöht auf Stühlen und sind dadurch exponierter im Raum. Dennoch wirken sie in diesem nicht verloren, da das Gerüst aus Bambus und die eingezogene Trennwand einen überschaubaren, offenen Rahmen definieren, der eine schützende Hülle im Raum andeutet. Der Bereich wird – ähnlich wie die Fernsehecke – räumlich ein- und somit vom übrigen Raum abgegrenzt.

Ein weiterer Grund für die bevorzugte Nutzung des Essbereiches ausserhalb der Mahlzeiten ist die Positionierung dieser Zone im Verhältnis zur Fernsehecke. Da der Esstisch längs zum Fernseher ausgerichtet ist, hat man von nahezu allen Sitzplätzen aus (bis auf denjenigen, der sich mit dem Rücken zum Fernseher am Kopfende des Tisches befindet) offene Sicht auf das Gerät. So können die Bewohnerinnen, welche am Tisch Platz nehmen, nicht nur das Geschehen auf ihrer Wohngruppe, sondern auch dasjenige auf dem Bildschirm verfolgen.

Die praktische Funktion des Bereiches als Zone, in der die älteren Menschen ihre Mahlzeiten zu sich nehmen, wird durch seine Gestaltung untermalt. Dies geschieht jedoch mit stilistisch unterschiedlichen Gestaltsprachen. Einerseits weckt die Bambuskonstruktion Assoziationen mit fernen Ländern, mit Ferien und einem entspannten Mahl unter freiem Himmel. Andererseits erinnert der gläserne Vitrinenschrank, der in der Regel Gebrauch im familiären Esszimmer findet, mitsamt seinen zusammengetragenen Exponaten an das „traute Heim“. Trotz dieser widersprüchlichen Stilelemente bleibt zu bedenken, dass die Bambuspergola aufgrund ihrer durchlässigen Struktur für die hier dauerhaft wohnenden Bewohnerinnen und Bewohner stilistisch in den Hintergrund rückt und dafür vielmehr das von ihr vermittelte Gefühl eines geschützten Raumes in den Vordergrund tritt. Ein Raum, der ihnen ausserdem den Austausch mit anderen Personen ermöglicht und sie am Geschehen auf der Wohngruppe teilhaben lässt.

Die Sitzecke

Durch die Leichtbauwand von den beiden vorderen Zonen abgetrennt, sind die Bewohnerinnen und Bewohner im hintersten Teil des gemeinschaftlich genutzten Bereiches etwas abgeschiedener vom übrigen Geschehen und können hier in Ruhe verweilen. Die Sitzgruppe befindet sich in einer Ecke des Raumes und ist somit durch zwei Raumwände eingegrenzt. Die Sitzgelegenheiten in diesem Bereich sind um den kleinen Couchtisch herum angeordnet, sodass Personen, die hier Platz nehmen, sich gegenüber sitzen und Blickkontakt haben. Dies sind Aspekte, die kommunikationsfördernd wirken (Ayas et al. 2008; Cohen-Mansfield und Werner 1998; Baldwin 1995; Koneya 1976; Sommer und Ross 1958) und so wird dieser Bereich häufig genutzt, vor allem von den Bewohnerinnen der „mediterranen“ Wohngruppe. Im Gegensatz zur eher zeitgenössisch gestalteten Möblierung des Fernsehbereiches sind die Möbel der Sitzecke grösstenteils von klassischen, historisch anmutenden Formsprachen geprägt. Im Kontrast dazu stehen die beiden Rattansessel, die die Sitzgruppe ergänzen. Die rund geschwungenen Freizeitmöbel aus honigfarbenem Korbgeflecht, die in der Regel auf Terrassen oder in Wintergärten im Aussenbereich zum Einsatz kommen, stehen hier im Innenbereich der Wohngruppe, ausgestattet mit zwei hellen Sitzkissen. Das geflochtene Material der Sitzgelegenheiten korrespondiert mit der exotischen Bambuspergola über dem Essbereich und

lockert das sonst bürgerlich anmutende Sitzarrangement im hinteren Bereich des Raumes auf. Signora Freiburger, die sich nach eigenen Aussagen gerne und oft in der hinteren Sitzgruppe aufhält,¹¹⁹ scheinen die beiden Rattansessel jedoch nicht zu gefallen:

„Ruvido, a me non piace sulla pelle.“¹²⁰

In ihrer Aussage bezieht sich die ältere Dame auf die Oberflächenbeschaffenheit der Sitzgelegenheiten. Da die Sessel nicht gepolstert sind (abgesehen von den aufgelegten Sitzkissen), kommt die Benutzerin direkt mit dem strukturierten Material in Berührung. Anstelle einer weichen Polsteroberfläche fühlt sie die harten Stränge des Flechtwerks an Rücken und Armen. Die haptische Beschaffenheit des geflochtenen Materials empfindet Signora Freiburger als unangenehm. Nebst der haptischen Qualität der Sessel spielt wohl noch ein anderer Aspekt eine Rolle, der die Rezeption des Möbels durch die Bewohnerin beeinflusst. Sie, die auf dem Land als Tochter von Bauersleuten in Italien aufgewachsen ist und in jungen Jahren als Arbeiterin in eine Weberei in die Schweiz kam, schätzt den historischen Stil der gesamten Inneneinrichtung nicht, sondern bevorzugt nach eigener Aussage Möbel, die „piu moderni“¹²¹ sind. Mit der rustikalen Gestaltung der Sitzgelegenheiten könnte auch ein veralteter, rückständiger und eher ländlicher Lebensstil assoziiert werden, dem Signora Freiburger vor vielen Jahren den Rücken gekehrt hat, um sich dann, in der neuen Heimat, einem moderneren zuzuwenden.

Die Küche

Jede Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt verfügt über eine grosse Etagenküche. Auch bei der „mediterranen“ Wohngruppe grenzt diese unmittelbar an den gemeinschaftlich genutzten Wohnraum an und ist von diesem durch eine halbhohle Fensterfront abgetrennt. Ausgestattet ist die moderne Küche nebst Backofen, Mikrowelle, Kühlschrank und Spülmaschine auch mit einem Herd. Aufgrund der Tatsache, dass die einzelnen Wohngruppen ihr Essen von der zentralen Küche im Erdgeschoss beziehen, bleibt dieser jedoch weitgehend ungenutzt. Gekocht wird hier nur selten. Der Raum wird vielmehr als Esszimmer genutzt, wo die Bewohnenden an mehreren Tischen platziert ihr Essen vom Pflegepersonal serviert bekommen.

Hinter den weissen Fronten der Küchenzeile werden Teller, Bestecke, Küchengeräte und Lebensmittel aufbewahrt. Für die Verarbeitung von Speisen steht auf der Küchenablage ein Standmixer. Frisches Brot befindet sich im weissen Brotkasten aus Metall, daneben steht für heisse Getränke eine Kaffeemaschine zur Verfügung. In einer Zimmerecke türmen sich Getränkekisten, die bestückt sind mit vollen Wasserflaschen und solchen, die bereit zur Entsorgung stehen. An den Wänden der Küche hängen kleinformatige Leinwandfotos, die verschiedene Lebensmittel abbilden. Zum einen zieren Nahaufnahmen von Kaffeebohnen und appetitlich aussehende Pralinen die Wände, zum anderen stellen die Bilder Stilleben mit frischem Obst und Blumen dar. Auf einer rechteckigen Wandtafel mit Holzrahmen wird das täglich variierende Menü in italienischer Sprache angekündigt.

Für eine der Bewohnerinnen der Wohngruppe stellt die Küche vertrautes Terrain dar. Während sich die übrigen Bewohnenden hier ausserhalb der Mahlzeiten kaum aufhalten,

119 Gespräch mit Signora Freiburger am 2. August 2012 über die Nutzung des Gemeinschaftsraumes (Eintrag im Feldtagebuch). Dies konnte durch eigene Beobachtungen auf der Wohngruppe bestätigt werden.

120 „Rau, das finde ich auf der Haut nicht angenehm.“ Gespräch mit Signora Freiburger am 2. August 2012 über die Inneneinrichtung des Gemeinschaftsraumes (Eintrag im Feldtagebuch).

121 „moderner“; Gespräch mit Signora Freiburger am 2. August 2012 über die Inneneinrichtung des Gemeinschaftsraumes (Eintrag im Feldtagebuch).

verbringt Signora Zanetti viel Zeit in diesem Raum. Sie hilft den Pflegenden nach dem Frühstück, die Teller abzuräumen, und pünktlich vor jedem Mittag- und Abendessen die Tische zu decken. Sie verteilt die Platzdeckchen und ordnet jedem Bewohnenden die entsprechende Stoffserviette zu. Messer, Gabel und Löffel werden feinsäuberlich arrangiert und dies mit einer Konzentration und Sicherheit, die erahnen lassen, dass es sich dabei um lang eingeübte Tätigkeiten handelt. Diese führte die inzwischen demente Frau nämlich tagtäglich während ihres Arbeitslebens als Serviceangestellte in einem Restaurant aus. Die Küche bietet den Raum und die entsprechenden Utensilien, um diesen eingeübten Tätigkeiten auch in ihrer jetzigen Lebenssituation nachgehen zu können – und dies mit Freude. So gefalle es ihr, laut eigener Aussage, in der Küche zu arbeiten.¹²² Als Bewohnerin eines Doppelzimmers, das sie mit einer weiteren dementen Frau teilt, beschlagnahmt sie durch die regelmässigen häuslichen Verrichtungen in der Küche einen Teil des gemeinschaftlich genutzten Raumes. Sie erweitert so ihr persönliches Territorium auf einen Bereich, der ausserhalb ihrer Zimmerhälfte liegt. Dies tut sie, laut der Pflegenden Stefania, bis zu jenem Zeitpunkt, als die Mitbewohnenden damit beginnen, ihr Anweisungen zu geben:

„[...] die haben irgendwie das Gefühl gehabt, sie arbeite da. Und dann haben sie angefangen zu verlangen: ‚Bringe mir dies, bringe mir das.‘ Und dann ist sie richtig sauer geworden und hat gesagt: ‚Das könnt ihr selber, ich beweg‘ mich auch, ich mach die Sachen. Ich arbeite nicht da, ich bekomme keinen Lohn.‘ Und seit da macht sie nichts mehr.“¹²³

Seither zieht sich Signora Zanetti in ihr inzwischen bezogenes Einzelzimmer zurück und besucht den gemeinschaftlich genutzten Raum nur noch zu den Mahlzeiten oder wenn sie von den Pflegenden dazu ermuntert wird.

„[...] sie kommt auch ab und zu raus, wenn man sie holt. Wenn man sagt: ‚Kommen Sie mal zum Kaffee. Es gibt das und das.‘, dann kommt sie, dann trinkt sie ihren Kaffee, sie redet kein Wort mit den anderen Leuten. Und dann geht sie wieder. [...] Und sie sagt ja auch immer wieder: ‚Ich mach nichts mehr in der Küche.‘ Sie wiederholt das so oft. Und dann sagen wir, sie muss nicht, das ist ihr Wunsch gewesen, und wir haben das unterstützt, aber sie muss nicht. Sie sind da Gast, oder? Ja, das ist eben schade, weil so hat sie irgendwie die Motivation ein bisschen verloren.“¹²⁴

Es sei dahin gestellt, ob die ältere Dame aufgrund des plötzlich angespannten Verhältnisses zu ihren Mitbewohnenden den Gemeinschaftsraum meidet oder ob ihr Rückzug in die eigenen vier Wände nicht vielmehr aufgrund des neu vorhandenen privaten Raums (dem Einzelzimmer) stattfindet, welcher ihr die gewünschte Privatsphäre überhaupt erst ermöglicht. In diesem konkreten Fall greifen wohl beide Aspekte ineinander und sind gemeinsam für die reduzierte Nutzung des Gemeinschaftsraumes durch die Bewohnerin verantwortlich. Als Mitglieder einer Gemeinschaft, die sich die institutionellen Räumlichkeiten mit anderen teilen müssen, stehen die Bewohnerinnen und Bewohner im steten Kontakt mit Mitbewohnenden, Angehörigen, Pflegenden und anderen Mitarbeitenden der Alterseinrichtung. Die soziale Inter-

122 Gespräch mit Signora Zanetti am 3. August 2012 in der Küche, während sie die Tische für das bevorstehende Abendessen deckt (Eintrag im Feldtagebuch).

123 Interview mit Stefania am 21. Januar 2013.

124 Interview mit Stefania am 21. Januar 2013.

aktion zwischen diesen Gruppen kann die Nutzung des gemeinschaftlich genutzten Bereiches wesentlich beeinflussen und Personen zu einem Aufenthalt in diesem Raum motivieren oder, wie im letzten Beispiel geschehen, auch demotivieren. Ob sich eine Person vermehrt im gemeinschaftlich genutzten Bereich einer Alterseinrichtung aufhält oder ob sie sich lieber in ihr privates Zimmer zurückzieht, die hierfür ausschlaggebenden Faktoren können komplex sein und individuell sehr stark variieren. In Bezug auf ihren demografischen Hintergrund weisen die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe gewisse Gemeinsamkeiten auf: Sie teilen die Sprache(n), den ethnischen Hintergrund, die Religion (in den überwiegenden Fällen ist diese christlich), den sozialen Status und die Migrationserfahrung. Diese gemeinsamen Lebenserfahrungen können sich in einem bestimmten Habitus äussern.¹²⁵ Während die verstärkte Teilnahme der älteren Menschen am Gemeinschaftsleben der Wohngruppe von den Pflegenden vielfach auf diesen Habitus zurückgeführt wird, zeigen die obigen Beispiele, dass auch gestalterische Faktoren einen Einfluss auf die Nutzung dieses Bereiches haben können.

Soziopetale Gestaltung

Nebst der Unterteilung des loftartigen Raumes in drei räumliche Zonen trägt auch die Gestaltung dieser einzelnen Raumbereiche zur verstärkten Nutzung des Raumes durch die verschiedenen Akteure bei. Sowohl der Essbereich als auch die Fernseh- und die Sitzecke sind in der Nähe von Raumwänden positioniert und bieten den Bewohnenden somit eine schützende Rückwand (Sommer und Ross 1958). In der weitläufigen und offenen Raumstruktur des gemeinschaftlich genutzten Bereiches ist es mit Hilfe der Möblierung gelungen, drei „Inseln der Sicherheit“ (ebd.: 130) zu kreieren, in denen sich die darin aufhaltenden Personen nicht verloren fühlen. Dies ist auf die Anordnung der Möbel zurückzuführen, die die Bereiche deutlich begrenzen und den Bewohnenden Rückzugsmöglichkeiten bieten. Die geschützten Zonen ermöglichen gleichzeitig soziale Teilhabe, denn von hier aus haben die Bewohnenden immer noch einen Überblick über grosse Teile des gemeinschaftlich genutzten Raumes. Ein weiterer Aspekt unterstützt die soziopetale Wirkung der verschiedenen Raumbereiche: In jedem sind die jeweiligen Sitzgelegenheiten rund um Tische (Esstisch und Couchtische) herum angeordnet. Dies führt dazu, dass die Bewohnenden Blickkontakt zu ihrem Gegenüber aufnehmen und mit diesem einfacher ins Gespräch kommen können (Ayas et al. 2008; Cohen-Mansfield und Werner 1998; Baldwin 1995; Koneya 1976; Sommer und Ross 1958). Diese Raumeigenschaften tragen dazu bei, dass die Bewohnenden auch mit ihrem Besuch den gemeinschaftlichen Bereich nutzen und sich für ein privates Gespräch nicht unweigerlich in das eigene Zimmer zurückziehen müssen. Es ist diese Mischung aus Privatheit gewährenden Rückzugsorten und kommunikationsfördernden Sitzgruppen, die es auch anderen Bewohnenden ermöglicht, mit den Besucherinnen und Besuchern ihrer Mitbewohnenden ins Gespräch zu kommen. Bilder, Kissen, Tischdecken und Nippes unterstützen das wohnliche Ambiente, dessen Gestaltung ein Zugeständnis an den kulturellen Hintergrund der Bewohnenden sein soll. Dies behauptet zumindest die Pflegerin Giulia. Denn während die innenarchitektonischen Massnahmen von fernöstlichen Gestaltungsprinzipien geleitet wurden, hätten sich die Pflegenden, die teilweise selbst aus Italien und Spanien stammen,¹²⁶ bei der Auswahl der Möbel von der Herkunft der Bewohnenden leiten lassen:

¹²⁵ Zu Bourdieus Habitus-Konzept s. Bourdieu (2013).

¹²⁶ Es handelt sich bei diesem Teil des Pflegepersonals sowohl um Migranten erster und zweiter Generation.

„[...] wir hatten schon, also der A-Trakt, typisch mediterran, haben natürlich schon Möbel ausgesucht, ... mit venezianischem Stil.“¹²⁷

Ein Beispiel hierfür stellten gemäss Giulia die mächtigen Tischbeine des Esstisches dar, die ebenfalls bewusst ausgesucht worden seien:

„[...] wenn man hier die zwei Säulen anschaut und so ... das hatten wir natürlich mit dem B-Trakt schon nicht gemacht.“¹²⁸

Auch im hinteren Teil des gemeinschaftlich genutzten Bereiches sei das Mobiliar nach den oben genannten Kriterien ausgesucht worden:

„[...] auch die Polstergruppe, die wir beim Radio hinten haben, das sind auch so typisch italienische Möbel, ... wenn man früher geschaut hat, also bei Grossmüttern und so, das war schon sehr typisch.“¹²⁹

Giulias Aussagen suggerieren, dass das Mobiliar im gemeinschaftlich genutzten Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe einem „typisch mediterranen“, „venezianischen“ und „typisch italienischen“ Stil entspricht. Doch worin äussert sich dieser spezifische Stil? Welche gestalterischen Merkmale führen dazu, dass die Artefakte als verkörperte Repräsentanten der italienischen Kultur erachtet werden? Um diese Fragen beantworten zu können, muss die Inneneinrichtung der Wohngruppe genauer betrachtet und analysiert werden. Zu diesem Zweck dient die Darstellung, die auf den beiden folgenden Seiten abgebildet ist. Sie zeigt eine Aufstellung derjenigen Artefakte, die sich in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen der „mediterranen“ Wohngruppe befinden.

127 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.

128 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.

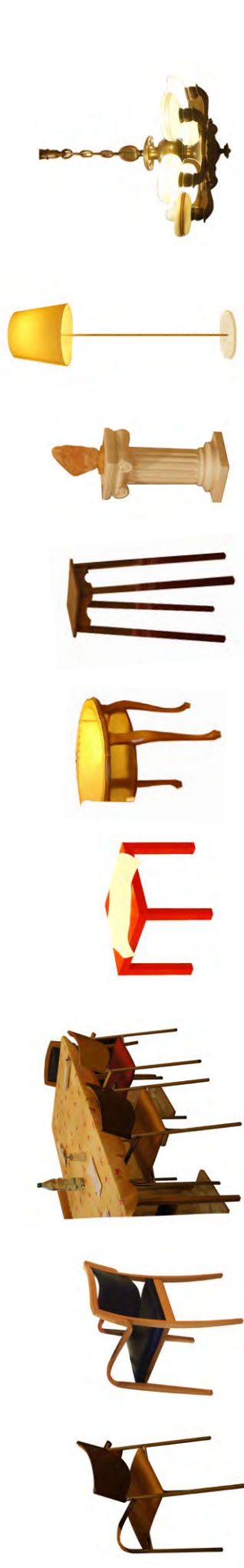
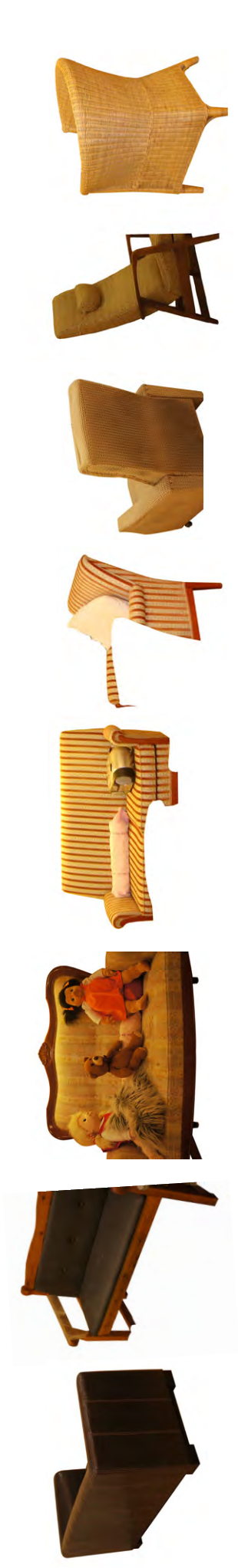
129 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.

Die Artefakte in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen der „mediterranen“ Wohngruppe



Möbel Aufbewahrungsmöbel

Sitzmöbel

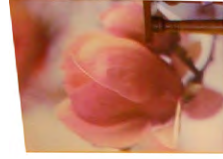


Tische / Ablagen

Leuchten



Objekte Figuren



Analyse der Möbel, Bilder und Objekte

Die Inneneinrichtung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche der „mediterranen“ Wohngruppe setzt sich aus einer Vielzahl von Artefakten zusammen. Diese lassen sich zunächst in drei Hauptkategorien unterteilen, nämlich in *Möbel*, *Bilder* und *Objekte*. Bei genauerer Betrachtung der Möbel lässt sich feststellen, dass diese nicht aus einer einheitlichen Möbelserie stammen. Vielmehr setzt sich das Mobiliar aus mehreren stilistisch unterschiedlichen Produktgruppen und Einzelstücken zusammen. Aufbewahrungsmöbel, Tische und Sitzgelegenheiten unterscheiden sich in ihren Formensprachen, den Materialien und auch farblich. Unter den Sitzmöbeln befinden sich zwar einzelne Produktpaare, die zur gleichen Serie gehören, wie zum Beispiel die über Eck stehenden schwarzen Ledersofas in der Fernsehcke, die Bestuhlung im Essbereich sowie die Rattansessel und die beiden Biedermeier-Polstermöbel im hinteren Bereich des Raumes. In ihrer Gesamtheit bilden die Möbel ein eklektisches Ensemble, das sich teils aus modernen und teils aus historisch anmutenden Elementen zusammensetzt. Vor allem letztere scheinen im Kontrast zur reduzierten Formensprache der sie umgebenden modernen Architektur zu stehen. Trotz dieser unterschiedlichen Produktsprachen scheinen die Pflegenden in Teilen der Inneneinrichtung einen „typisch mediterranen“ oder „typisch italienischen Stil“ zu erkennen. Als konkretes Beispiel werden die säulenförmigen Tischbeine des Esstisches erwähnt. Diese zitieren ein klassisches Architekturelement aus der Antike, wie es beispielsweise in Tempelbauten in Rom oder Pompeii vorzufinden ist. Die Assoziation mit der „mediterranen Kultur“ wird hier durch die direkte Applikation und Zweckentfremdung eines Elements aus der Architektur in den Möbelbereich hervorgerufen: Die ionische Säule, die ursprünglich als steinerner Träger schwerer Mauerwerke und zur Rahmung imposanter Eintrittsportale diente, trägt nun als weiss lackierte Holzminiatur die gläserne Tischplatte des Esstisches im gemeinschaftlich genutzten Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe.

Doch auch weniger plakative Artefakte werden aufgrund ihrer Gestaltung mit der „mediterranen Kultur“ in Verbindung gebracht. Im Fokusgruppeninterview wird ferner die Sitzgruppe im hinteren Teil des gemeinschaftlich genutzten Bereiches erwähnt und deren Möbel als „typisch italienisch“ bezeichnet. Auch mit diesen Möbeln verbinden die Befragten offenbar vergangene Zeiten, die zwar nicht bis in die Antike, jedoch bis zwei Generationen zurück reichen. Wie „früher“ bei den „Grossmüttern“ zu Hause wirke das Mobiliar der Sitzgruppe gemäss Giulia. Die Pflegefachfrau, die selbst Tochter von italienischen Einwanderern ist, macht somit ihren persönlichen Bezug zur „mediterranen“ Kultur deutlich. Doch auch bei diesen „typisch italienischen“ Möbeln lässt sich keine einheitliche Formensprache ausmachen. Zur erwähnten Polstergruppe gehören unter anderem ein Zweisitzer und der dazu passende Sessel aus der Zeit des Biedermeiers. Die rotbraunen Holzgestelle der beiden Möbel sind von einer klaren und reduzierten Linienführung geprägt. Die Polster sind mit einem gestreiften Stoff bezogen, der sich über die Sitzfläche, Rückenlehne und über die rund gepolsterten Armlehnen zieht. Zwischen moosgrünen, terracotta- und cremefarbenen Streifen sind darauf gleichmässige Blumenranken eingewoben. Daneben steht das zweite Sofa der Sitzgruppe, das aufgrund seiner Formensprache ebenfalls historisch anmutet. Sein dunkles Holz ist im Gegensatz zum oben beschriebenen Zweisitzer in geschwungenen Formen ausgearbeitet und bildet den ornamentierten Rahmen, auf dem das Polster mit runden Nägeln aus patinierter Bronze befestigt ist. Bezogen ist das Möbel mit einem modern gemusterten Jacquardgewebe in den Farben Apricot und Cremeweiss. Aus einer anderen Epoche wiederum stammt der zweite Sessel der Sitzgruppe. Mit seinem stromlinienförmigen Holzgestell ist er ein typischer Vertreter eines Möbels aus den 1950er Jahren. Der Bezug des Sessels wurde wiederum durch einen

klassischen Biedermeierstoff ersetzt, der auf eine frühere Epoche verweist als diejenige, aus der das Möbel ursprünglich stammt. Verziert mit pastellgelben und cremeweissen Streifen, zwischen denen Blumenranken verlaufen, bildet der Stoff einen Stilbruch zur sonst ornamentlosen Gestaltung des Sessels.¹³⁰ Die Polstergruppe wird durch zwei Rattansessel, einen Couchtisch, eine mannshohe Anrichte und zwei Kommoden ergänzt. Auch dieses Ensemble stammt nicht aus einer einheitlichen Möbelsérie und repräsentiert auch keinen einheitlichen Stil. Aufgrund bestimmter Gestaltungsfaktoren, die bei den einzelnen Möbelstücken auszumachen sind, kann man dennoch eine bestimmte Intention erkennen, die die Gestaltung dieses Raumbereichs geleitet hat. Das dunkle Holz der schweren Massivmöbel, deren Formensprachen aus vergangenen Zeiten sowie die überwiegend klassisch gemusterten Stoffbezüge der Polstermöbel unterstützen die historische Anmutung der Artefakte. Sie entsprechen somit den zu Beginn des Kapitels aufgeführten Einrichtungsempfehlungen für Altersheime, die historischen Möbeln eine besondere Wirkung auf die Bewohnenden zuschreiben (GEF und BSS 2009). Die Möbel wurden ausgesucht, da sie an zurückliegende Epochen, an spezifische Orte und vertraute Räume erinnern. In diesem Fall dienten unter anderem die schweren Holzmöbel in der Wohnung der eigenen Grossmütter in Italien als Vorbild für das Mobiliar des gemeinschaftlich genutzten Bereiches, der den Bewohnenden (die in etwa dem damaligen Alter der Grossmütter entsprechen) ein vertrautes Umfeld ermöglichen soll. Die Möbel sind Reminiszenzen an die „gute Stube“¹³¹, an eine vergangene Zeit, als das Wohnzimmer noch der Repräsentationsraum innerhalb einer Wohnung war. Nun stehen sie in dem grossräumigen, offenen Wohn- und Essbereich der Alterseinrichtung und sollen dazu beitragen, den Bewohnenden ein Stück Heimat zurückzubringen und eine wohnliche Atmosphäre zu schaffen.

Die zweite Kategorie von Artefakten im gemeinschaftlich genutzten Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe sind *Bilder*. Sie zieren die pastellfarbenen Wände und tragen zu einem wohnlichen Ambiente bei. Die Motive der Bilder stellen Landschaften, Blumen, Mineralien, Lebensmittel oder Figuren dar, und wie beim Mobiliar ist auch bei ihnen kein einheitlicher Gestaltungsstil erkennbar.

Standardisierte Leinwandfotografien einerseits, gerahmtes Kunsthandwerk, Gemälde und Bastelarbeiten andererseits bilden eine Mischung aus industriell hergestellter Massware und handgefertigten Unikaten. Zu letzteren gehören auch die beiden üppig gerahmten Landschaftsgemälde, die mit dem traditionellen, bürgerlichen Einrichtungsstil der „guten Stube“ harmonisieren. Im häuslichen Kontext wären die Bilder als persönliches Erbstück, Geschenk oder liebgewonnenes Fundstück vom Trödelmarkt Träger ihrer eigenen Geschichte, die mit der Biografie ihres Besitzers verwoben ist. Beim Anblick der Artefakte würde sich diese gemeinsame Vergangenheit dem Eigentümer offenbaren und ihn an zurückliegende Ereignisse, Personen oder Orte erinnern, die mit dem Erwerb des Artefaktes in Verbindung stehen. Im institutionellen Umfeld verlieren sie diesen Teil ihrer Aura und so rücken ihre Materialität und die Wirkungskraft ihrer Motive in den Fokus des Betrachters. Darüber hinaus verweisen die Bilder dank ihrer Originalität auch auf Werte, die jenseits der materiellen Ebene liegen. Es sind keine Meisterwerke, die hier an den Wänden des Flurs hängen, sondern handgefertigte Bilder

130 Über die Gestaltung der Möbel aus den 1950er Jahren sagt Borngräber: „Freigeformte Möbel, die an Plastiken von Moore und Arp erinnern, charakterisieren diese Nachkriegsperiode“ (Borngräber 1981: 223). Befreit von Ornamenten sollte das Mobiliar zur Zeit des Wirtschaftswachstums der aufstrebenden Nachkriegsgesellschaft einen entsprechend modernen Rahmen im häuslichen Umfeld bieten.

131 Das Wohnzimmer wird im Schweizerdeutschen als „Stube“ bezeichnet. So spricht beispielsweise auch eine Bewohnerin der „mediterranen“ Wohngruppe von „la Stube“, wenn sie vom Gemeinschaftsraum erzählt.

unbekannter Autoren. Und doch wird ihre einzigartige Machart durch die opulente Rahmung hervorgehoben, die die Gemälde antik wirken lässt und ihnen so einen entsprechenden Qualitätsstatus verleiht. Von Vertretern der Alterseinrichtung ausgesucht, um den gemeinschaftlich genutzten Bereich der Wohngruppe heimisch wirken zu lassen, werden sie keineswegs nur auf die Funktion als Wandschmuck reduziert – ihre bloße Anwesenheit vermittelt die Wertschätzung schöngestiger Interessen und suggeriert, dass bei der Einrichtung der Innenräume weder Mühen noch Kosten gescheut wurden. Anders verhält es sich mit den gedruckten Leinwandfotografien. Als Vertreter eines modernen Genres, das es zuhauf in Einrichtungshäusern des unteren und mittleren Preissegments zu kaufen gibt, erheben ihre Motive keinen Anspruch auf Originalität. Ausser die der Kaufentscheidung zugrunde liegende Motivwahl verlangen sie ihren zukünftigen Besitzern keine zusätzlichen Anstrengungen ab. Die sogenannten „Ready-to-hang“-Bilder sind so gefertigt, dass weder die Art der Rahmung noch die Art der Aufhängung zusätzliche Überlegungen erfordern. Während die Lebensmittel-Motive passend zum räumlichen Umfeld die Küchenwände zieren, sind die Blumen- und Mineralien-Motive im Wohnraum platziert. Die Aufnahmen der aufgetürmten Steine, der Seerosen- und Magnolienblüten korrespondieren mit dem Teil der Inneneinrichtung, der fernöstlich inspiriert wurde. In Anlehnung an einen Zen-Garten markieren diese Bildwelten den hinteren Teil des gemeinschaftlich genutzten Bereiches als Ort der Ruhe, ohne sich dabei visuell aufzudrängen. Aufgrund der Motive verwundert es auch nicht, dass sich eine langjährige Bewohnerin auf die Nachfrage, wie ihr die Bilder im gemeinschaftlich genutzten Bereich gefallen würden, zunächst einmal vergewissern muss, was auf diesen abgebildet ist. Dass die Bildauswahl in den gemeinschaftlich genutzten Räumen nicht beliebig erfolgt ist, davon zeugen die beiden grossformatigen Leinwandfotografien an der Wand im Essbereich. In ihrer Kombination wecken das Ruderboot am See und das weisse Kykladenhaus Assoziationen mit Ferien in mediterranen Regionen. Auch wenn die Bildwelten nicht die Herkunftsländer der Bewohnerinnen und Bewohner wiedergeben, sollen sie in diesen Räumen für das entsprechende „südliche Flair“ sorgen und eine entspannte Atmosphäre vermitteln.

Schliesslich zählen zur Inneneinrichtung der „mediterranen“ Wohngruppe auch eine Vielzahl von *Objekten*, die in Regalen und Vitrinen, auf Kommoden und Beistelltischen und an sonstigen Orten im Raum aufgestellt wurden. Die Artefakte können in die folgenden fünf Unterkategorien eingeteilt werden: *Figuren*, *Textilien* (hierzu zählen Kissen und Decken), *Gefässe* (Geschirr und Vasen), *Pflanzen* sowie *Unterhaltungs- und Informationsmedien* (darunter fallen der Fernseher, die HiFi-Anlage, Bücher und Schallplatten). Bei den meisten Objekten handelt es sich um Nippes, der ausschliesslich zum Anschauen und nicht für den Gebrauch bestimmt ist. Das Geschirr im Vitrinenschrank steht unbenutzt hinter Glas und auch die Seidenblumen benötigen kein Wasser, um auf Dauer ansehnlich zu bleiben. Selbst die Bücher und Schallplatten, die aufgereiht im Regal stehen, scheinen seit langem nicht in die Hand eines Bewohners genommen worden zu sein. Man kann davon ausgehen, dass auch sie in diesem Raum in erster Linie die Funktion als Dekorationsmaterial erfüllen. Ihre italienischen Titel sind sichtbare Gesten im gemeinschaftlich genutzten Raum, die plakativ darauf hindeuten, dass auf diesem Stock dem kulturellen Hintergrund der betreuten Personen Rechnung getragen wird. In dieser Alterseinrichtung sind dies überwiegend weibliche Personen, was nicht untypisch für das Klientel von Altersheimen ist.¹³² Die Auswahl der zahlreichen Figuren, die vor allem Engel, Puppen

¹³² So belegt eine Studie des Bundesamts für Statistik von 2008/2009, dass 75 % der Bewohnenden von Altersheimen Frauen sind (BFS 2012).

und Tiere darstellen, scheint auf diesen Umstand einzugehen. Die niedlichen Gestalten wurden von Frauen (Pflegerinnen)¹³³ für Frauen (Bewohnerinnen) ausgesucht, um eine möglichst heimelige Atmosphäre zu kreieren und die Adaption an den neuen Wohnort zu erleichtern. Um dieses Ziel zu erreichen, werden auch Attrappen benutzt und dies bleibt von den älteren Menschen durchaus nicht unbemerkt. So stellt mir die Bewohnerin Signora Freiburger während eines Gesprächs verschmitzt lächelnd die Frage: „Che pensi, sono plastichi o naturali?“¹³⁴, und deutet dabei auf die künstlichen Orchideen, die eingetopft auf einer Anrichte stehen.

Der Einrichtungsstil

Die Möbel im gemeinschaftlich genutzten Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe sind weder wertvolle Antiquitäten noch teure Designerstücke. Ob in der Brockenstube¹³⁵ entstanden oder im Einrichtungshaus aus einem Standardsortiment gekauft, das Mobiliar verkörpert einen Einrichtungsstil, der sich, um mit dem Soziologen Pierre Bourdieu zu sprechen, an der „Ästhetik der unteren Klassen“¹³⁶ – in diesem Falle der Arbeiterklasse – orientiert. Dabei scheint es, dass einzelne Artefakte Bezug zur Herkunft der Bewohnenden nehmen und ihnen durch ihre Anwesenheit ein vertrautes Umfeld bieten sollen. Besonders deutlich wird dies beim Esstisch. Das Säulenzitat der Tischbeine weist explizit auf die Bemühung hin, mithilfe des antiken Stilelements dem kulturellen Hintergrund der Bewohnenden Rechnung tragen zu wollen. Diese Absicht wird auch bei einzelnen Bildern und Objekten erkennbar, die entweder einen geographischen Bezug zur Heimat der Bewohnenden herstellen sollen (mediterrane Landschaften) oder religiöse Motive verkörpern (Putten, Engel). Diese Artefakte können in diesem Zusammenhang als kulturelle „Codes“¹³⁷ verstanden werden. Aufgrund ihrer gemeinsamen Herkunft wird davon ausgegangen, dass die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe diese kulturellen Codes verstehen und interpretieren können.

Obwohl die Bewohnerinnen und Bewohner zur Einrichtung ihrer Wohngruppe befragt wurden, äusserten sie sich dazu weder im positiven noch im negativen Sinne. Es bestand vielmehr eine gleichgültige Haltung, die darauf hindeutet, dass sich die Personen bis anhin nicht bewusst mit der Einrichtung beschäftigt hatten und diese als selbstverständlich hinnehmen. Eine ähnliche Beobachtung machen auch Sommer und Ross (1958) in ihrer Studie aus dem Jahre 1958. Die Autoren beschreiben darin, dass die Bewohnenden und Mitarbeitenden einer geriatrischen Abteilung eine Haltung aufwiesen, die sie als „institutional sanctity“ bezeichnen (ebd.: 129):

„People who are confined in one environment for any length of time eventually come to accept this environment as fixed and ‘natural’. This implies to both patients and staff. Things are done in a prescribed manner largely because of habit and ward tradition.“¹³⁸

133 Der Anteil weiblicher Betreuungspersonen in der Langzeitpflege wird in der Schweiz und in Deutschland auf rund 85 % geschätzt (Berset 2016).

134 „Was glaubst Du, sind sie aus Plastik oder natürlich?“; Gespräch mit Signora Freiburger am 2. August 2012 über die Inneneinrichtung des Gemeinschaftsraumes (Eintrag im Feldtagebuch).

135 Brockenstuben oder Brockenhäuser sind in der Schweiz Geschäfte, in denen gebrauchter Hausrat weiterverkauft wird.

136 Bourdieu (2013: 108).

137 Den Begriff „Code“ verwendet Bourdieu im Zusammenhang mit der kulturellen Kompetenz einer Person. Dabei beschreibt er den Konsum von Kunst als einen „Akt der Dechiffrierung oder Decodierung, der die bloß praktische oder explizite Beherrschung einer Geheimschrift oder eines Codes voraussetzt“ (Bourdieu 2013: 19).

138 Sommer und Ross (1958: 129).

Deshalb erstaunt es auch nicht, dass sich eine Bewohnerin der „mediterranen“ Wohngruppe bei ihrer Befragung zunächst einmal vergewissern musste, was auf den Bildern an den Wänden überhaupt abgebildet ist, bevor sie sich darüber ein Urteil erlauben wollte. Ungeachtet der darauf abgebildeten Motive, unterstützen die Bilder in Kombination mit den Objekten und Möbeln das wohnliche Ambiente, das von den älteren Personen häufig in Beschlag genommen wird. Auch wenn man davon ausgehen kann, dass einige dieser Artefakte vermutlich niemals die ehemaligen Wohnungen der Bewohnerinnen und Bewohner ausgestattet hätten – in ihrer Gesamtheit bilden die Artefakte eine wohnliche Atmosphäre, die dem institutionellen Umfeld entgegenwirkt. Somit unterstützt die Inneneinrichtung des gemeinschaftlich genutzten Bereiches das von den Pflegenden vielfach beschriebene „familiäre Ambiente“, das die „mediterrane“ Wohngruppe auszeichne und trägt dazu bei, dass sich die Bewohnenden regelmässig in diesem Bereich aufhalten. Um zu überprüfen, ob die Bewohnenden der benachbarten, nicht-kulturspezifischen „Wohngruppe B/2“ ebenfalls ein solch wohnliches Umfeld in ihrer Wohngruppe vorfinden, soll im Folgenden auch deren gemeinschaftlich genutzter Bereich aus gestalterischer Sicht analysiert werden. Laut den Heimmitarbeitenden halten sich die Bewohnenden hier nämlich weniger häufig auf. Ob dies tatsächlich ausschliesslich auf den unterschiedlichen kulturellen Hintergrund der betreuten Personen und ihrem damit verbundenen Habitus zurückgeführt werden kann, oder ob nicht auch hier gestalterische Aspekte einen Einfluss auf die Raumnutzung haben, soll somit überprüft werden. Hierzu soll – adäquat zur Beschreibung der „Wohngruppe A/2“ – in einem ersten Schritt die Inneneinrichtung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche der „Wohngruppe B/2“ anhand einer Raumbegehung detailliert beschrieben und in einem zweiten Schritt mit der Inneneinrichtung der benachbarten Wohngruppe verglichen werden.

5.2 Die Vergleichswohngruppe

Die „Wohngruppe B/2“ befindet sich auf demselben Stockwerk wie die „mediterrane“ Wohngruppe und ist durch einen Flur mit dieser verbunden. In der „Wohngruppe B/2“ leben zum Zeitpunkt der Erhebung sowohl Personen mit Migrationshintergrund als auch solche ohne. Das gesamte Stockwerk wird von einem Pflgeteam betreut, dessen Mitarbeitende, je nach Dienst, einer der beiden Wohngruppen zugewiesen werden. Obwohl die „Wohngruppe B/2“ ursprünglich als Regelwohngruppe geplant war, bewirkte die stete Nachfrage nach einer kulturspezifischen Betreuungsform für Personen aus Italien und Spanien, dass nach und nach immer mehr ältere Migrantinnen und Migranten aus diesen Ländern auch dieser Wohngruppe zugewiesen wurden. Und so wurden die Zimmer von verstorbenen Bewohnenden zunehmend Personen zugeteilt, die aus dem Mittelmeerraum stammen. Nach Abschluss meiner Feldforschung erhielt die Alterseinrichtung eine Bewilligung des Kantons zur Eröffnung einer zweiten „mediterranen“ Wohngruppe, die schliesslich in den Räumlichkeiten der „Wohngruppe B/2“ entstand. Zum Zeitpunkt der Feldforschung befand sich die Regelwohngruppe in einer Übergangsphase.

Die Inneneinrichtung des gemeinschaftlich genutzten Raumes

Zur „Wohngruppe B/2“ gelange ich über den dritten Aufzug der Alterseinrichtung. Im zweiten Stock angelangt fällt mein Blick zunächst auf das grosse Plexiglasschild, das als Teil des hauseigenen, einheitlichen Orientierungssystems an der Flurwand befestigt ist und die

Wohngruppe betitelt. Neben dem rostroten Schild steht lebensgross eine bekleidete Schau-
fensterpuppe, die den Eingang zu einem der Bewohnerzimmer bewacht. Die leblose Dame
trägt über ihrer schwarzen Hose eine weite Bluse mit weiss-olive geschecktem Leopardem-
muster. Das ebenmässige Gesicht wird von einer kupferroten Perücke gerahmt, deren Haare
zu einem kinnlangen Pagenschnitt mit Ponyfransen frisiert sind. In ihrer linken Hand hält die
Figur eine Blumengirlande. Rote Seidenrosen und grüne Blätter wechseln sich daran ab und
winden sich um den hölzernen Handlauf des Flurs. Neben der Puppe steht ein kleiner run-
der Beistelltisch. Er ist mit einem bodenlangen, bordeauxroten Tischtuch bedeckt, an dessen
Saum sich kleine, silbrig glitzernde Pailletten reihen. Auf dem Tisch liegt eine grosse selbst-
gebastelte Blume aus gelb bemaltem Karton und grünen Pappblättern. Der starre Blick der
alterslosen Frau ist auf die Tür des gegenüberliegenden Bewohnerzimmers gerichtet. Diese ist
– wie alle übrigen Zimmertüren dieser Wohngruppe auch – mit einem kleinen Blumengesteck
aus buntem Krepppapier und einer goldenen Pappsonne mit grünen Strahlen geschmückt. Di-
rekt neben dem Aufzug hängt an der Wand ein langer, Holzgerahmter Spiegel. Darunter steht
ein fein geschwungenes Beistelltischchen aus passendem Holz. Auf der Ablage steht auf einem
weissen Spitzendeckchen eine mit gelbem Tüll gefüllte, tönernen Schale. Der Vorplatz des Auf-
zugs bietet mit seinen Wänden einigen selbstgemachten Bastelarbeiten Platz, darunter auch
ein Bild in einem schlichten Holzrahmen. Der darauf abgebildete Baum steht auf einer Wiese
aus bemalter Pappe, die mit grünem Glitter und Paillettenblumen beklebt ist. Auf den üppi-
gen Blüten des Baumes aus geschmolzenem Kunststoff setzen bunte Strasssteine glitzernde
Akzente. Unterhalb des Bildes sind zwei tellergrosse, unregelmässig ausgeschnittene Blumen
aufgehängt, die eine Collage aus farbiger Pappe, Stoff und Kunststoff sind. Auf einem weiteren
holzgerahmten Bild entdeckte ich einen orientalischen Kuppelbau neben einer Palme mit bu-
schigem Blattwerk. Vor den blau gerahmten Rundbogen-Fenstern des Gebäudes bilden grüne
Büroklammern die filigranen Ziergitter.

Vom Vorplatz des Aufzugs führt der Flur weiter in den gemeinschaftlich genutzten Be-
reich der Wohngruppe, vorbei am Arbeitszimmer des Pflegepersonals. Gegenüber befindet
sich eine Gruppe von Bastelarbeiten, die an der Flurwand befestigt sind. Zentral hängt ein
reich blühender Baum aus zerknülltem Krepppapier in Weiss und bunten Blüten aus zerflos-
senem Kunststoff. An seinen Wurzeln tümmeln sich rote und weisse Kreppblumen im grün
bemalten Gras. Die imposante Pflanze wird links und rechts von zwei querformatigen Bildern
in hellen Holzrahmen flankiert. Die darauf abgebildeten Motive aus bunter Pappe stellen eine
Mischung aus floralen und geometrischen Elementen dar, die mühevoll mit Glitter und far-
bigen Strasssteinen versehen wurden. Die Schlusslichter des Bastelensembles bilden zwei
Blumengestecke aus braunem Waffeltuch, rotem Seidenpapier und gelbem Tüll. Fackelähnlich
sind sie an den äusseren Rändern der Exponate montiert und schliessen das handgefertigte
Gesamtwerk formal ab. Direkt daran anschliessend befindet sich der offene Gemeinschaf-
tsraum der Wohngruppe.

In der Mitte des Raumes bilden zwei zusammengeschobene Holztische mit weiss la-
minierte Oberflächen den Essbereich. Um die quadratische Fläche stehen drei identische
Lehnstühle mit dunkelblauen Kunstlederpolstern und massiven Holzgestellen. Vor der Wand
mit halbhochem Fenstereinsatz, die Küche und Gemeinschaftsraum voneinander trennt, steht
ein Konsolentisch. Das Möbel passt stilistisch zum Esstisch der „mediterranen“ Wohngruppe,
denn die gläserne Ablage wird ebenfalls von zwei weissen Säulen getragen, die sich nur in
ihren Kapitellformen vom Modell im Nachbarraum unterscheiden. Auf der Glasablage befin-
det sich auf einem grün karierten Tischset eine Menage, die Gewürze zum Abschmecken der



Die Vergleichswohngruppe: Essbereich

servierten Speisen bereithält. Daneben steht zur Dekoration ein gelber Blumentopf, gefüllt mit Seidenpapier und Tüll in verschiedenen Farben. Ausserdem schwimmen auf dem Möbel drei Schiffchen aus Karton mit gehissten Segeln über ein blaues Pappmeer, auf das kleine weisse Muscheln und grüne Wassergewächse aus Papier geklebt sind. Trotz Windstille wehen auf Deck drei Zahnstocherfähnchen und tragen die Kantonswappen von Schaffhausen, Graubünden und dem Thurgau über das fiktive Gewässer. Oberhalb der sommerlichen Bastelarbeit ist die Fensterfront, die Einblick in die angrenzende Wohngruppenküche gewährt, mit ausgeschnittenen Papierpflanzen beklebt. Auf dem unsichtbaren Träger machen diese den Anschein, als würden sie durch die Lüfte tanzen.

An der apricotfarbenen Raumwand, die an das Zimmer des Pflegepersonals grenzt, befindet sich ein massiver Tisch aus dunklem Holz. Zwischen seinen Beinen steht – mit Ausrichtung zur Raumwand – ein einzelner Stuhl mit leichtem Chromstahlgestell, einer Rückenlehne aus hellem Schichtholz und einem roten Polster aus Kunstleder. Die Arbeitsfläche des Tisches wird von einer modernen Stehlampe beleuchtet, die direkt neben dem Möbel aufgestellt ist. Ihr warmes Licht verteilt sich über die Wand und setzt die aufgehängten Bastelarbeiten in diesem Bereich in Szene. Davon profitiert auch ein selbstgemachtes Bild, dessen Doppelgänger auf der „mediterranen“ Wohngruppe hängt. Neben dem Holzgerahmten, dreidimensionalen Schiffsmotiv zieren hier mehrere farbige Kartonblumen die Wand, deren Blütenstempel aus geschmolzenem Kunststoff gefertigt sind. Zwischen den stängellosen Blumen fliegen einzelne Schmetterlinge mit transparenten Flügeln umher. Ein Stück weiter steht eine hohe, zweitürige Kommode mit kurzen, geschwungenen Beinen an der Wand. In das dunkle Holz des Möbels sind kunstvolle Intarsien eingearbeitet. Auf der oberen Ablage der Kommode befindet sich eine zweiteilige Bastelarbeit. Sie besteht aus einer mit Sand bestreuten ägyptischen Pyramide und einem Kamel, dessen Grösse an die Miniaturdarstellung der Pyramide heranreicht. Über den Höckern des Tieres hängt eine mit Quasten verzierte Decke. Trampeltier und Bauwerk sind von mehreren Papier-Palmen umgeben, die die Szene komplettieren.

Ich folge dem Handlauf des Flures und begegne einer grossen Eule aus farbigem Karton, die an der Wand zwischen zwei Bewohnerzimmern auf einem blättrigen Ast sitzt. Sie wird von mehreren überdimensionalen Schmetterlingen umschwirrt, deren Flügel in pastellfarbenem Organza schimmern. Unterhalb der Tierszene blühen bunte Papierblumen aus der Wand heraus. Einen Flurabschnitt weiter befindet sich ein Spiegel, der mit seinen beträchtlichen Ausmassen einen grossen Teil der Wand bedeckt. Das nahezu raumhohe Element wird von dicken Bambusstämmen gerahmt. Die runden Holzbalken unterteilen den Spiegel in Handlaufhöhe in einen oberen und einen unteren Bereich und erzeugen so die Illusion einer Veranda, die von einem hölzernen Geländer begrenzt wird. Doch statt eines Ausblicks in die Ferne bietet mir die grosse Glasfläche einen spiegelbildlichen Einblick in das Rauminnere der Wohngruppe. Neben dem Wandspiegel hängt eine transparente, graue Stoffbahn, auf der mit Reissnägeln Nelken und Rosen aus Seidenpapier befestigt sind. Über den farbigen Blumen prangt golden eine untergehende Pappsonne und der frühe Abendhimmel ist mit bunt glänzenden Sternen bedeckt. In diesem hinteren Bereich des Raumes befindet sich eine Polstergruppe, die aus zwei Sesseln und einem dazu passenden Zweisitzer besteht. Die schweren Möbel sind mit einem cremefarbenen Samtstoff mit geometrischem Muster bezogen. Auf dem hellen Sofa liegt ein dunkles Kissen mit einem grob gestickten Teddybärmotiv in Beige. Die über Eck stehenden Sitzgelegenheiten sind um ein Fernsehgerät positioniert, das auf der gläsernen Ablage eines niedrigen TV-Möbels an der Wand steht. In der Mitte der Sitzgruppe befindet sich ein kleiner weisser Beistelltisch. Auf seiner quadratischen Ablage liegt ein weisses Tischtuch mit flora-



Die Vergleichswohngruppe: Fernsehbereich

lem Muster. Der Fernsehbereich wird von einer modernen Stehlampe ergänzt, deren weisser Schirm ein warmes Licht verbreitet. Oberhalb des Fernsehers hängt in einem roten Rahmen eine Collage, die ein Stilleben mit sommerlichen Früchten aus bemaltem Karton zeigt. Ausserhalb des Bildes fliegen zwei papierne Vögel, deren Flügel mit einzelnen Federn beklebt sind, über die pastellfarbene Wand.

Hinter dem Zweisitzer sind ein gefülltes CD- und ein Bücherregal aufgestellt. In letzterem befinden sich nebst deutschsprachigen Bildbänden über Pilz-, Rosen- und Tierarten auch vier kleine Verstärkerboxen. Diese sind mit dem CD-Spieler verbunden, der neben dem Regal auf einem kleinen Beistelltisch aus dunklem Holz steht.

Ich folge dem Flur, der am offenen Fernsehbereich der Wohngruppe entlang führt und laufe rechter Hand an einem Einbauschränk vorbei. Hinter seinen raumhohen Schiebetüren werden frisch gereinigte Bettwäsche und Frotteetücher aufbewahrt. Auf meiner linken Seite hängt an der Flurwand ein Arrangement aus mehreren rechteckigen Wandfolien, auf denen Nahaufnahmen von blühenden Rosenknospen abgebildet sind. Von hier aus führt der Flur schliesslich weiter in den Gemeinschaftsraum der benachbarten „mediterranen“ Wohngruppe.

Im Folgenden werden die Artefakte, die sich in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen der „Wohngruppe B/2“ befinden, ebenfalls in unterschiedliche Artefaktkategorien unterteilt. In einem weiteren Schritt werden im Rahmen der visuellen Analyse die Artefakte der beiden benachbarten Wohngruppen gegenübergestellt und miteinander verglichen.

Die Artefakte in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen der Regelwohngruppe



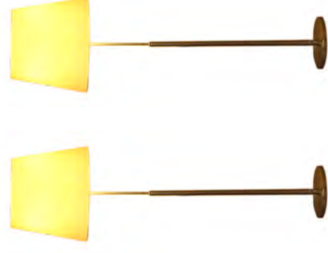
Möbel Aufbewahrungsmöbel

Sitzmöbel



Tische / Ablagen

Leuchten



Spiegel



Objekte Figuren



Kissen

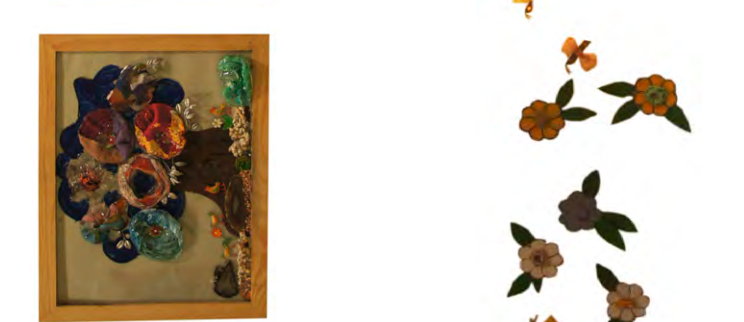
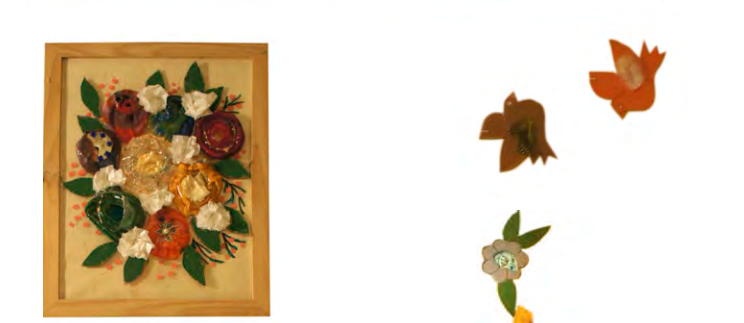


Unterhaltung





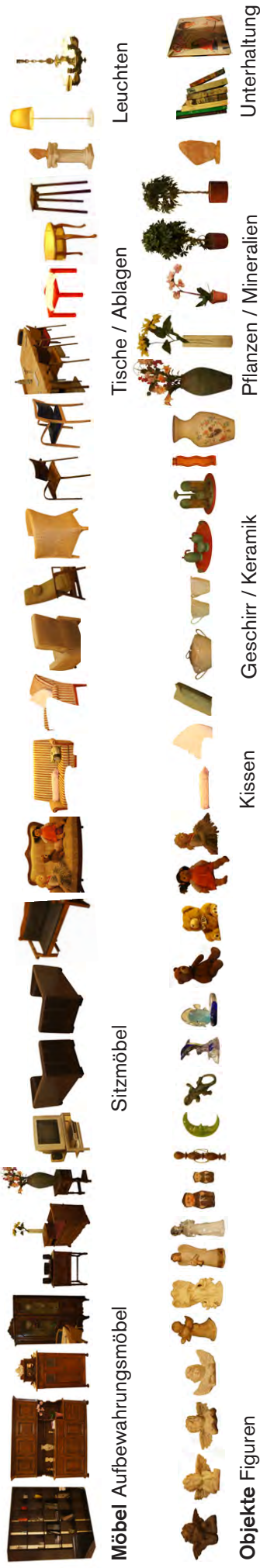
Poster / Fotodrucke



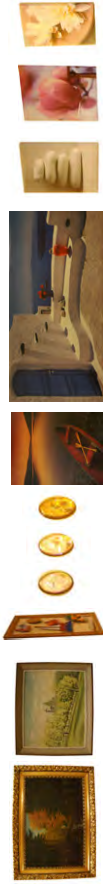
Bilder Kunst / Kunsthandwerk

5.3 Visuelle Analyse: Die Artefakte in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen

„Mediterrane“ Wohngruppe



Objekte Figuren



Bilder Kunst / Kunsthandwerk

Regelwohngruppe



Möbel Aufbewahrungsmöbel

Sitzmöbel

Tische / Ablagen

Leuchten Spiegel



Bilder Kunst / Kunsthandwerk



Bilder Kunst / Kunsthandwerk

Die Darstellung auf der linken Seite zeigt eine Aufstellung derjenigen Artefakte, die in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen der beiden teilnehmenden Wohngruppen des Alters- und Pflegeheims Buchmatt platziert sind. Vergleicht man die Artefakte der „mediterranen“ Wohngruppe mit denjenigen der Regelwohngruppe, so zeigt sich Folgendes:

In der „mediterranen“ Wohngruppe ist die Anzahl der Artefakte höher als in der Regelwohngruppe. Zum einen befinden sich in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen der kulturspezifischen Wohngruppe mehr Möbel, genauer gesagt mehr Aufbewahrungs- und Sitzmöbel. Die Mehrheit der Schränke und Kommoden sind aus mittel- bis dunkelbraunem Holz und weisen historische Formensprachen auf; ebenso die Sofas und Sessel, die teilweise mit Biedermeier-Stoffen bezogen sind. Die mit hellen Stoffen bezogenen Sessel der Regelwohngruppe wirken vergleichsweise leichter.

In den gemeinschaftlich genutzten Bereichen der „mediterranen“ Wohngruppe sind zudem mehr Objekte platziert als in der Regelwohngruppe. Es überwiegt die Anzahl der figürlichen Objekte, darüber hinaus befinden sich auch Geschirr, Keramik sowie (teilweise künstliche) Pflanzen in und auf den Aufbewahrungsmöbeln der kulturspezifischen Wohngruppe. Artefakte dieser beiden Kategorien fehlen in der Regelwohngruppe.

Bilder hängen hingegen auch an den Wänden der Regelwohngruppe. Diese wurden jedoch nicht vonseiten der Alterseinrichtung ausgewählt wie dies in der „mediterranen“ Wohngruppe der Fall ist, sondern sie stammen fast ausschliesslich von einer Bewohnerin, die sie selber angefertigt hat (vgl. Kap. 5.7).

5.4 Askese versus horror vacui

Das Mobiliar der „Wohngruppe B/2“ beschränkt sich auf einige wenige Stücke, die im gemeinschaftlich genutzten Bereich aufgestellt wurden. Während einzelne Elemente, wie zum Beispiel die zusammengeschobenen Tische in der Raummitte oder die dazugehörigen Stühle, Standardmobiliar für den Objektbereich sind, erwecken andere Möbelstücke den Anschein, als wären sie Antiquitäten. Zu diesen gehört auch die hohe Kommode aus dunklem Holz, die mit ihrer sorgfältig angeordneten Maserung und den floralen Intarsien ein Zeugnis alter Handwerkskunst darstellt, oder der an der Wand stehende massive Holztisch, dessen stabiler Unterbau jede noch so grosse Last abzufangen scheint. Diese Einzelstücke bilden einen Kontrast zu den Formensprachen des zeitgenössischen Mobiliars, dessen Materialien die geltenden Ansprüche auf Robustheit, Hygiene und Praktikabilität im Heimkontext widerspiegeln. Diesbezüglich weist das Mobiliar der „Wohngruppe B/2“ gewisse Ähnlichkeiten mit demjenigen der angrenzenden „mediterranen“ Wohngruppe auf. Moderne Serienmöbel sind darunter nämlich ebenso zu finden wie Einzelstücke mit historischen Formensprachen. Und dennoch unterscheidet sich die Gestaltung der beiden Räume in vielerlei Hinsicht. Anders als bei der „mediterranen“ Wohngruppe wird der gemeinschaftlich genutzte Bereich der „Wohngruppe B/2“ nicht durch eine eingezogene Trennwand unterteilt. Die unterlassene innenarchitektonische Massnahme bewirkt, dass der Raum in seiner Gesamtheit überblickt werden kann und dadurch offener erscheint als der gemeinschaftlich genutzte Bereich der benachbarten Wohngruppe. Hinzu kommt, dass der wandfüllende Spiegel einen Grossteil des Raumes in die Tiefe spiegelt und diesen somit optisch vergrössert. Der Pflegefachfrau Giulia zu folge ist der Spiegel ebenfalls ein Resultat der Raumgestaltung nach Prinzipien des Feng Shui:

„Wir haben [...] im B-Trakt [...] mit Steinen und Steinboden und Spiegel gearbeitet, mit spezifischem Sofa gegenüber einem Wasserbrunnen, der ein bisschen Ruhe reinbringen muss ...“¹³⁹

Dementsprechend sei auch die Demenzabteilung im fünften Stock eingerichtet worden. Nachdem dort ein paar dieser gestalterischen Massnahmen aus Sicherheitsgründen schon nach relativ kurzer Zeit wieder beseitigt worden seien, habe man sie unmittelbar später auch in der „Wohngruppe B/2“ entfernt. Offensichtlich existierte ein Konflikt zwischen den fernöstlich inspirierten Gestaltungsprinzipien und den Gestaltungsanforderungen an einen barrierefreien Wohnraum.¹⁴⁰ Denn die Steine hätten laut Giulia eine Stolpergefahr für die Bewohnenden dargestellt und deshalb weichen müssen.¹⁴¹

139 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.

140 Gemäss Gestaltungsrichtlinien für Alterseinrichtungen hat die Auswahl der Bodenbeläge einen grossen Einfluss auf die Orientierung und Sicherheit der betreuten Personen. So werden reflektierende oder kontrastreiche Bodenbeläge von kognitiv eingeschränkten Personen (oder solchen, deren Sehkraft beeinträchtigt ist) vielfach als Unebenheit interpretiert. Dies kann zu Irritationen bei den Betroffenen führen und somit deren Sturzrisiko erhöhen. Aus diesem Grund sollte darauf geachtet werden, dass der Boden in den Wohnräumen nicht reflektierend, kontrastarm und rutschticher ist (Jeannotat et al. 2013; Calkins 2009; GEF und BSS 2009). Schwellen (Türschwellen) und Stufen erhöhen ebenfalls das Sturzrisiko und sollten deshalb in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen der Wohngruppen fehlen (Jeannotat et al. 2013; GEF und BSS 2009).

141 Dass der Spiegel nach wie vor Teil der Inneneinrichtung ist, erstaunt nach diesen Überlegungen. Denn auch hier weist die Forschungsliteratur darauf hin, dass reflektierende Oberflächen (wie die eines Spiegels) im Wohnbereich zu vermeiden seien, da diese visuelle Reizquellen darstellten, die bei Personen mit Demenz zu Irritationen führen können (Marquardt 2006: 32).

Anders als bei der benachbarten „mediterranen“ Wohngruppe befinden sich – abgesehen von den Aufbewahrungsmöbeln an der Wand – keine weiteren freistehenden Regale oder Schränke im Raum, die den Bewohnenden Rückzug in Nischen gewähren könnten. Für einen Aufenthalt im gemeinschaftlich genutzten Bereich können sich die Bewohnenden vor allem zwischen zwei Orten entscheiden: Sie können an der zentral angeordneten Tischformation Platz nehmen oder in der Polstergruppe vor dem Fernseher (Abb. 3–5). Diese Bereiche sind frei zugänglich und von nahezu jedem Punkt im Raum aus zu sehen. Der gegen die Wand ausgerichtete Holztisch bietet zwar einen zusätzlichen Sitzplatz. Aus gestalterischer Sicht kann jedoch davon ausgegangen werden, dass aufgrund der unattraktiven Aussicht, die von diesem Platz aus gewährt ist (nämlich ein Blick auf die Wand), dieser Stuhl von den Bewohnenden kaum genutzt wird. Es erstaunt deshalb wenig, dass die Beobachtungen im Feld diese Annahme belegen. Nebst der spärlichen Möblierung trägt auch die überwiegend helle Farbigkeit der wenigen Möbel dazu bei, dass der Raum offen und licht wirkt. Da das Pflegepersonal auch bei der Gestaltung dieses Bereichs ein Mitspracherecht hatte, stellt sich die Frage, inwiefern die Auswahl und das Arrangement der Inneneinrichtung beabsichtigt waren. Auch wenn von Seiten der Pflegenden für die Inneneinrichtung der „Wohngruppe B/2“ keine explizite Kategorisierung formuliert wurde, so lässt die vergleichsweise karge und helle Möblierung die Frage aufkommen, ob sich die Mitarbeitenden möglicherweise auch hier von bestimmten Vorstellungen haben leiten lassen. Um welche es sich dabei handeln könnte, wird deutlich, wenn man sich die folgenden Aussagen von drei Pflegerinnen vor Augen führt. Im Fokusgruppeninterview äussern sich diese nämlich zur Inneneinrichtung der privaten Zimmer von Bewohnenden der Alterseinrichtung und weisen dabei auf Unterschiede hin, die sie mit dem kulturellen Hintergrund der älteren Menschen in Verbindung bringen.

- Sofia: „Und was natürlich der Unterschied ist, dass zum Beispiel ein Spanier oder Italiener hat [die] Tendenz, das Zimmer zu füllen ... Der Schweizer hat das nicht. [...] Es ist nicht so erdrückend ... [*lacht*].“
- Susanne: „Vielleicht ein bisschen heller eingerichtet ...“
- Sofia: „Heller ... einfach anders ...“¹⁴²

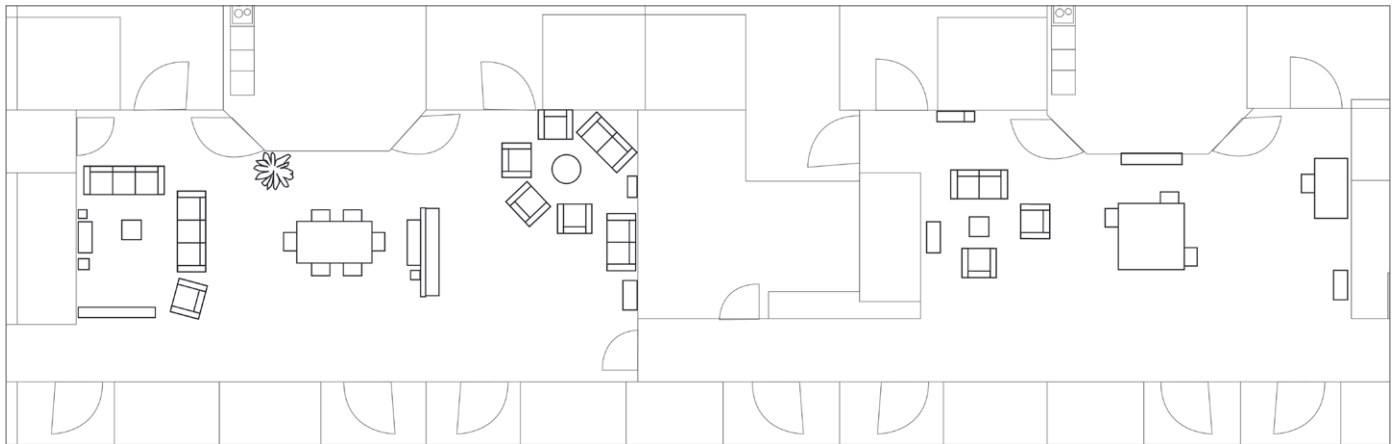
Demnach unterscheiden sich selbst die Möbel in den privaten Zimmern der italienisch- und spanischstämmigen Bewohnenden von denen der Schweizer Bewohnenden.

- Sofia: „Sie sind dunkel, sie sind so [...] rustikal, so schwer ...“
- Giulia: „Also sehr ... erdrückend, wenn man ins Zimmer [...] reinkommt ... weil sie pompös sind ...“¹⁴³

Auch wenn die Mitarbeiterinnen während des Interviews immer wieder selbst in Frage stellen, ob derartige Unterschiede tatsächlich auf den ethnisch-kulturellen Hintergrund der Bewohnenden zurückzuführen sind, scheinen bestimmte Vorstellungen der Raumgestaltung fest mit der Herkunft der betreuten Personen verbunden zu sein. Der folgende Dialog führt dies deutlich vor Augen. Darin beschreibt die Pflegefachfrau Giulia das Zimmer einer Schweizer Bewohnerin, welches ebenfalls mit zahlreichen Artefakten und mit Liebe zum Detail eingerichtet ist – Eigenschaften, die zuvor im Gespräch (und, wie sich im Laufe der Unterhaltung heraus-

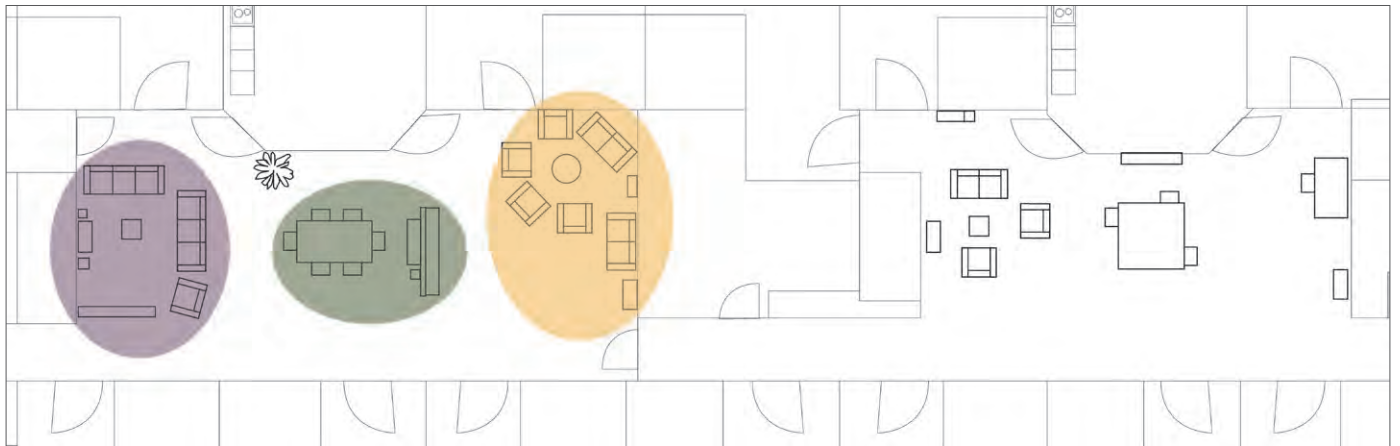
142 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013. (Sofia: Spanierin, geboren in der Schweiz; Susanne: autochton).

143 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013. (Sofia: Spanierin, geboren in der Schweiz; Giulia: Italienerin, geboren in der Schweiz).

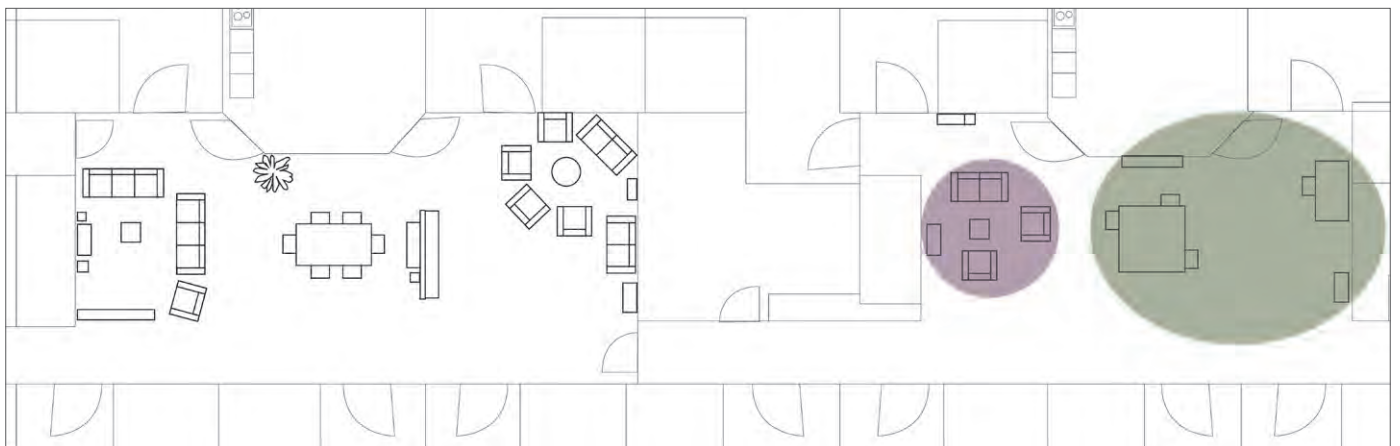


„Mediterrane“ Wohngruppe

Regelwohngruppe



Raumzonen der „mediterranen“ Wohngruppe



Raumzonen der Regelwohngruppe

Abb. 3–5: Ein Vergleich der Grundrisse der beiden benachbarten Wohngruppen zeigt Folgendes: In der Regelwohngruppe stehen den Bewohnenden weniger Raumzonen als in der „mediterranen“ Wohngruppe zur Verfügung.

stellt, auch abschliessend) als „typisch mediterran“ identifiziert wurden:

Giulia: „Ja, aber wenn du jetzt rauf in den dritten Stock gehst, ins Zimmer 309 ... , sorry, das muss ich sagen, also sie hat auch ein wunderschönes Zimmer! Sie hat das auch, mit Teppich im Badezimmer, auf dem Boden, auf der WC-Schüssel obendrauf ... , schöne Vorhänge ... mit Kissen und Bildern [...]“

Margrit: „Ja, das stimmt, das könnte auch eine Italienerin sein ... hmm [*zustimmend*]“¹⁴⁴

Die gemeinschaftlich genutzten Bereiche der beiden Wohngruppen scheinen die Auffassung einer „kulturspezifischen“ Inneneinrichtung zu reflektieren, denn die von den Pflegenden zuvor beschriebenen Unterschiede bei der Gestaltung der privaten Zimmer manifestieren sich nämlich auch in der Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche. Ein Vergleich der beiden Wohngruppen lässt erkennen: Bei der Einrichtung der „mediterranen“ Wohngruppe hatte offenbar auch das Pflegepersonal „die Tendenz, das Zimmer zu füllen“. Auf der nicht-kulturspezifischen „Wohngruppe B/2“ hingegen wirken die wenigen Möbel geradezu verloren im offenen Raum und lassen diesen eher karg und leer erscheinen. Doch nicht allein die Anzahl der Artefakte ist ausschlaggebend dafür, dass der gemeinschaftlich genutzte Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe gefüllt wirkt. Auch die Gestaltung und Materialität des überwiegend dunklen, massiven und schwer anmutenden Mobiliars in diesem Bereich unterstützen diese Wirkung. Während zum Beispiel die Sitzgruppe vor dem Fernseher der „mediterranen“ Wohngruppe eine massive und kubische Formensprache aufweist und mit glänzend schwarzem Leder bezogen ist, verfügen die geschwungenen Polstermöbel im Fernsehbereich der Nachbarwohngruppe über einen hellen Stoffbezug und wirken dadurch vergleichsweise leichter. Auch die unauffällig an der Wand lehnenen weissen Regale in diesem Bereich sind mit ihren dünnwandigen Wangen eher von leichter Statur. Demgegenüber dehnt sich das kompakte, schwarze Regal der „mediterranen“ Wohngruppe prominent im Raum aus. Mit seinen überdimensioniert starken Brettern bildet es eine markante räumliche Unterteilung, die den Fernsehbereich zum Flur hin abgrenzt. Die Unterschiede in Bezug auf die Unterteilung der Räume, die Platzierung, Anzahl und Gestaltung der Artefakte tragen dazu bei, dass der gemeinschaftlich genutzte Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe wohnlich erscheint, wohingegen die benachbarte Wohngruppe im Vergleich hierzu nahezu karg wirkt.

144 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013. (Margrit: autochton; Giulia: Italienerin, geboren in der Schweiz).

5.5 Die Sonderstellung der „mediterranen“ Wohngruppe

Während die Mitarbeitenden die unterschiedliche Nutzung der beiden Wohnbereiche in erster Linie auf den kulturellen Hintergrund und den damit assoziierten Lebensstil der älteren Personen zurückführen, zeigen die Raumanalysen, dass auch die Gestaltung der Innenräume einen wesentlichen Beitrag zu deren Nutzung leistet. Bei der Einrichtung des gemeinschaftlich genutzten Bereiches der „mediterranen“ Wohngruppe haben sich die Mitarbeitenden laut eigenen Aussagen Gedanken darüber gemacht, wie ein Umfeld aussehen sollte, in dem überwiegend italienisch- und spanischstämmige Personen betreut werden: ein Umfeld, das dem soziokulturellen Hintergrund der Bewohnenden gestalterisch Rechnung tragen soll. Das Resultat ist ein wohnlicher Raum, der aufgrund seiner Inneneinrichtung Geselligkeit ermöglicht, ohne dass die älteren Menschen dabei auf ihre Privatsphäre verzichten müssen. Eigenschaften, die die gemeinschaftlich genutzten Bereiche sämtlicher Wohngruppen erfüllen sollten, da hierdurch Begegnungen zwischen den Bewohnenden in einem geschützten Rahmen ermöglicht werden (Saup 2000: 245). Dies ist bei der „Wohngruppe B/2“ jedoch nicht der Fall. Die Tatsache, dass die Inneneinrichtung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche beider Wohngruppen von den gleichen Personen vorgenommen wurde, lässt die Frage aufkommen, weshalb sich die Inneneinrichtung der Räume so stark voneinander unterscheidet. Für eine Annäherung an diese Frage sollen die im Folgenden formulierten Überlegungen dienen.

Die „mediterrane“ Wohngruppe ist – neben der ebenfalls im Alters- und Pflegeheim Buchmatt vorhandenen Demenzabteilung – eine Wohngruppe, deren Fokus auf der Betreuung einer spezifischen Bevölkerungsgruppe liegt. Kantonsweit einzigartig in dieser Form nimmt sie deshalb innerhalb der Alterseinrichtung eine besondere Stellung ein, die sowohl nach innen als auch nach aussen kommuniziert wird. Ob auf der Homepage der Alterseinrichtung oder in den sonstigen Kommunikationsmitteln des Heimes – auf das besondere Angebot einer kulturspezifischen Betreuungsform für ältere Personen aus Mittelmeerregionen wird explizit hingewiesen. Die Sonderstellung der Wohngruppe innerhalb des Hauses hat offenbar dazu geführt, dass auf die Gestaltung der Räumlichkeiten ein besonderes Augenmerk gelegt wurde.¹⁴⁵ Bei der „mediterranen“ Wohngruppe ist es gelungen, im gemeinschaftlich genutzten Bereich mit Hilfe der Inneneinrichtung ein Umfeld zu kreieren, das zum Verweilen einlädt. Die Artefakte, die Teil der Inneneinrichtung sind, sollen einerseits Assoziationen mit der verlassenen Wohnung und andererseits mit dem verlassenen Herkunftsland der Bewohnenden wecken. Richtet man jedoch den Fokus auf die Verantwortlichen der Gestaltung, nämlich auf die Pflegenden, so wird deutlich, dass die Inneneinrichtung der „mediterranen“ Wohngruppe auch für sie eine bestimmte Funktion einnimmt. Die Mitarbeitenden, die teilweise selbst einen Bezug zu den Herkunftsländern der älteren Menschen haben, konnten durch die Auswahl der Artefakte ihre eigenen Erfahrungen und Erinnerungen mit einbringen. So konnten sie sich ein Arbeitsumfeld schaffen, mit dem sie sich identifizieren können und das zu ihrem Wohlbefinden am Arbeitsplatz beiträgt (Afzali et al. 2010). Die Gestaltung der benachbarten „Wohngruppe B/2“ wurde im Vergleich dazu vernachlässigt. Zu wenig einladend und leer wirkt der gemeinschaftlich genutzte Raum, als dass man sich hier länger als unbedingt nötig aufhalten möchte. Es mangelt an Sitzgruppen, die die Interaktion zwischen den Bewohnenden und deren Zirkula-

¹⁴⁵ Dies zeigt sich beispielsweise auch daran, dass sowohl der zweite als auch der fünfte Stock, also beide Stockwerke, auf denen sich die Wohngruppen mit spezifischem Betreuungsangebot befinden („mediterrane“ und Demenzabteilung), nach Prinzipien des Feng-Shui eingerichtet wurden.

tion im Raum fördern könnten. Die wenigen Sitzgruppen, die es im gemeinschaftlich genutzten Bereich gibt, sind zu wenig geschützt, als dass sie zum Verweilen mit Angehörigen während eines Besuchs animieren würden. So berichtet eine Schweizer Bewohnerin der „Wohngruppe B/2“, Frau Nägeli, dass sie mit ihrem Besuch lieber auf den Küchenbalkon der Wohngruppe gehen würde, als sich gemeinsam mit ihm im Gemeinschaftsraum aufzuhalten.¹⁴⁶ Fehlende Rückzugsmöglichkeiten lassen keine Privatsphäre in diesem offenen Wohnraum zu. Aufgrund der geringen Anzahl an Aufbewahrungsmöbeln bestehen kaum Ablageflächen, auf denen zum Beispiel Blumenvasen oder andere Dekorationsobjekte platziert werden könnten. Auch wenn im Heimkontext die Hygiene und der praktische Unterhalt der Räume hohe Priorität haben, so trägt aus gestalterischer Sicht der massvolle Einsatz derartiger Artefakte dazu bei, den Raum familiärer und wohnlicher wirken zu lassen. Ein solches Umfeld könnte sich nicht nur positiv auf die betreuten Personen auswirken, sondern auch das Wohlbefinden der Mitarbeitenden an ihrem Arbeitsplatz fördern (Joseph 2006). Die karge Möblierung des gemeinschaftlich genutzten Bereiches der „Wohngruppe B/2“ bietet jedoch kein ansprechendes Umfeld, das Begegnungen zwischen den unterschiedlichen Akteuren und einen längeren Aufenthalt in diesem Bereich unterstützt.

5.6 Repräsentanten der „mediterranen“ Kultur

Bis anhin wurde der Fokus dieser Arbeit auf die räumliche Situation im Alters- und Pflegeheim Buchmatt gerichtet, insbesondere auf die Inneneinrichtung der beiden benachbarten Wohngruppen auf dem zweiten Stock. Somit konnten Besonderheiten in Bezug auf die Raumgestaltung der beiden Wohngruppen aufgezeigt werden. Da gestalterische Prozesse und Resultate von vielen verschiedenen Faktoren beeinflusst werden (bspw. von der vorhandenen Raumstruktur, dem zur Verfügung stehenden Budget, den Gestaltungsverantwortlichen, den Bauherren, um nur einige wenige zu nennen) und somit von Altersheim zu Altersheim unterschiedlich ausfallen können, müssen die zuvor gezogenen Schlüsse in einen erweiterten Kontext gestellt werden. Die Besichtigung mehrerer Alterseinrichtungen mit „mediterranem“ Betreuungsangebot in der Deutschschweiz ermöglichte es mir, verschiedene Raumsituationen vor Ort zu dokumentieren. Auch in diesen Heimen konnte ich Interviews mit einzelnen Pflegemitarbeitenden führen und ihnen dabei Fragen zur Gestaltung des räumlichen Umfelds stellen. Die Besonderheiten dieser Einrichtungen wurden wiederum mit den bisherigen Ergebnissen kontrastiert, um somit Aussagen über die Gestaltung des räumlichen Umfelds von „mediterranen“ Alterseinrichtungen im Allgemeinen treffen zu können.

Betrachtet man die gemeinschaftlich genutzten Bereiche verschiedener „mediterraner“ Betreuungseinrichtungen in der Deutschschweiz, so lassen sich bestimmte Gemeinsamkeiten bei der Inneneinrichtung der Räumlichkeiten feststellen. Immer wieder trifft man auf Artefakte, die visuelle Stereotypen abbilden und sich dabei auf Aspekte wie die gemeinsame Heimat, die gemeinsame Religion oder die gemeinsame Muttersprache der Bewohnenden beziehen. Dabei kommen Motive bekannter Sehenswürdigkeiten in Italien zum Einsatz sowie Darstellungen, die italienische Hafenstädte, toskanische Hügel oder mediterrane Landschaften abbilden. Hinzu kommen nationale Symbole wie der Vespa-Roller (der in einer Wohngruppe das Zifferblatt einer Wanduhr ziert), der italienische Fussball (als Fussabtreter) oder die ita-

146 Gemäss Interview mit Frau Nägeli am 3. August 2012.



A photograph of a white, curved architectural structure, possibly a balcony or a wall, with a blue door on the left. A red vase with flowers sits on a ledge. The background shows a blue sky and a body of water, suggesting a coastal or island setting.



Repräsentanten der „mediterranen“ Kultur:
Bilder, die in den besichtigten „mediterranen“ Wohngruppen platziert sind.

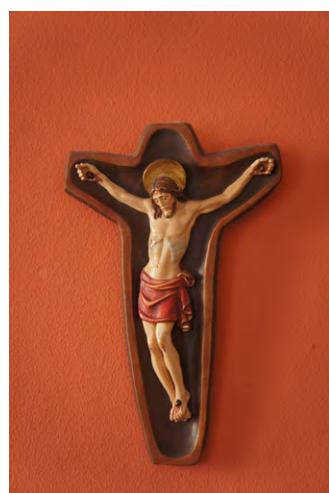
lienische Oper (in Form eines Posters). Diese kulturellen Codes werden immer wieder zitiert und dies, obwohl viele der betreuten Personen den grössten Teil ihres Lebens in der Schweiz verbracht haben. Die Artefakte sollen in erster Linie ein Umfeld kreieren, das den Bewohnenden vertraut erscheint. Darüber hinaus markieren sie das Territorium der Wohngruppe als einer bestimmten Gruppe zugehörig. Vor allem im institutionellen Kontext grenzen sich die Räumlichkeiten der „mediterranen“ Wohngruppen durch diese Artefakte von den anderen Regelwohngruppen ab. Die Mitarbeitenden der Alterseinrichtungen, die für die Dekoration der Räumlichkeiten verantwortlich zeichnen, wissen um die Wirkungskraft derartiger kollektiver Zeichen. An neuen Ideen für die Gestaltung der Bereiche fehlt es ihnen nicht: Poster von italienischen Filmstars der 50er Jahre oder des Trevi-Brunnens sind bei der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt bereits für die zukünftige Ausschmückung der Räumlichkeiten angedacht. Die gestalterischen Interventionen richten sich sehr wohl an die Bewohnenden, sind aber auch für die Pflegenden Identifikationsobjekte, wie der folgende Interviewausschnitt belegt:

- Giulia: „[...] Wenn man aus dem Lift kommt, hätten wir gerne, dass man eine Überschrift macht: mediterran ... den Stiefel malt, und Spanien malt. [...] Ja, also auch für die Bewohner selbst, sie können dort hingehen und haben die grosse Landkarte und können miteinander diskutieren und sagen: ‚hey schau, von dort komme ich.‘ [...]“
- Susanne: „Und in irgendeinem Ecken noch ein Schweizer-Kreuz ...“
- Giulia: „Nein.“
- Margrit: „Nein.“
- Sofia: „Nein!“
- Susanne: „... weil es, weil es Personal hat ... aus der Schweiz, oder?“
- Margrit: „Nein, nein, das würde ich nicht ...“
- Giulia: „Es ist ja für die Bewohner und nicht für uns!“¹⁴⁷

Die Gestaltung des räumlichen Umfelds kann also nicht nur eine bestimmte Wirkung auf die Bewohnenden ausüben, sondern auch auf das Personal, das in diesen Räumen arbeitet.

Nicht selten befinden sich Mariendarstellungen und Kruzifixe in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen der „mediterranen“ Wohngruppen und verweisen auf die christliche Religion. Vonseiten der Verantwortlichen nimmt man offenbar nicht an, dass die religiösen Artefakte in diesem Kontext doktrinär wirken könnten. Das Ausmass, mit dem die Räume mit derartigen religiösen Symbolen ausgestattet sind, variiert jedoch stark von Alterseinrichtung zu Alterseinrichtung. Während in einer „mediterranen“ Wohngruppe eine Vielzahl an Madonnen- und Heiligendarstellungen präsent ist (dafür fällt hier die Zahl der historischen Möbel sehr gering aus), gibt es im Alters- und Pflegeheim Buchmatt keine derartigen religiösen Artefakte im gemeinschaftlich genutzten Bereich der kulturspezifischen Wohngruppe. Unverfänglicher erscheinen demgegenüber Keramikengel und Putten, die hier, wie auch andernorts, auf Kommoden, in Vitrinen oder an den Türen der Zimmer der Bewohnenden platziert werden. Diese Dekorationsgegenstände sind insofern kein typisches Merkmal „mediterraner“ Betreuungseinrichtungen, als dass sie häufig auch die Regale von Regelwohngruppen zieren. Ihre gesteigerte Anzahl in den Räumlichkeiten einiger kulturspezifischer Wohngruppen lässt

¹⁴⁷ Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013. (Susanne: autochton; Sofia: Spanierin, geboren in der Schweiz; Margrit: autochton; Giulia: Italienerin, geboren in der Schweiz)



Repräsentanten der „mediterranen“ Kultur:
Objekte, die in den besichtigten „mediterranen“ Wohngruppen platziert sind

jedoch vermuten, dass den Bewohnenden eine Präferenz für derartige Darstellungen unterstellt wird. Für Aussenstehende kann die Anhäufung solcher Artefakte durchaus befremdend wirken, wie die Aussage von Frau Nägeli, einer Bewohnerin der Vergleichswohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt, belegt. Sie äussert sich über die Inneneinrichtung der benachbarten „mediterranen“ Wohngruppe wie folgt:

„[...] fürchterlich. Einfach kitschig ... Engel, viele Engel, [das] ganze Jahr.“¹⁴⁸

Dekoriert werden die gemeinschaftlich genutzten Bereiche der „mediterranen“ Wohngruppen jedoch nicht nur mit leblosen Gegenständen, sondern auch mit Pflanzen. In einer der besichtigten Alterseinrichtungen wird den betreuten Personen eine ganz bestimmte Beziehung zu diesen nachgesagt. Da man wisse, dass italienischstämmige Personen zu Hause viele Pflanzen hätten, habe man, so erklärt die Wohngruppenleiterin, bei der Einrichtung der Räumlichkeiten darauf geachtet, dass sowohl echte als auch unechte Exemplare aufgestellt würden.¹⁴⁹ Vor allem der Essraum dieser „mediterranen“ Wohngruppe wurde mit mehreren eingetopften Orchideen ausgestattet, weshalb er heute von den Mitarbeitenden und Bewohnenden auch als „Orchideenzimmer“ bezeichnet wird. Die Gestaltungsverantwortlichen gehen also davon aus, dass das Vorhandensein von Pflanzen in diesem Kontext eine positive Wirkung auf die Bewohnenden hat. Diese Annahme wird von der Forschungsliteratur unterstützt, jedoch nicht nur in Bezug auf diese spezifische Bevölkerungsgruppe. Denn Naturelemente (oder deren Abbildung) können in Gesundheitseinrichtungen ganz allgemein dazu beitragen, den Stress und die Schmerzen von Patientinnen und Patienten zu mindern und somit deren Genesungsprozess zu beschleunigen (Ulrich et al. 2004; Ulrich et al. 1991; Ulrich 1984).

In zwei Alterseinrichtungen erzählten die Pflegenden, dass selbst bei der Auswahl der Wandfarben der kulturelle Hintergrund der Bewohnenden berücksichtigt worden sei. Mithilfe von warmen Tönen wie Gelb, Rostrot oder Ocker sollte eine „mediterrane Stimmung“¹⁵⁰ in den Räumen erzeugt werden. Für eine Pflegefachfrau war die gelbe Wandfarbe in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen ihrer Wohngruppe gar ein Grund, weshalb den Bewohnenden weniger Antidepressiva verabreicht werden müsse.¹⁵¹ Gezielt zur Farbe dieser Wände seien kräftig rote Sitzgelegenheiten ausgesucht worden, die im Flur der „mediterranen“ Wohngruppe platziert sind. Für Rot habe man sich entschieden, weil die Farbe gut zum Gelb der Wände passe und weil man aus der Farbpsychologie wisse, dass die Farbe aktivierend wirke. Die bestehende Forschungsliteratur erwähnt Farbe denn auch meist als eines unter vielen Gestaltungselementen, die in ihrer Kombination zu einem warmen und wohnlichen Ambiente im Heimkontext beitragen können (Calkins 2009; Dijkstra 2006). Dijkstra et al. (2006) weisen in ihrer Literaturübersicht zum Thema „Healing Environments“ darauf hin, dass die Neugestaltung von Gesundheitseinrichtungen, die meist auch eine neue Farbgestaltung der Räumlichkeiten beinhalte, grundsätzlich von den Patientinnen und Patienten geschätzt werde, dass der Nachweis über die klinische Wirkung derartiger Interventionen jedoch nach wie vor fehle. Wissenschaftlich belegt ist hingegen die Tatsache, dass sich das Farbpfinden älterer Menschen von demjenigen jüngerer unterscheidet (KDA 2002b). Der Einsatz der

148 Interview mit Frau Nägeli am 3. August 2012.

149 Gespräch mit einer Wohngruppenleiterin über die Einrichtung der Räume am 6. November 2014 (Gesprächsprotokoll).

150 Gespräch mit einer Wohngruppenleiterin über die Einrichtung der Räume am 6. November 2014 (Gesprächsprotokoll).

151 Gespräch mit einer Wohngruppenleiterin über die Einrichtung der Räume am 6. November 2014 (Gesprächsprotokoll).

gelben Wandfarbe und der roten Sitzgelegenheiten im gemeinschaftlich genutzten Bereich der oben genannten Alterseinrichtung entspricht in einigen Punkten den allgemeinen Farbpfehlungen für Altersinstitutionen. Die aktivierende Wirkung von warmen Farben (d. h. Rot-, Orange- und Gelbtöne) soll in diesem Bereich die physische und soziale Aktivität der Bewohnenden fördern und gleichzeitig eine wohnliche Atmosphäre kreieren, die zum Verweilen einlädt (Dalke et al. 2006). Die erwähnten roten Sessel bilden aufgrund ihrer kräftigen Farbe einen deutlichen Kontrast zum räumlichen Umfeld, sind dadurch auch für sehbeeinträchtigte Personen gut erkennbar und markieren dank ihrer Signalwirkung den Sitzbereich (Marquardt 2006: 127). Einige Exemplare dieser farbigen Stühle stehen am Flurende der betreffenden Wohngruppe um einen grossen ovalen Tisch herum. Die Sitzgruppe werde laut der Wohngruppenleiterin von den älteren Menschen „die Piazza“ genannt und häufig genutzt. Die Assoziation mit einer Piazza, mit einem lebendigen Versammlungsort, lässt sich für Ausenstehende nur schwer nachvollziehen, bietet der Standort doch kein Tageslicht und wirkt nur wenig einladend. Da der Flur an dieser Stelle jedoch in eine Nische mündet, bietet dieser Ort den Sitzenden einen geschützten Raum, in dem sie sich in die Gesellschaft anderer Mitbewohnenden begeben und von wo aus sie das Tagesgeschehen auf der Wohngruppe verfolgen können. Zudem fordert das kräftige Rot der Sessel geradezu dazu auf, sich auf den Sitzgelegenheiten niederzulassen und somit diesen halböffentlichen Bereich zu nutzen.

5.7 Die Inszenierung des Zuhauses

In ihrer Analyse der Artefaktkategorien auf den Schreibtischen ihrer Untersuchungsteilnehmenden nehmen Brandes und Erlhoff Bezug auf ein Konzept aus den Gender Studies (Brandes und Erlhoff 2011: 91 ff.). Einige der Objekte trügen zur sozialen Konstruktion der Geschlechtsidentitäten ihrer Besitzerinnen und Besitzer bei (*doing gender*), indem sie deren Geschlecht durch ihre Präsenz inszenierten (*staging gender*).¹⁵² Im Fall der „mediterranen“ Alterseinrichtungen lässt sich ebenfalls beobachten, dass die Artefakte in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen Teil einer sozialen Praxis sind. Historische Möbel, liebliche Landschaften und kindliche Putten sollen durch ihre Präsenz Wohnlichkeit vermitteln. Wie Requisiten eines Bühnenbilds tragen sie – für jedermann erkennbar – zur Inszenierung des Zuhauses bei (*staging home*). Dieser Raum ist somit „eine zurechtgemachte Fassade“, welche in erster Linie dazu dient, „die Fiktion aufrecht zu erhalten“ (Goffman 1973: 103). Suggestiert wird die Normalität eines familiären Wohn- oder Esszimmers mit einem Arrangement von Objekten, die möglicherweise eine eigene Geschichte haben, wobei diese den Bewohnenden jedoch unbekannt ist. Dabei kann zwischen zwei Kategorien von Artefakten unterschieden werden. Zur ersten Kategorie gehören Artefakte, die visuelle Stereotypen verkörpern und somit auf die Herkunftsländer der betreuten Personen referieren, sowie solche, die religiöse oder spirituelle Motive abbilden. Im Kontext der kulturspezifischen Alterseinrichtungen tragen diese Artefakte zur Inszenierung von Kultur bei (*staging culture*). Die zweite Kategorie von Artefakten soll Assoziationen mit einem wohnlichen und vertrauten Umfeld wecken. Die Artefakte, die zu dieser Kategorie zählen, unterscheiden sich in ihrer Gestaltung nicht wesentlich von Artefakten, die in anderen, nicht-kulturspezifischen Wohngruppen zum Einsatz

¹⁵² Zum Konzept *doing gender* siehe West, Candace und Zimmerman (1987) sowie Butler (1988) und Butler (1990). Zum Konzept *staging gender* s. Brandstetter (2003).

kommen. Ein Beispiel hierfür sind die historischen Möbel, die vor allem in den besichtigten Altersheimen zum Einsatz kommen – und dies unabhängig davon, ob es sich um kulturspezifische oder nicht-kulturspezifische Wohngruppen handelt. Die warmen und ornamentierten Holzoberflächen der langlebigen Möbel steuern einer kühlen, institutionell wirkenden Atmosphäre entgegen, die vielfach durch lange Gänge, meterlange Handläufe und zweckmässige Bodenbeläge verstärkt wird. Die historischen Formensprachen der dunklen und schweren Artefakte sollen einen Bezug zur Generation der betreuten Personen herstellen, die in ihrem „Alt-Sein“ eine Gemeinsamkeit haben. Vor diesem Hintergrund kann die Inneneinrichtung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche von „mediterranen“ Alterseinrichtungen nicht als „typisch italienisch“ oder „typisch mediterran“ bezeichnet werden. Vielmehr sind diese Bereiche von einer hybriden Gestaltung¹⁵³ geprägt, die Artefakte der ersten Kategorie mit solchen der zweiten kombiniert. Alte Einzelstücke sind darunter ebenso zu finden wie Artefakte aus standardisierter Massenproduktion. Neben Objekten, die visuell einen Bezug zum kulturellen Hintergrund der Bewohnenden herstellen, stehen hier ebenso Artefakte, die keine lokalen Referenzen zulassen, sondern von einer standardisierten Gestaltung geprägt sind.

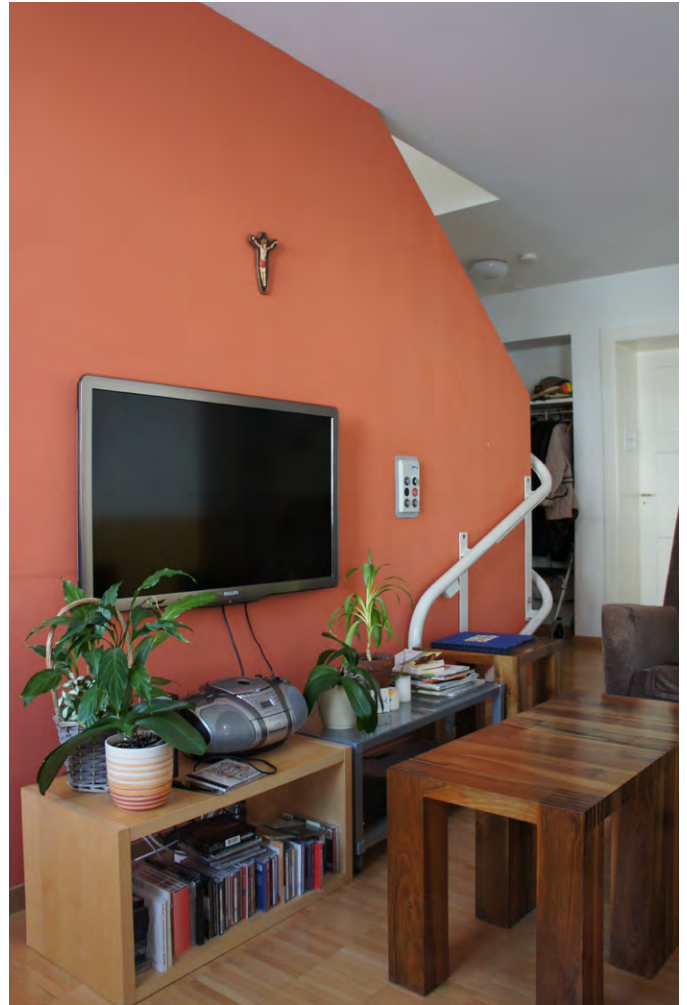
153 Das Konzept einer „hybriden Gestaltung“ ist anschlussfähig an das Kulturkonzept von Homi K. Bhabha, der davon ausgeht, dass beim Aufeinandertreffen zweier Kulturen ein Zwischenraum entsteht (Bhabha 1994: 2). In diesem Zwischenraum könne eine dritte Kultur entstehen, die Elemente beider Kulturen beinhalte und von einer „kulturellen Hybridität“ (*cultural hybridity*, ebd.: 5) gekennzeichnet sei. Auch Welsch stellt im Zusammenhang mit seinem Konzept der Transkulturalität fest, dass „zeitgenössische Kulturen weithin durch Hybridisierung gekennzeichnet“ sind (Welsch 2010: 43).



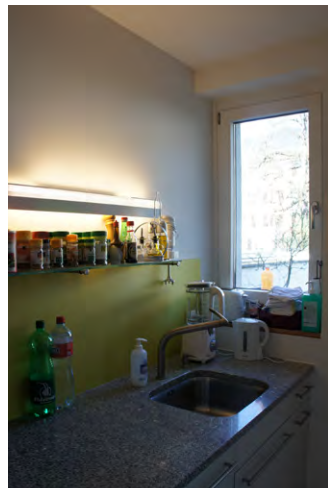
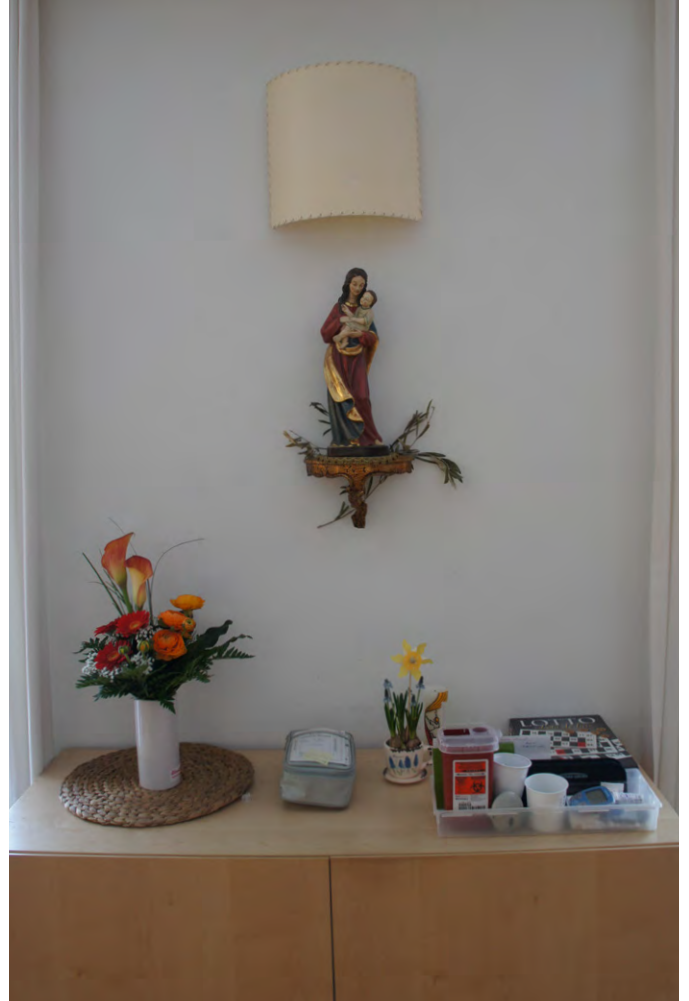
Inszenierung des Zuhauses: Einblicke in „mediterrane“ Wohngruppen

5.8 Territorialität

Anders verhält es sich bei der untersuchten Pflegewohnung Isola, die trotz des modernen Umbaus den Charakter einer Altbauwohnung beibehalten hat. Hier befinden sich keine historisch anmutenden Möbel in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen, sondern ausschliesslich solche, die eine zeitgenössische, reduzierte und ornamentlose Produktsprache aufweisen. Da die vorhandene alte Gebäudestruktur, auch dank der renovierten Kassettentüren, nicht institutionell, sondern warm und wohnlich wirkt, benötigt es offenbar keine historischen Formensprachen als gestalterischen Gegenpol. Wärme vermittelt die Inneneinrichtung allein durch ihre Materialität (u. a. Holz und Textil) und ihre Farben (Ocker-, Braun-, Rostrot- und Grüntöne). Doch auch in dieser Wohngruppe befinden sich im gemeinschaftlich genutzten Bereich Artefakte, die zur Inszenierung von Kultur beitragen (wenn auch in vergleichsweise geringer Anzahl). Bereits vor der Wohnungstür wurde ein solches platziert: Hier liegt ein Fussabtreter der italienischen Nationalelf und markiert die Schwelle, die man übertreten muss, um in die „mediterrane“ Wohngruppe zu gelangen. Das blaue Rechteck signalisiert den Besucherinnen und Besuchern sowie den übrigen Hausbewohnenden in Wort („Forza Azzurri“) und Bild (Tricolore), wer hinter der verschlossenen Tür wohnt. Dieses Zeichen der Territorialisierung markiert den Bereich der Wohngruppe (zu der die Bewohnenden und die Mitarbeitenden gehören) und spiegelt ein Abgrenzungsbedürfnis, das bereits an anderer Stelle beobachtet und beschrieben wurde.



Einblicke in die „mediterrane“ Pflegewohnung Isola



Einblicke in die „mediterrane“ Pflegewohnung Isola

In anderen Fällen erfolgt eine Territorialisierung von Teilen der gemeinschaftlich genutzten Bereiche durch einzelne Bewohnende der Alterseinrichtungen. Auch hier spielen Artefakte eine wichtige Rolle, denn sie fördern oder ermöglichen gar erst die Aneignung des Raumes. Indem nämlich Signor Amodio den Fernsehsessel, der eigentlich für die Allgemeinheit bestimmt ist, regelmässig in Beschlag nimmt, beansprucht er diesen für sich und somit auch dessen Standort in der Fernsehecke (in Folge ist er auch derjenige, der über die Programmauswahl bestimmt). Seine Mitbewohnerin, Signora Zanetti, eignet sich hingegen den Küchenbereich an, indem sie hier, mithilfe der vorhandenen Küchenutensilien, vertrauten Alltagshandlungen nachgeht. Das Bedürfnis nach Territorialität lässt sich selbstverständlich nicht nur bei Bewohnenden von kulturspezifischen Alterseinrichtungen beobachten.¹⁵⁴ Es scheint vielmehr auf Bewohnende von Alterseinrichtungen im Allgemeinen zuzutreffen, die somit ihr privates Territorium, das sich vielfach auf das eigene Zimmer beschränkt, auf die gemeinschaftlich genutzten Bereiche ausweiten. Ein solches Verhalten zeigt beispielsweise auch eine Bewohnerin der nicht-kulturspezifischen „Wohngruppe B/2“. Die dabei zum Einsatz kommenden Artefakte sind ganz besonderer Art.

Die Erweiterung des persönlichen Territoriums

Frau Nägeli ist 74 Jahre alt und ging in ihrem Berufsleben einer gestalterischen Tätigkeit nach. Aufgrund einer Erkrankung musste sie ins Alters- und Pflegeheim Buchmatt umziehen und lebt hier nun schon seit einigen Jahren in der „Wohngruppe B/2“. Ihre gestalterische Ader lebt die Schweizerin aus, indem sie die Wände und wenigen Ablageflächen im gemeinschaftlich genutzten Bereich ihrer Wohngruppe eifrig mit eigenen Bastelarbeiten bestückt. So kommt es, dass sämtliche Bilder und Dekorationsobjekte im gemeinschaftlich genutzten Bereich der „Wohngruppe B/2“ ihre Handschrift tragen und diesen anonym und unbelebt wirkenden Raum etwas persönlicher erscheinen lassen. Einzig an den Wänden in der Küche und an der Flurwand, die die beiden benachbarten Wohngruppen miteinander verbindet, befinden sich noch ein paar Bilder, die vonseiten der Alterseinrichtung platziert wurden. Diese scheinen die Begrenzungen des Freiraumes¹⁵⁵ zu markieren, innerhalb dessen sich Frau Nägeli gestalterisch relativ autonom bewegen darf. Die Erlaubnis für die eigenmächtigen Interventionen erhielt die ältere Dame laut eigenen Aussagen vonseiten der Pflegedienstleitung. Sie sieht dieses Zugeständnis jedoch nicht als Privileg¹⁵⁶ an, sondern erachtet es vielmehr als Selbstverständlichkeit. Indem sie ihre zahlreichen Werke im gemeinschaftlich genutzten Bereich der Wohngruppe exponiert, dehnt sie ihren privaten Raum vom eigenen Zimmer auf diesen Bereich aus. Nach und nach musste die gestalterisch aktive Frau jedoch erfahren, dass dieser nur ihr vorbehaltene Freiraum immer stärker beschnitten wurde. Durfte sie einst sogar die Wanddekoration der heimeigenen Cafeteria im Erdgeschoss vornehmen, so musste sie sich dort schon bald mit den für sie unattraktiven Fenstersimsen und Tischflächen begnügen. Da die Wände des Restaurationsbetriebs inzwischen als Ausstellungsfläche für Bilder ortsansäs-

¹⁵⁴ Vgl. hierzu auch die Beobachtungen von Goffman (1973), der dieses Verhalten bei „Insassen“ von totalen Institutionen beschreibt.

¹⁵⁵ Goffman (1973) definiert „Freiräume“ als „umgrenzte physische Räume [...], in denen das übliche Mass der Überwachung und Restriktion merklich verringert“ ist. Ferner bezeichnet er sie als „Räume, in denen der Insasse in relativer Sicherheit einer Reihe von tabuierten Aktivitäten nachgehen“ kann (ebd.: 222). Diese Orte böten der betreffenden Person „bestimmte Annehmlichkeiten, Selbstbestimmung sowie stillschweigend geduldete Rechte“ (ebd.: 234).

¹⁵⁶ „... in einer totalen Institution sind Privilegien [...] lediglich die Abwesenheit von Entbehrungen, die man normalerweise nicht ertragen zu müssen erwartet“ (Goffman 1973: 57).

siger Künstler oder für Aktivierungsarbeiten der Bewohnenden genutzt werden, stehen sie ihr heute nicht mehr zur Verfügung.

„Ich war früher, also, am Anfang war ich oft unten, weil ich mehr machen konnte mit Dekorationen und so, und dass ist jetzt nicht mehr möglich.“¹⁵⁷

Solange Frau Nägeli die Cafeteria mit ihren Arbeiten in Beschlag nehmen und sich dort gestalterisch verwirklichen konnte, war dies ein Bereich ausserhalb ihres privaten Zimmers, mit dem sie sich identifizieren konnte. Der nun eingeschränkte gestalterische Freiraum bewirkt bei der älteren Dame nicht nur, dass sie sich weniger oft an diesem Ort aufhält, sondern verändert auch ihre Rezeption des Bereiches, den sie in der Folge als „langweilig“ bezeichnet.

Nach Abschluss meiner Feldforschung wurde der Freiraum der Bewohnerin laut ihren Aussagen ein weiteres Mal eingeschränkt. Bei einer Begegnung auf dem Küchenbalkon der Wohngruppe zur Vorweihnachtszeit¹⁵⁸ erzählt Frau Nägeli, dass sie nun auch die Gänge ihrer eigenen Wohngruppe nicht mehr dekorieren dürfe. Dieser plötzliche Entscheid sei für sie, die sich bis zu diesem Zeitpunkt immer sehr wohl im Alters- und Pflegeheim Buchmatt gefühlt habe, sehr unerwartet gekommen. Auf den Beschluss hin seien ihre Bilder und Bastelarbeiten von den Wänden abgehängt worden, einzig ein weihnachtliches Wandbild mit einem Schlitten und drei Elchen dürfe – passend zur Jahreszeit – noch auf dem Gang hängen bleiben. Schritt für Schritt wird der gestalterische Freiraum von Frau Nägeli auf ihr privates Zimmer beschränkt. Der Rückzug der Artefakte aus dem gemeinschaftlich genutzten Bereich kündigt die räumlichen Veränderungen an, welche die Bewohnerin in den darauffolgenden Wochen hinnehmen muss. Im Verlauf des weiteren Gespräches wird nämlich deutlich, dass sie ihre Wohngruppe demnächst verlassen und auf ein anderes Stockwerk umziehen soll. Diese Massnahme wird offenbar ergriffen, da sich die „mediterrane“ Wohngruppe in Zukunft über das gesamte Stockwerk erstrecken soll und freigewordene Zimmer deshalb sukzessive an italienisch- und spanischstämmige Personen vergeben werden. Den wenigen verbleibenden Bewohnenden, die nicht zu dieser Gruppe gehören, werden demnach Zimmer in den Regelwohngruppen auf den anderen Stockwerken zugewiesen. Die Einschränkung ihres gestalterischen Handlungsspielraumes und der bevorstehende Umzug verunsichern Frau Nägeli sehr und lassen sie hilflos zurück.

Territorialität und der „neutrale Raum“

Indem sie den vorab tolerierten Freiraum der gestalterisch aktiven Bewohnerin massiv einschränken, halten sich die Mitarbeitenden an eine Konvention, die in Alterseinrichtungen üblich ist: die strikte Trennung von privaten und gemeinschaftlich genutzten Bereichen (Calkins 2009).¹⁵⁹ Das private Zimmer kann und soll, sofern es der vorhandene Platz zulässt, von den Bewohnenden mit persönlichen Gegenständen ausgestattet werden.¹⁶⁰ Bei einem Heimeintritt werden die älteren Menschen und deren Angehörige für gewöhnlich vonseiten der Alterseinrichtung zur persönlichen Ausgestaltung ihrer privaten Bereiche ermuntert, da man um den positiven Beitrag der Artefakte für das Wohlbefinden der betroffenen Personen weiss. Im ge-

¹⁵⁷ Interview mit Frau Nägeli am 3. August 2012.

¹⁵⁸ Gespräch mit Frau Nägeli am 21. November 2013 (Gesprächsprotokoll).

¹⁵⁹ In mehr oder weniger ausgeprägter Form gilt diese Konvention auch für andere institutionelle Wohn- und Betreuungsformen (vgl. Goffman 1973).

¹⁶⁰ Goffman schreibt hierzu: „Der Patient konnte, war er einmal im Besitz eines Privatzimmers, dieses mit Gegenständen ausstatten, die sein Leben bequemer, freundlicher und autonomer gestalteten“ (Goffman 1973: 235).

gemeinschaftlich genutzten Bereich hingegen bleibt den Bewohnenden die Gestaltungsfreiheit, die sie für ihre eigenen vier Wände in Anspruch nehmen dürfen, meist verwehrt. Immer wieder gibt es jedoch Bewohnende, die sich über diese institutionelle Regel hinwegsetzen. Auch in der „mediterranen“ Pflegewohnung Isola erzählt die Pflegenden Claudia von einer Bewohnerin, die einen persönlichen Gegenstand aus ihrem Zimmer in den Gemeinschaftsraum mitnehmen und diesen dort längerfristig platzieren wollte:

„Es hat so angefangen, so vor etwa zwei Jahren hatte es eine Bewohnerin, die wollte irgendwie so eine beleuchtete Gondel aufstellen ... und ich war eine Woche nicht hier und hatte das nicht gesehen, und die Gondel stand dann hier ... Und dann ist schon eine nächste gekommen und hat [...] so einen Schneemann hingestellt [*lachend*] ... und irgendwann habe ich gefunden, nein, das geht nicht, dass sie persönliche Sachen im öffentlichen Raum haben.“¹⁶¹

Offenbar war es der betreffenden Bewohnerin ein Bedürfnis, den gemeinschaftlich genutzten Bereich mit „etwas Persönlichem“ zu bestücken. Ähnlich wie Frau Nägeli weitete sie mit der Platzierung der Objekte ihren privaten Bereich aus und begann damit, „Territorien im Tagesraum zu beanspruchen“ (Goffman 1973: 235). In der Regel wird diese Form der Vereinnahmung von den Mitarbeitenden der Institutionen nicht unterstützt.

„[...] wenn jetzt jeder irgendetwas mitbringt, dann passt es gar nicht mehr zueinander, dann ist es zugestopft ... Also ich meine, das ist ein Gemeinschaftsraum, der ist für alle, und wenn man etwas mitbringen will, dann macht man das in seinem Zimmer drin ...“¹⁶²

Der beschränkte Platz im privaten Zimmer muss demnach für persönliche Artefakte ausreichen. Im gemeinschaftlich genutzten Bereich soll die persönliche Handschrift der Bewohnenden nicht erkennbar sein, denn dieser Raum stellt eine Zone dar, die von verschiedenen Gruppen in Anspruch genommen wird.

„Weil der Raum ist ja für sie [die Bewohnenden], klar, ist aber auch für die Angehörigen, auch für die Mitarbeiter, dort soll sich jeder möglichst wohlfühlen. [...] In einem neutralen Raum hat es keine persönlichen Sachen.“¹⁶³

Ob als Wohnraum für die betreuten Personen, Besucherraum für die Angehörigen oder Arbeitsraum für die Mitarbeitenden – der kleinste gemeinsame Nenner für die verschiedenen Ansprüche scheint demnach ein „neutraler Raum“ zu sein, der keine persönlichen Spuren aufweist. Damit der Raum dennoch nicht kalt und anonym wirkt, wird er mit Möbeln, Objekten und Bildern bestückt, die ein wohnliches Umfeld vermitteln sollen. Die Artefakte sollen dem Raum eine persönliche Note verleihen, die persönliche Handschrift der Bewohnenden sollte jedoch nicht ersichtlich sein.

Definierte Räume zur Mitgestaltung

Die Entscheidungshoheit über die Auswahl von Artefakten, die in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen platziert werden sollen, haben in der Regel Innenarchitekten, beauftragte Künstler oder die Mitarbeitenden der Alterseinrichtungen. Das Beispiel von Frau Nägeli, der

¹⁶¹ Interview mit Claudia am 20. Juni 2014.

¹⁶² Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der Wohngruppe am 21. November 2013.

¹⁶³ Interview mit Claudia am 20. Juni 2014.

gestalterisch aktiven Bewohnerin der „Wohngruppe B/2“, stellt somit eine Ausnahme dar.¹⁶⁴ Ihr wurde zumindest über einen bestimmten Zeitraum gestattet, die gemeinschaftlich genutzten Bereiche mit ihren handgefertigten Objekten und Bildern zu bestücken. Sie nutzte hierfür sämtliche Ablageflächen und Wandabschnitte. In weitaus kleinerem Ausmass wird auch in anderen Alters- und Pflegeheimen den Bewohnenden ein eingeschränktes Mitsprache- oder besser gesagt Mitgestaltungsrecht bei der Inneneinrichtung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche zugestanden. Immer wieder trifft man auf Artefakte, die von diesen Bestrebungen zeugen. Exponierte Bastel- und Handarbeiten der Bewohnenden, die sie im Rahmen von Aktivierungsangeboten erzeugt haben, sollen den institutionellen Räumen eine persönliche Note verleihen. Auf einer weiteren besichtigten „mediterranen“ Wohngruppe zierte beispielsweise eine handgemalte Landkarte Italiens die Flurwand. Der vom tiefblauen Meer umgebene Stiefel wurde im Zuge eines Projektes angefertigt, bei dem zwei junge italienischsprachige Schüler über einen längeren Zeitraum mit den Bewohnenden ein Aktivierungsprogramm zu den Themen „Italien“ und „mediterran“ durchführten. Die selbstgemalte Karte bildet die verschiedenen Provinzen Italiens und einzelne Städte ab. Sie nimmt visuell Bezug auf die Herkunft der Bewohnenden und stellt plakativ die gemeinsame Vergangenheit zur Schau.

Eine andere Form, bei der die Bewohnenden in die Gestaltung des gemeinschaftlich genutzten Bereiches miteinbezogen werden, ist das Aufhängen von Fotografien, die bestimmte institutionelle Anlässe festhalten, an denen oftmals die betreuten Personen, deren Angehörige und Mitarbeitende der Betreuungseinrichtung anwesend sind. So werden beispielsweise in einer „mediterranen“ Wohngruppe zwei- bis dreimal im Jahr verschiedene Feste gefeiert, zu denen auch die Angehörigen der Bewohnenden eingeladen werden. Die Fotografien dieser Anlässe werden in grosse Bilderrahmen montiert und auf den Fluren der entsprechenden Wohngruppe aufgehängt. Wie Familienfotos, die in den privaten Zimmern der Bewohnenden platziert werden und die verwandtschaftlichen Beziehungen ihrer Besitzer bezeugen, bilden auch diese Fotos Familiarität ab. Die Beziehungen der darauf abgebildeten Personen gehen jedoch über rein verwandtschaftliche Verbindungen hinaus. Sie resultieren aus der Wohnsituation der älteren Menschen, die aufgrund ihrer gesundheitlichen Verfassung auch mit Personen unter einem Dach wohnen, mit denen sie unter Umständen nicht mehr verbindet als ihre Pflegebedürftigkeit. Die Bilder zeigen die Bewohnerinnen und Bewohner mit ihren Angehörigen und den Mitarbeitenden der Einrichtung in geselliger Runde und erinnern an Anlässe, die die älteren Menschen mit ihren Liebsten in dieser Wohngemeinschaft erlebt haben. Auch verstorbene Bewohnerinnen und Bewohner werden auf diese Weise verewigt und die Erinnerung an sie wachgehalten. Als visuelle Zeichen von Familiarität zeugen diese Darstellungen vom Bemühen, den Bewohnenden ein vertrautes Umfeld zu ermöglichen, indem bestehende familiäre Netzwerke in die Wohngemeinschaft mit eingebunden werden.

¹⁶⁴ Anders sieht dies bei der Betreuung dementer Personen aus. Die strikte Trennung von privaten und gemeinschaftlich genutzten Bereichen ist für die kognitiv eingeschränkten Personen kaum nachvollziehbar und lässt sich somit nur schwer aufrechterhalten. Diesem Umstand trägt eine nicht-kulturspezifische Alterseinrichtung in der Deutschschweiz Rechnung, in der ausschliesslich Personen mit starker Demenz betreut werden. Hier sind Regale vor den privaten Zimmern aufgestellt, in denen die Bewohnenden ihre persönlichen Objekte aufstellen können. Diese Massnahme scheint einen Kompromiss darzustellen, der die Ausweitung des persönlichen Territoriums auf einen vorgegebenen Raum eingrenzt. In ähnlicher Absicht werden in einigen Alterseinrichtungen auch Bilderrahmen an die Zimmer der Bewohnenden montiert, die individuell mit Bildern bestückt werden können. Zum einen dient diese Massnahme dazu, den oftmals gleich aussehenden Türen eine persönliche Note zu verleihen, zum anderen sollen so insbesondere demente Personen ihr eigenes Zimmer anhand der vertrauten Abbildungen besser erkennen können.

Hin und wieder können auch persönliche Artefakte, die nicht im Rahmen eines Aktivierungsangebots angefertigt wurden, bewilligten Einzug in die gemeinschaftlich genutzten Bereiche erhalten. Je nach Alterseinrichtung variiert der definierte Freiraum, innerhalb dessen die Bewohnenden ihr persönliches Territorium ausweiten können. In den besichtigten „mediterranen“ Betreuungseinrichtungen verkörpern Artefakte, die von Bewohnenden ausgesucht und mit Einverständnis der Mitarbeitenden in die gemeinschaftlich genutzten Bereiche platziert wurden, oftmals kollektive Symbole, die den älteren Menschen bekannt sind und als kulturelle Codes identitätsstiftend wirken sollen. So hängen beispielsweise im Flur einer Wohngruppe zwei Bilder, die eine ehemalige Bewohnerin ihrer Wohngruppe geschenkt hat. Eines der Bilder wurde von der alten Dame selbst gestickt und stellt das Antlitz San Pio di Pietralcinas (Pater Pio) dar. Das zweite, handsignierte Bild wurde von einem Angehörigen der Dame eigens für den Schenkungszweck aus Metallblech gefertigt und zeigt eine Blumenvase mit einer einzelnen Rose. Auf einem kleinen Kupferschild wird die verdinglichte Geste an die Bewohnenden und Mitarbeitenden der Wohngruppe auf Italienisch betitelt: „una rosa per tutti“¹⁶⁵. Von der Übergabe der Schenkung zeugt heute ein ausgedrucktes Farbfoto auf einer Pinnwand, die im gemeinschaftlich genutzten Bereich der Wohngruppe angebracht ist. Die betreffende Fotografie bildet die Angehörigen der alten Dame und Mitarbeitende der Wohngruppe samt dem kunsthandwerklich gefertigten Artefakt ab. Bei der Initiative der älteren Dame hatten ihre Mitbewohnenden jedoch ebenfalls ein Mitspracherecht. Denn bevor die beiden Bilder längerfristig im gemeinschaftlich genutzten Bereich aufgehängt worden sind, hat man sie den Mitbewohnenden gezeigt, damit diese ihre Zustimmung dazu geben konnten. Auch bei einer anderen besichtigten „mediterranen“ Wohngruppe wurden die Bewohnenden bei der Auswahl eines für den gemeinschaftlich genutzten Bereich bestimmten Artefaktes miteinbezogen und dieser Anlass in einen besonderen Kontext gebettet. Während eines gemeinsamen Ausflugs zum Schweizer Wallfahrtsort Einsiedeln¹⁶⁶ konnten die Bewohnenden und Mitarbeitenden der Wohngruppe zwei religiöse Artefakte aussuchen, die dann von der Betreuungseinrichtung käuflich erworben wurden. Heute hängen das hölzerne Kruzifix und die kunstvoll bemalte Marienstatue mit Kind im gemeinschaftlich genutzten Bereich und erinnern an diesen Ausflug.

¹⁶⁵ „eine Rose für alle“.

¹⁶⁶ Einsiedeln (Kanton Schwyz) gilt als wichtigster Marienwallfahrtsort der Schweiz. Seit mehreren Jahrhunderten pilgern Gläubige zur Schwarzen Madonna im Kloster Einsiedeln.

5.9 Zwischenfazit

Die Untersuchung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche zeigt, dass die darin platzierten Artefakte verschiedene Funktionen erfüllen. Durch die Platzierung von Artefakten, die kulturelle Codes verkörpern, wird das Territorium der „mediterranen“ Wohngruppen markiert. Die Bewohnenden äusserten sich nie zu diesen spezifischen Artefakten, weshalb davon ausgegangen werden kann, dass sie keinen wesentlichen Einfluss auf die Nutzung der Räumlichkeiten haben. Vielmehr scheinen diese Artefakte Identifikationsobjekte für diejenigen Pflegemitarbeitenden darzustellen, die einen persönlichen Bezug zu den Herkunftsländern der Bewohnenden haben oder ebenfalls aus diesen Ländern stammen. Indem sie die gemeinschaftlich genutzten Bereiche mit diesen Artefakten gestalten, eignen sie sich das räumliche Umfeld an und tragen somit zu ihrem Wohlbefinden am Arbeitsplatz bei.

Andere Gestaltungselemente, die von den Gestaltungsverantwortlichen mit den Herkunftsländern der Bewohnenden assoziiert werden und deren Präsenz somit gerechtfertigt wird (wie beispielsweise „mediterrane“ Farben, „typisch italienisches“ Mobiliar oder Pflanzen), lassen sich hingegen nicht als „kulturspezifische“ Elemente identifizieren, sondern entsprechen weitestgehend den aktuellen Gestaltungsempfehlungen für Alterseinrichtungen. Die Ergebnisse lassen somit Aussagen über die Gestaltung von gemeinschaftlich genutzten Bereichen von Alterseinrichtungen im Allgemeinen zu. So kann die Anordnung des Mobiliars und das Vorhandensein von weiteren Artefakten (Bilder, Objekte und Pflanzen) ein wohnliches Ambiente unterstützen und Bewohnende zu einem Aufenthalt in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen animieren. Wie am Beispiel des Alters- und Pflegeheims Buchmatt deutlich wurde, kann die „Sonderstellung“ einer Wohngruppe (in diesem Falle deren kulturspezifisches Betreuungsmodell) innerhalb einer Alterseinrichtung dazu führen, dass diesen Aspekten (möglicherweise unbewusst) mehr Beachtung geschenkt wird.

Ein weiterer Aspekt, der in den besichtigten Alterseinrichtungen – sowohl kulturspezifischen als auch nicht-kulturspezifischen – identifiziert werden konnte, ist die Territorialisierung von Teilen der gemeinschaftlich genutzten Bereiche durch einzelne Bewohnende. Auch hier spielen Artefakte eine wichtige Rolle. Denn zum einen werden Artefakte, die eigentlich für die Allgemeinheit bestimmt sind (wie der Sessel in der Fernsehecke der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt), von einzelnen Bewohnenden angeeignet (im konkreten Fall von Signor Amodio). Und zum anderen eignen sich einzelne Bewohnende (wie zum Beispiel Frau Nägeli) den gemeinschaftlich genutzten Bereich an, indem sie darin persönliche Gegenstände (im konkreten Fall Bastelarbeiten) platzieren. Eine dritte Strategie ist die Aneignung von Teilen des gemeinschaftlich genutzten Bereiches durch spezifische Handlungen (wie dies Signora Zanetti in der Küche tut). Auch in diesem Fall können Artefakte diese Handlungen fördern oder gar erst ermöglichen (wie durch das Vorhandensein von Küchenutensilien). Alle drei Strategien dienen dazu, das persönliche Territorium der Bewohnenden über ihr privates Zimmer hinaus zu erweitern. In der Regel wird die Gestaltung des gemeinschaftlich genutzten Bereiches nur in beschränktem Masse mit den Bewohnenden verhandelt. Der Ort, den sie weitestgehend nach ihren eigenen Vorstellungen gestalten können, ist ihr privates Zimmer, das Gegenstand des nächsten Kapitels ist.

6 Der private Raum

„Quando sono qui dentro ... sono a casa!“¹⁶⁷

Mit diesen Worten beschreibt Signora Pavan, eine Bewohnerin der „mediterranen“ Pflegewohnung Isola, welche Bedeutung ihr privates Zimmer für sie hat. „Zu Hause“ impliziert einen vor der Aussenwelt geschützten Ort, der Rückzug bietet und nach eigenen Vorstellungen gestaltet werden kann. Dieser Ort ist für die vorliegende Untersuchung von besonderem Interesse, da er von den Bewohnenden vielfach als derjenige Ort bezeichnet wurde, an dem sie sich am liebsten aufhalten. Im vorherigen Kapitel wurde der Fokus auf die gemeinschaftlich genutzten Bereiche gerichtet, die den Bewohnenden, laut Forschungsliteratur, ein Umfeld wie zu Hause ermöglichen sollen (Heeg 2000). Es wurde dargelegt, welche gestalterischen Massnahmen hierzu in den „mediterranen“ Alterseinrichtungen ergriffen werden und welche Funktionen Bilder, Möbel und Objekte dabei übernehmen. Um beurteilen zu können, ob die Gestaltung dieser Bereiche tatsächlich dem Einrichtungsstil entspricht, den die Bewohnenden von ihrem Zuhause, also von ihrer ehemaligen Wohnung her kennen, ist es unablässig, auch denjenigen Bereichen Aufmerksamkeit zu schenken, die Teile des ehemaligen Zuhauses enthalten, nämlich den privaten Zimmern der Bewohnenden. Im folgenden Kapitel gebe ich Einblick in diese intimen und persönlichen Orte und untersuche die Bedeutung, die sie und die darin enthaltenen Artefakte für die Bewohnerinnen und Bewohner haben.¹⁶⁸ Dabei kann bereits eines vorweggenommen werden: Das Verhältnis, das die Bewohnenden zu ihren persönlichen Artefakten haben oder welche Bedeutung diese für sie haben, ist sehr individuell und stark mit der persönlichen Biographie ihrer Besitzerinnen und Besitzer verbunden. Die Migrationserfahrung der älteren Menschen ist dabei ein wichtiger Aspekt unter vielen, die einen Einfluss auf dieses Verhältnis haben können.

Refugium und persönliches Archiv

In einer betreuten Wohneinrichtung ermöglicht das private Zimmer den pflegebedürftigen Menschen einen begrenzten Bereich, den sie mit persönlichen Dingen aus ihrer Vergangenheit bestücken können. Hier erlangen sie ein Stück ihrer Privatsphäre und Autonomie wieder. Backes und Clemens schreiben dem privaten Zimmer deshalb eine „Schlüsselrolle für die persönliche Lebenslage“ (Clemens 2008: 251) der Bewohnenden zu und berufen sich dabei auf verschiedene empirische Studien aus dem Bereich der Altersforschung (Mollenkopf et al. 2004; Saup und Reichert 1999). Die Möglichkeit, das private Zimmer individuell gestalten zu können, ist für die Adaption der Bewohnenden an ihr neues Lebensumfeld sehr wichtig, denn „[u]m sich einen Ort einzurichten, muß man sich mit dem Ergebnis, der Einrichtung, identifizieren, sie als eigenes Produkt und Ausdruck eigenen Wählens und Handelns anerkennen, so daß man sich an dem Ort chez soi, bei sich fühlen und andere dort empfangen kann“ (Habermas 2012: 125). Da das private Zimmer im institutionellen Kontext derjenige Bereich ist, über den die Bewohnerinnen und Bewohner relativ autonom entscheiden können, eignen sich die im Folgenden von Habermas definierten Kriterien für eine „wohnliche Wohnung“ auch als Massstab für ein wohnliches Wohnen innerhalb eines Heimzimmers:

¹⁶⁷ „Wenn ich hier drin bin, bin ich zu Hause!“ Interview mit Signora Pavan am 1. Mai 2014.

¹⁶⁸ Teilaspekte dieses Kapitels wurden in der Publikation *Unfrozen – a Design Research Reader by the Swiss Design Network* unter dem Titel *CommuniCare: Communication Design in Culturally Sensitive Nursing Homes* (Afzali 2018) veröffentlicht.

„Zur wohnlichen Wohnung gehört also, daß der Bewohner

- (a) die Ordnung, die er dort vorfindet, auf eigene Handlungen zurückführen kann;
- (b) sich seiner Herrschaft über den Ort sicher ist;
- (c) aus der eigenen Urheberschaft resultierend sich an dem Ort gut auskennt und er ihm vertraut ist und
- (d) aus diesen Gründen der Ort zeichenhaft (als Spur seiner Tätigkeit) und symbolisch (aufgrund der von ihm gewählten Elemente und Konfigurationen) auf ihn verweist.“¹⁶⁹

Vor allem der letzte Punkt spricht für die Einrichtung des Heimzimmers mit persönlichen Objekten der Bewohnenden, denn diese sind von ihren Besitzern oftmals emotional besetzt.

„Wesen und Dinge sind übrigens miteinander verbunden und nehmen in dieser heimlichen Übereinkunft eine Innigkeit, einen affektiven Wert an [...]“¹⁷⁰

Laut Goffman (1973) bedarf der Einzelne im institutionellen Kontext „[...] eine Art ›Identitäts-Ausrüstung‹ zur Aufrechterhaltung seiner persönlichen Fassade“ (Goffman 1973: 30). Das sogenannte *identity-kit* beinhaltet demnach ein Minimum an persönlichen Dingen des „Insassen“ (z. B. Kosmetika, Kleidung oder Werkzeuge), die für sein Wohlbefinden von sehr grosser Bedeutung sind (Habermas 2012: 122). Anhand dieser Artefakte bilden, reflektieren und bewahren deren Besitzer ihre Selbstidentität (Rubinstein 1987: 236; Goffman 1973).

Im Kontext von Alterseinrichtungen tragen vertraute Artefakte ausserdem dazu bei, dass die älteren Menschen in ihrem privaten Zimmer in einem weitestgehend vertrauten Umfeld wohnen können, über das sie die persönliche Kontrolle haben (Backes und Clemens 2008: 251; Heeg 2000: 238). Mit der Platzierung persönlicher Möbel, Bilder und Objekte üben die Bewohnenden laut Habermas einen „Akt der Aneignung“ (Habermas 2012: 128) aus und nehmen somit den Raum in Beschlag. Oftmals erhalten diejenigen Dinge Einzug in die betreute Wohneinrichtung, zu denen die älteren Menschen eine besondere Bindung haben. Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton (1981) stellen fest, dass im Gegensatz zu jüngeren Menschen, die vor allem solche Objekte wertschätzen, mit denen sie physisch interagieren können (sogenannte *objects of action*, z. B. Sportgeräte, Fahrzeuge, Instrumente oder technische Geräte), ältere Menschen eher eine besondere Beziehung zu Objekten haben, mit denen sie bestimmte persönliche Erinnerungen verbinden oder die sie zur inneren Einkehr und Besinnung nutzen (sogenannte *objects of contemplation*, z. B. Familienphotographien, Kunstwerke oder religiöse Artefakte; ebd.: 96). Die platzierten Dinge haben demnach auch „weniger einen praktisch-räumlichen [...] Wert“, sondern stellen als symbolische Erinnerungsträger „eine materielle Biographie der Eigentümer und ehemaligen Benutzer“ dar (ebd.: 121). Im häuslichen Kontext bewirkt laut Wahl und Oswald (2012) unter anderem die Präsenz dieser Objekte, dass man sich in den eigenen vier Wänden zu Hause fühlt.

„Since older adults have often lived a long period of time in the same residence, cognitive and emotional aspects of the meaning of home are often strongly linked to biography. Such social, cognitive and emotional links may become manifest through processes of reflecting on the past, symbolically represented in certain

¹⁶⁹ Habermas (2012: 125).

¹⁷⁰ Baudrillard (2007: 24). Vergleiche hierzu auch Goffman (1973).

places and cherished objects within the home.“¹⁷¹

Am neuen Wohnort können mithilfe dieser wertgeschätzten Dinge persönliche Erinnerungen ihrer Besitzer wachgerufen werden, die ihnen dabei helfen, die eigene Vergangenheit besser in ihre jetzige Lebensrealität zu integrieren (Cookman 1996; Sherman 1991; Kampner 1989; Sherman und Newman 1977–78). Die physische Nähe zu diesen Objekten kann den betroffenen Personen ein Gefühl von Kontinuität, Komfort und Sicherheit vermitteln (Miller 2010; Habermas 2012; Cookman 1996). Somit sollen die Bewohnerinnen und Bewohner von Alterseinrichtungen in ihrem eigenen Zimmer „von der wohligen Nähe geliebter Gegenstände“ (Baudrillard 2007: 50) profitieren können, die schliesslich zu ihrem Wohlbefinden beitragen soll. Das private Zimmer ist also nicht nur der Ort, an dem sich die älteren Menschen bei Bedarf zurückziehen und über den sie relativ autonom bestimmen können. Dieses Zimmer ist auch derjenige Ort, an dem sie ihre wertgeschätzten Dinge – geschützt vor dem Zugriff anderer – aufbewahren können.

6.1 Die Inneneinrichtung des privaten Raumes

Während die Möblierung und Dekoration der gemeinschaftlich genutzten Bereiche in Alterseinrichtungen mehrheitlich von Architekten, Innenarchitekten, Designern oder von Mitarbeitenden der Einrichtungen vorgenommen werden, können die Bewohnerinnen und Bewohner die Gestaltung ihrer privaten Zimmer in der Regel selber bestimmen. Architektonische und innenarchitektonische Aspekte der Raumgestaltung wie beispielsweise der Grundriss der Zimmer oder die Farbe der Wände müssen dabei jedoch als gegeben erachtet werden. Als Grundausrüstung der privaten Räume stellen die Betreuungseinrichtungen ihren Bewohnenden zwar einzelne Möbel zur Verfügung. Hierzu gehören in der Regel ein Pflegebett, ein Kleider- sowie ein Nachttischschrank. Dieses Standardmobiliar stammt meist aus einer Möbelsérie für den Pflegebereich und erfüllt somit die funktionalen Anforderungen, die es in diesem Bereich zu berücksichtigen gilt.¹⁷² Je nach Institution und Grösse der Zimmer kann diese Standardmöblierung variieren und beispielsweise um eine Stehleuchte, einzelne Stühle oder einen Kühlschrank ergänzt werden. Darüber hinaus obliegt es jedoch den Bewohnenden, wie sie ihr privates Zimmer mit persönlichen Artefakten bestücken. Wie viel Raum den Personen hierfür zur Verfügung steht, hängt nebst der Zimmergrösse auch davon ab, ob sie in einem Einzelzimmer wohnen oder sich den persönlichen Wohnraum mit anderen Personen in einem Mehrbettzimmer teilen. Die im Rahmen der Studie besichtigten Alterseinrichtungen verfügen grösstenteils über Einzelzimmer, die entweder mit einem eigenen Bad und WC oder zumindest mit einem Waschbecken ausgestattet sind. Im letzteren Fall handelt es sich um Betreuungseinrichtungen, die sich in älteren Gebäuden befinden. Bei einigen hat eine Sanierung der Räumlichkeiten bis anhin noch nicht stattgefunden, bei anderen lassen die knapp bemessenen Grundrisse der Zimmer eine integrierte Badlösung auch im Nachhinein nicht zu. Die Bewohnenden dieser Zimmer müssen für die tägliche Hygiene, welche über die Gesichts- und Händereinigung hinausgeht, die gemeinschaftlich genutzten Toilettenräume und Badezimmer

¹⁷¹ Wahl und Oswald (2012: 115).

¹⁷² Zu diesen Anforderungen gehören die leichte Reinigung der Möbel, eine ansprechende, warme Haptik sowie eine hohe Stabilität (GEF Bern 2013; Jeannotat et al. 2013; Bohn 2010; Calkins 2009; GEF und BSS 2009).

auf den Fluren der jeweiligen Wohngruppen aufsuchen. Zwei der besichtigten Altersheime verfügen nebst Einzelzimmern auch über Mehrbettzimmer, in denen zwei bis vier Personen gemeinsam leben. In diesen Zimmern beschränkt sich der private Raum auf einige wenige Quadratmeter, die zum grössten Teil bereits vom Bett und vom Nachttisch in Beschlag genommen werden. Täglich benötigte Utensilien werden auf der Ablage und in den Schubladen des Nachttischmöbels aufbewahrt. Für die Platzierung persönlicher Dinge steht den Bewohnenden ausser den blossen Wänden oberhalb des Bettes im besten Falle noch ein kleines Regal zur Verfügung.

Die Ausstattung der privaten Zimmer mit persönlichen Gegenständen und deren Arrangement variieren je nach Bewohnerin und Bewohner. Einige der älteren Menschen wohnen in kargen Zimmereinrichtungen, die über das institutionelle Standardmobiliar hinaus kaum weitere Möbelstücke aufweisen. Andere hingegen bestücken den Raum mit einer Vielzahl an Möbeln, Bildern und Nippes und verleihen ihm dadurch eine persönliche Handschrift. Die Entscheidung, welche Dinge an den neuen Wohnort mitgenommen werden sollen, hängt von verschiedenen Faktoren ab. So sind in dieser Frage beispielsweise oftmals nicht die Pflegebedürftigen selbst Entscheidungsträger, sondern andere, mehr oder weniger nahestehende Personen bestimmen über das Inventar ihres privaten Zimmers.

Urheber der Inneneinrichtung

Beim Eintritt in die betreute Wohnumgebung werden die älteren Personen und deren Angehörige in der Regel von institutioneller Seite darauf hingewiesen, dass sie persönliche Artefakte an den neuen Wohnort mitnehmen können. Den Angehörigen der Bewohnerinnen und Bewohner kommt in diesem Zusammenhang eine wichtige Aufgabe zuteil. Sie sind es nämlich meist, die bei der Auswahl der persönlichen Artefakte mithelfen und je nach gesundheitlicher Verfassung der pflegebedürftigen Person auch darüber entscheiden müssen, was zurückgelassen wird und was an den neuen Wohnort mitgenommen werden soll. Da die meisten Bewohnerinnen und Bewohner körperlich nicht mehr in der Lage sind, Nägel in die Wand zu schlagen, an denen Bilder aufgehängt werden oder grössere Möbelstücke an den geeigneten Ort zu schieben, leisten auch hier oftmals die Angehörigen Hilfestellung bei der Einrichtung der privaten Zimmer. Bewohnende, die nicht die Unterstützung von Familienmitgliedern in Anspruch nehmen können, sind dabei auf sich alleine gestellt oder müssen auf die Hilfe von anderen Personen zählen. Mangelnde Information der beteiligten Personen kann dazu führen, dass Möbelstücke oder Objekte für den Umzug ausgewählt werden, für die sich die Bewohnenden selbst nicht entschieden hätten. Die Abwesenheit der vertrauten Dinge kann folglich das Wohlbefinden der älteren Menschen am neuen Wohnort stark beeinträchtigen. So berichtet Claudia, die in der Pflegewohnung Isola arbeitet, von einer älteren Dame ohne Angehörige, deren Umzug vom Sozialamt begleitet wurde, das auch für die Auswahl des Mobiliars und der übrigen Objekte verantwortlich zeichnete:

„Das Sozialamt hat eigentlich null Rücksicht genommen auf das, was ihr [: der älteren Dame] wirklich wichtig ist. Da haben sie das eingepackt, wo sie das Gefühl hatten, das ist o. k. [...] Die Kommoden fehlen ihr ... die haben sie einfach nicht geliefert. Da ist es einfacher gewesen, eine neue zu kaufen, und jetzt hat sie halt eine neue.“¹⁷³

173 Interview mit Claudia am 20. Juni 2014.

Ob ein Möbel für den Umzug in die betreute Wohneinrichtung neu eingekauft wird oder ob es sich um ein von Gebrauchsspuren gekennzeichnetes, vertrautes Stück handelt, kann für ältere Menschen von grosser Bedeutung sein. Auch das von der Alterseinrichtung zur Verfügung gestellte Standardmobiliar in den privaten Zimmern der Bewohnenden ist meist neueren Datums und den älteren Menschen bei ihrem Einzug fremd. Das Vorhandensein dieser Möbel wird von den Heimbewohnenden unterschiedlich wahrgenommen. Während einige diesen institutionellen „Service“ schätzen, stehen andere der fremden Inneneinrichtung eher kritisch gegenüber. Das Beispiel von Signora Trentin macht dies deutlich. Die 86-jährige Dame musste vor zwei Jahren aufgrund ihrer sich zunehmend verschlechternden gesundheitlichen Verfassung in eine betreute Wohneinrichtung umziehen. Da dieser Umzug nicht selbstgewählt war, hat sich die Bewohnerin mit ihrer neuen Lebenssituation bis heute nicht abgefunden.

„[...] io non accettavo questo posto. Non volevo! Io volevo restare nel mio appartamento. Ma mio nipote e il dottore, si sono messi d'accordo, di farmi venire qua, perché io sempre, sempre avevo qualche cosa che non andava bene.“¹⁷⁴

Bei ihrem Umzug in das neue Wohnumfeld konnte die pflegebedürftige Frau zwar viele ihrer eigenen Möbel mitnehmen. Dennoch stört sie sich am Anblick der fremden Möbel, die sich in ihrem Zimmer befinden. Auf die Frage, was ihr in ihrem privaten Zimmer an Einrichtungsgegenständen fehle, antwortet Signora Trentin nämlich:

„Ah, io a quello non ci penso. Solo ci penso se posso uscire. Ormai è finito! Perché io, c'è l'avevo il mio appartamento, avevo tutto e ora cosa ci ho? Devo guardare questi mobili che non sono miei!“¹⁷⁵

Das von der Alterseinrichtung zur Verfügung gestellte Standardmobiliar, welches die Bewohnerin nicht selbst ausgesucht hat, scheint repräsentativ für ihre eigene, unfreiwillig gewählte Lebenssituation im Heim zu sein. Die institutionellen Möbel sind demnach eine Projektionsfläche, die den persönlichen Umgang der Bewohnerin mit ihrer derzeitigen Lebenssituation im Heim reflektiert.

174 „[...] ich habe diesen Ort nicht akzeptiert. Ich wollte es nicht! Ich wollte in meiner Wohnung bleiben. Aber meine Nichte und der Arzt waren sich einig, dass ich hierhin kommen müsse, weil ich immer, immer etwas hatte, das nicht gut ging.“ Interview mit Signora Trentin am 15. Januar 2013.

175 „Ach, an das denke ich nicht. Ich denke nur daran, ob ich rauskomme. Jetzt ist es aus! Denn als ich noch meine Wohnung hatte, hatte ich alles und was habe ich jetzt? Ich muss Möbel anschauen, die nicht mir gehören!“ Interview mit Signora Trentin am 15. Januar 2013.



„Perché io, c'è l'avevo il mio appartamento, avevo tutto e ora cosa ci ho? Devo guardare questi mobili che non sono miei!“

Signora Trentin

6.2 Aneignung des privaten Raumes

Ein Umzug in eine betreute Wohnform kann aus unterschiedlichen Gründen erfolgen. Ebenso unterschiedlich können die betroffenen Personen diesem Umzug gegenüber eingestellt sein. Während einige Bewohnende sich mit der neuen Lebens- und Wohnsituation im Heim gut arrangieren können, bewahren andere bis zuletzt eine ablehnende Haltung und können sich nur schwer an das neue Umfeld gewöhnen. Die Forschungsliteratur legt nahe, dass persönliche Dinge der Bewohnenden diese Adaption erleichtern können, und auch die folgende Beobachtung der Pflegefachfrau Giulia weist darauf hin, dass zwischen den persönlichen Dingen der Bewohnenden und ihrer Adaption an das neue Umfeld ein Zusammenhang besteht:

„Was man eben auch sieht ist, wenn die Bewohner so Sachen mitnehmen, sind sie eher dem Heim gehörig, also fühlen sich [eher] zu Hause, als die, die ganz ein kahles Zimmer haben. Die sind zwar hier, aber sie sind nicht hier. Sie sagen das auch, also ich meine, ‚klar ist das nicht mein Zuhause, aber ich lebe jetzt hier, ich bin jetzt hier.‘ Und es gibt solche, die haben nur die Sachen, die wir von hier drin haben, und ... die wollen keine Bilder aufhängen, die wollen nichts mitnehmen, weil sie einfach finden ‚ich bin zwar hier, bin hier aber nicht zu Hause ... also, ich werde hier nie zu Hause sein.‘ Die können sich gar nicht damit abfinden, dass sie hier sind.“¹⁷⁶

Dass das Fehlen persönlicher Dinge im Zimmer von Altersheimbewohnenden deren ablehnende Haltung gegenüber ihrer aktuellen Lebens- und Wohnsituation spiegelt und somit auch ein Hinweis auf ihr mangelndes Wohlbefinden am institutionellen Wohnort sein kann, darauf weisen auch die Äusserungen verschiedener Bewohnerinnen und Bewohner hin. Signora Freiburger beispielsweise antwortet auf die Frage, ob es ihr nicht gefallen würde, ihre eigenen Teppiche in ihrem Zimmer zu haben, wie folgt:

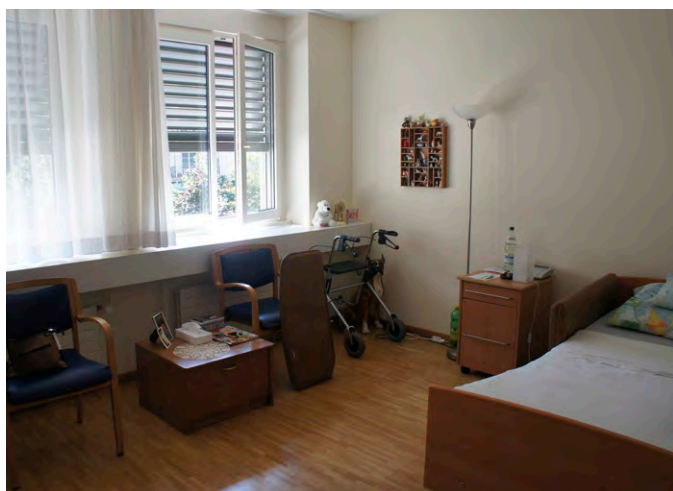
„Non voglio neanche. [...] No, no. Qui dentro no. E' tutto triste – come si dice – non mi va, l'altra atmosfera della casa ... [...] Tutto l'ambiente. Non mi va.“¹⁷⁷

Nicht hygienische Vorbehalte gegenüber den textilen Bodenbelägen oder die von ihnen ausgehende Sturzgefahr werden als Grund für ihr Fehlen angegeben. Vielmehr scheint es so, als sträube sich die Bewohnerin bewusst gegen die mit den Teppichen verbundenen Attribute wie Wärme und Wohnlichkeit in ihrem privaten Zimmer im Heim.

Besonders deutlich wird der Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein persönlicher Dinge und dem Wohlbefinden ihrer Besitzer mit den folgenden Beispielen zweier italienischstämmiger Bewohnerinnen. Beide Frauen nahmen bei ihrem Einzug in eine betreute Wohneinrichtung nur wenige persönliche Dinge mit – dies aus unterschiedlichen Gründen. Erst ein erneuter Umzug ermöglichte es den beiden Bewohnerinnen, in einem Umfeld zu leben, das ihren Vorstellungen entspricht. Heute leben beide Frauen in einem Einzelzimmer einer „mediterranen“ Alterseinrichtung, das sie mit einer Vielzahl persönlicher Gegenstände ausgestattet haben.

¹⁷⁶ Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.

¹⁷⁷ „Ich will auch nicht. [...] Nein, nein, nicht hier drinnen. Alles ist trist – wie sagt man – es passt mir nicht, die übrige Atmosphäre des Hauses, ... [...]. Das ganze Ambiente, es passt mir nicht.“; Interview mit Signora Freiburger am 2. August 2012.



„Quadri non ne voglio qui dentro. [...] I tappeti sono tutti nella cantina. [...] Non voglio neanche. [...] Qui dentro no. E' tutto triste, come si dice, non mi va, l'altra atmosfera della casa ...“

Signora Freiburger

Signora Muratori ist eine gepflegte ältere Dame, die sich aufgrund ihrer gesundheitlichen Verfassung gezwungen sah, ihre Wohnung zu verlassen und sich einen Platz in einer Alters-einrichtung zu suchen. Ihr favorisierter Ort war bereits damals die „mediterrane“ Alters-einrichtung, in welcher sie heute lebt. Da zu diesem Zeitpunkt in dieser Wohngruppe jedoch kein freies Zimmer zur Verfügung stand, musste sie zunächst in eine andere Betreuungseinrichtung, ohne kulturspezifisches Angebot, ziehen. Hier lebte Signora Muratori in einem Einzelzimmer, das sie jedoch nicht mit persönlichen Dingen ausstattete.

„C’era una camera anche lì ... però non avevo portato i mobili lì, non c’era niente, appena un letto e un armadio ...“¹⁷⁸

Auf die Frage, weshalb sie ihre persönlichen Möbel nicht an den damaligen Wohnort mitgenommen habe, erzählt die ältere Dame:

„Perché non voleva stare lì, non mi piaceva! [...] Io ho detto, aspettiamo che ... perché io ho fatto la domanda per venire qua!“¹⁷⁹

Der Umzug an diesen ersten betreuten Wohnort erfolgte demnach widerwillig. Signora Muratoris innere Ablehnung gegenüber dieser Einrichtung spiegelte sich auch in der spärlichen Ausstattung ihres privaten Raumes, der ihr dort zur Verfügung stand. Ihre persönlichen Dinge liess die alte Dame bewusst zurück, da sie sich nicht auf die neue Wohn- und Lebens-situation einlassen wollte. Das Mitbringen der persönlichen Möbel wäre in dieser Hinsicht ein materielles Zugeständnis gewesen, sich an diesem ungewünschten Ort niederzulassen und dort sesshaft zu werden. Stattdessen betrachtete sie ihre Wohnsituation nur als vorübergehende Lösung und begnügte sich für diesen Zeitraum mit der von der Institution zur Verfügung gestellten Inneneinrichtung. Ihre persönlichen Dinge lagerte die alte Dame in der Zwischenzeit an einem anderen Ort. Als schliesslich in der von ihr bevorzugten „mediterranen“ Wohngruppe ein Platz frei wurde und sie dorthin umziehen konnte, nahm sie ihre persönlichen Dinge mit und gestaltete damit ihr Zimmer nach ihren eigenen Vorstellungen. Heute kann Signora Muratori über ihre Lebenssituation folgendes sagen:

„È già cinque anni che io sono qui. Ma io mi trovo abbastanza bene.“¹⁸⁰

Die zweite Bewohnerin, Signora Zanetti, ist an Demenz erkrankt und wohnt bereits seit geraumer Zeit in der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt. Bei der ersten Begegnung mit der alten Dame lebt diese gemeinsam mit einer weiteren dementen Bewohnerin in einem Doppelzimmer. Signora Zanetti beteuert – wie übrigens ihre Mitbewohnerin auch –, dass es ihr grösster Wunsch sei, ein Einzelzimmer beziehen zu können. Die alte Dame hat ihren Bereich des Doppelzimmers mit verschiedenen persönlichen Dingen ausgestattet (Abb. 6). Darunter befinden sich zwei identische apricotfarbene Ledersessel sowie ein dreibeiniges Beistelltischchen aus lackiertem Metall. Vor dem Bett der Bewohnerin liegt ein moderner grauer Läufer mit langem Flor. In einem kleinen Regal neben dem Bett stehen mehrere eingerahmte Familienfotos. An den beiden Wänden oberhalb ihres Bettes hängen zwei Bilder. Eines davon wird von einem breiten, goldbemalten Holzrahmen gehalten und stellt ei-

178 „Auch dort gab es ein Zimmer ... aber ich habe meine Möbel nicht dorthin mitgenommen, es gab gar nichts, nur ein Bett und einen Schrank ...“ Interview mit Signora Muratori am 29. April 2014.

179 „Weil ich dort nicht bleiben wollte, es gefiel mir nicht! [...] Ich habe gesagt, warten wir bis ... denn ich hatte eine Anfrage gemacht, um hierher kommen zu können!“ Interview mit Signora Muratori am 29. April 2014.

180 „Ich bin bereits seit fünf Jahren hier. Aber ich fühle mich ziemlich wohl.“ Interview mit Signora Muratori am 29. April 2014.

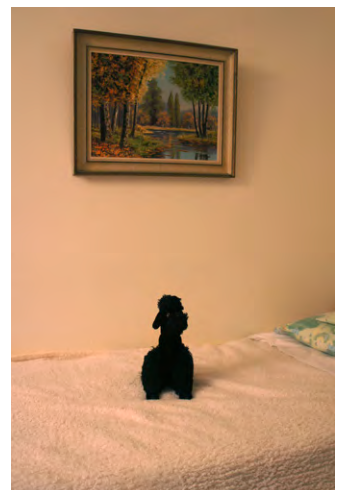
ne herbstliche Waldszene mit einem klaren Teich dar. Bei dem anderen Bild handelt es sich um ein rundbogenförmiges Holzrelief, auf dem Maria mit Kind dargestellt ist. Signora Zanetti weiss genau, mit welchen weiteren persönlichen Gegenständen sie ihr erwünschtes Einzelzimmer bestücken würde: mit einem zu den beiden Sesseln passenden Ledersofa sowie mit einem grossen Spiegel. Diese beiden Dinge befinden sich laut Aussagen der Bewohnerin zum Zeitpunkt des Gesprächs bei ihrer Tochter. Diese bewahre die Objekte auf, bis ihre Mutter in ein Einzelzimmer umziehen und die Gegenstände zu sich nehmen könne.

Tatsächlich kann Signora Zanetti bereits einige Monate später ein Einzelzimmer beziehen, da in der Zwischenzeit eine Mitbewohnerin verstorben ist und deren Zimmer frei wurde. Bei einem darauffolgenden Gespräch führt Signora Zanetti ihren frisch bezogenen Raum vor und präsentiert stolz die neu arrangierte Inneneinrichtung (Abb. 7). Im Vergleich zu ihrem vorherigen Zimmer, das aufgrund der reduzierten Platzverhältnisse nur sparsam eingerichtet war, wirkt dieser Raum mit all den darin enthaltenen persönlichen Objekten wohnlich, warm und einladend. Wie es sich die Bewohnerin bereits im Vorfeld vorgestellt hatte, ergänzt nun das zweisitzige Ledersofa die beiden apricotfarbenen Sessel zu einer vollständigen Sitzgruppe. Auf der Rückenlehne des Möbels posiert artig ein schwarzer Stoffpudel. Als müsse der Bezug des Sofas vor den Krallen des Tieres geschützt werden, sitzt der Hund auf einem weissen Spitzendeckchen, das über die Lehne drapiert wurde. In einem der beiden Sessel liegt eine unvollendete Strickarbeit von Signora Zanetti. Der grosse ungerahmte Spiegel, von dem die Bewohnerin noch vor einigen Monaten erzählte, hängt nun in einer Zimmerecke an der Wand. Passend zur Jahreszeit ist er behangen mit einer weihnachtlichen Girlande voller Christbaumkugeln. Ausser diesen Einrichtungsgegenständen, welche die Bewohnerin zuvor in ihrem Doppelzimmer vermisst hatte, wurde der Raum mit weiteren persönlichen Möbeln und Objekten ausgestattet. In der Mitte der Sitzgruppe steht auf einem apricotfarbenen Gabbeh-Teppich ein grosser ovaler Couchtisch aus dunklem Holz. Seine mit schlichten Intarsien verzierte Oberfläche wird von einem Brokatläufer bedeckt. Auf dem Tisch befinden sich eine Etagere mit Mandarinen und eine brennende rote Blockkerze, die warmes Licht spendet. Eine weitere Lichtquelle bietet eine schlanke Stehleuchte aus weissem Metall. Der italienische Designklassiker aus den 1970er Jahren verstreut ein indirektes Licht und unterstützt so die wohnliche Atmosphäre des Zimmers. Während im früheren Doppelzimmer von Signora Zanetti kein Fernseher vorhanden war, steht nun ein modernes Exemplar auf einem flachen Stahlrohrmöbel in einer Ecke des Zimmers. Auf dem grossen Flachbildschirm flimmert eine Gerichtssendung, die auf Rai 1 ausgestrahlt wird.

Ähnlich wie Signora Muratori ist auch Signora Zanetti auf die Inneneinrichtung ihres privaten Zimmers sichtlich stolz. Der wohnlichen Atmosphäre des Raumes ist es zu verdanken, dass man bei dessen Betreten geneigt ist, den institutionellen Kontext, in welchem sich das Zimmer befindet, zu vergessen. Glücklich präsentiert die Bewohnerin ihre persönlichen Dinge, mit denen sie sich nun umgeben kann. Mit deren Hilfe eignet sie sich den institutionellen Raum an und transformiert ihn zu ihren eigenen vier Wänden. Laut der Pflegenden Stefania fühlt sich Signora Zanetti in ihrem Einzelzimmer mittlerweile so wohl, dass sie die gemeinschaftlich genutzten Bereiche der „mediterranen“ Wohngruppe weniger häufig frequentiert:

„Jetzt ist sie übergücklich. Der einzige Nachteil ist, dass sie sich jetzt ein wenig zurückzieht.“¹⁸¹

181 Interview mit Stefania am 21. Januar 2013.



„[...] è tutto mio, cuscini ... l'avevo in salotto, tutta roba mia qui.”

Signora Zanettis Einzelzimmer

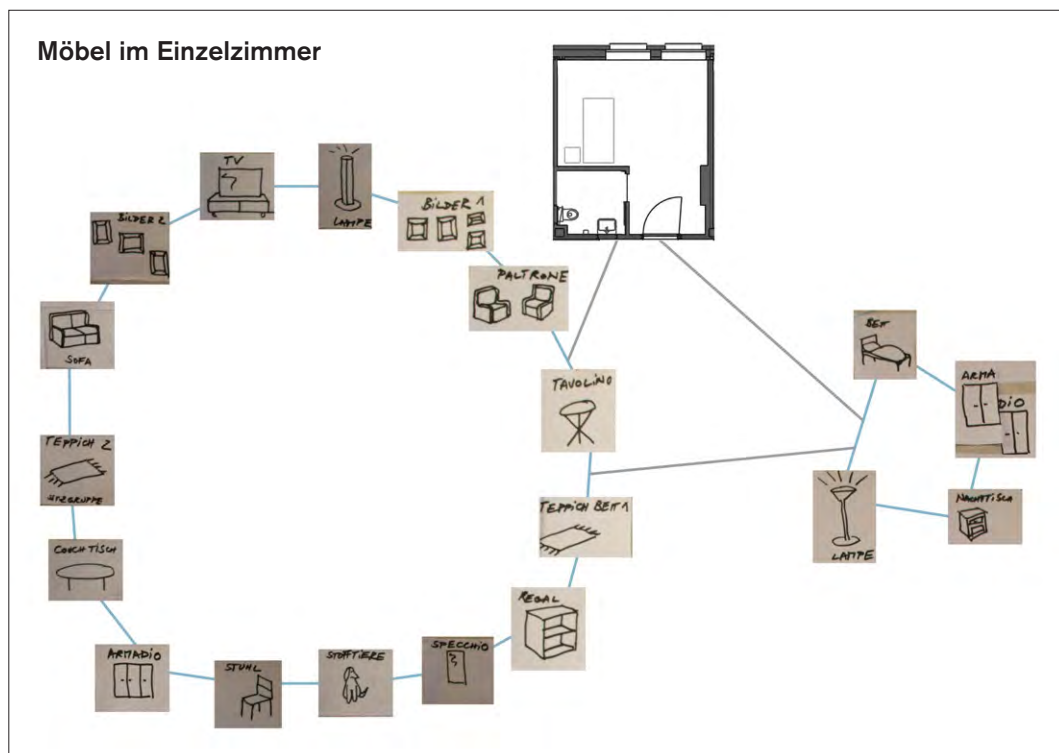
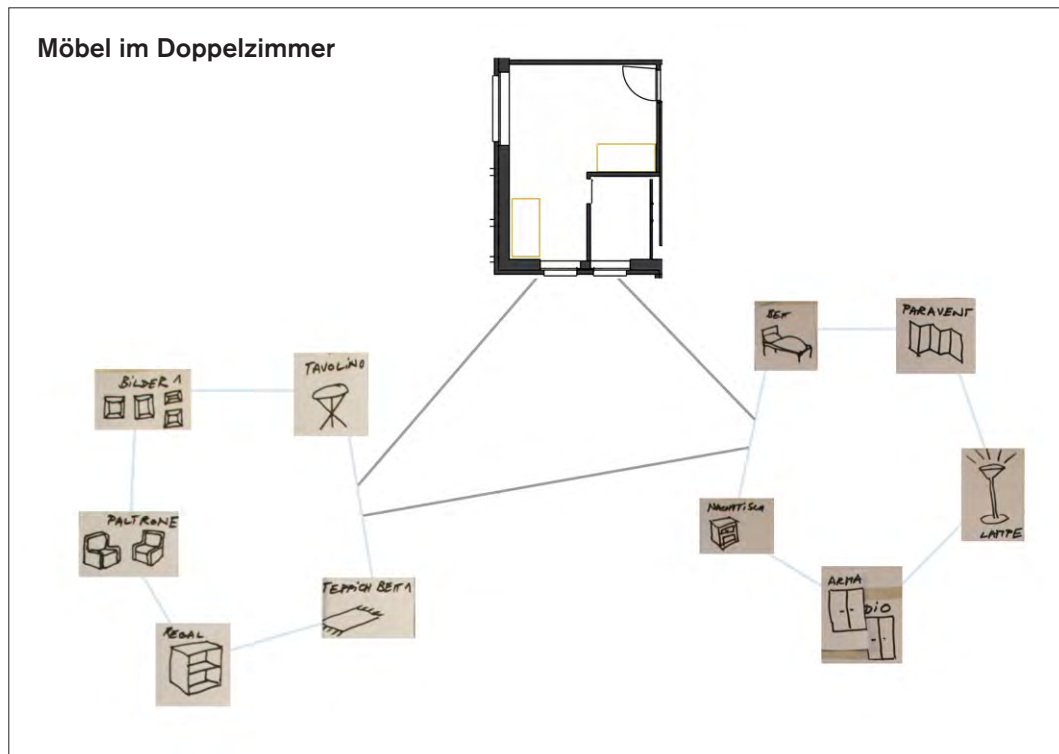


Abb. 6 und 7: Übersicht der Möbel im Zimmer von Signora Zanetti

Die beiden Abbildungen zeigen eine Aufstellung der privaten Möbel von Signora Zanetti und derjenigen Möbel, die ihr vom Altersheim zur Verfügung gestellt werden. Nach ihrem Umzug von einem Doppel- in ein Einzelzimmer nimmt die Anzahl ihrer privaten Möbel stark zu.

Wie bereits im vorherigen Kapitel ausgeführt, scheint der eigentliche Grund für Signora Zanettis Verhalten nicht das neu vorhandene Einzelzimmer zu sein, sondern vielmehr die Tatsache, dass es mittlerweile zwischen der alten Dame und ihren Mitbewohnenden zu Unstimmigkeiten gekommen ist. Nichtsdestotrotz ist das zur Verfügung stehende Einzelzimmer und die Möglichkeit, dieses nach eigenen Wünschen mit persönlichen Dingen zu gestalten, eine Grundvoraussetzung für einen privaten Rückzugsort, der dank seiner persönlichen, vertrauten und intimen Wirkung die Bewohnerin zum Aufenthalt darin animiert. Als Bewohnerin eines Doppelzimmers stand Signora Zanetti vor einigen Monaten dieser private Raum noch nicht zur Verfügung. Dies gibt Grund zur Annahme, dass ihr Rückzug vom Gemeinschaftsleben der Wohngruppe weniger stark ausgefallen wäre, würde sie auch heute noch in diesem Doppelzimmer leben.

6.3 Mangel an Privatheit

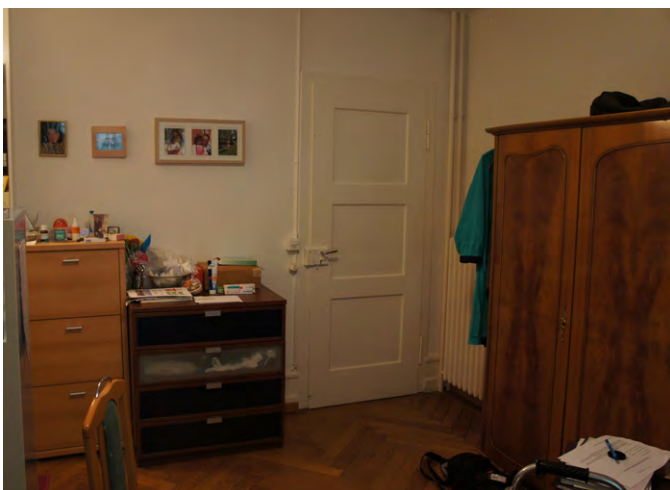
Die Beispiele der beiden älteren Damen zeigen, dass nebst den zuvor genannten Faktoren (Grösse des privaten Zimmers, dessen Grundausstattung und Urheber der Inneneinrichtung) zwei weitere Aspekte entscheidend sein können, ob und welche persönlichen Dinge beim Umzug in eine betreute Wohnform mitgenommen werden: die Belegung des zu beziehenden Wohnraums und die persönliche Einstellung der betreffenden Person gegenüber ihrem aktuellen Wohnort. Im Falle von Signora Muratori war der Grund für ihre ablehnende Haltung gegenüber ihrem ersten institutionellen Wohnort die Tatsache, dass sie dieser nicht-kulturspezifischen Betreuungseinrichtung eine andere Wohngruppe vorgezogen hatte, nämlich eine „mediterrane“ Wohngruppe, in der sie gemeinsam mit italienisch- und spanischstämmigen älteren Menschen hätte leben können.

Die Gründe, weshalb sich ein älterer Mensch in einer betreuten Wohneinrichtung nicht wohlfühlt, sind so individuell und vielfältig wie die Bewohnenden selbst. Es gibt jedoch Hinweise darauf, dass die Freiwilligkeit des Umzugs und die Mitsprache bei der Auswahl der Institution einen positiven Einfluss auf das Wohlbefinden am neuen Wohnort haben (Oswald 2012). Ferner kann ein Mangel an privatem Raum dazu führen, dass wertgeschätzte persönliche Dinge beim Umzug in die betreute Wohnform zurückgelassen werden. Privatheit bedeutet jedoch nicht nur, dass man Anspruch auf einen persönlichen Raum hat, den man mit keiner anderen Person teilen muss, sondern auch die Gewissheit, dass die persönlichen Dinge am neuen Wohnort vor dem Zugriff anderer geschützt sind. Ist dies nicht der Fall, kann es sein, dass die Bewohnenden kostbare, wertgeschätzte Gegenstände bewusst zurück lassen. In einer teilnehmenden „mediterranen“ Pflegewohngruppe können beispielsweise die privaten Zimmer von den Bewohnenden selbst nicht abgeschlossen werden. Als Grund hierfür gibt die Pflegefachfrau Claudia Folgendes an:

„[...] das kann man schon aus Sicherheitsgründen nicht. Also sie könnten schon, und gewisse wissen auch wie, aber es ist brandgefährlich [...].“¹⁸²

Dieser Umstand hat zur Folge, dass einzelne Bewohnerinnen misstrauisch sind, ob ihr privates Zimmer tatsächlich sicher vor „Eindringlingen“ ist.

¹⁸² Interview mit Claudia am 20. Juni 2014.



„Avevo la macchina da cucire.“

Signora Pavan

„Und ... es gibt solche, die es gar nicht gerne haben, wenn man hinein geht ... Sie haben immer das Gefühl, natürlich oft, es wird etwas gestohlen oder kommt abhanden ...“¹⁸³

Eine Bewohnerin, die dieses Gefühl äussert, ist die 87-jährige Signora Pavan. Die italienischstämmige Frau arbeitete nach ihrer Migration in die Schweiz als Näherin für ein Kleidergeschäft.

„Io cucivo ... anni indietro ... cucivo per una *Firma* [...] per un negozio, una ditta ... Mi portavano al lunedì ... mi portavano a casa 30 ... 50 ... secondo i modelli, ma fino a 50 vestiti ... il venerdì venivano a prenderli! [...] avevo troppo lavoro!“¹⁸⁴

Um diese Arbeit ausführen zu können, investierte die leidenschaftliche Näherin viel Geld in eine gute Nähmaschine. Das teure Stück hatte sie bei sich zu Hause auf eine kleine Nähkommode gestellt, in welcher sie Utensilien wie Schere, Garn und Stecknadeln aufbewahrte. Bei ihrem Umzug in die Alterseinrichtung, wo Signora Pavan ein Zimmer im Erdgeschoss beziehen konnte, nahm die alte Dame diese Kommode mit. Die dazugehörige Maschine, an der sie viele Jahre lang nähte, liess sie jedoch zurück.

„Io ... sì ... avevo la macchina da cucire. E siccome qui è sempre tutto aperto e io sono proprio qui in un posto facile da entrare ... e allora le ho detto a mia figlia: portala via! Gliel'ho data che la porti a casa sua la macchina da cucire. Mi costava 3'600 franchi, non volevo [*lacht*] che alla mattina o alla sera vengo dentro e non c'è più ... e allora gliel'ho data ... non si sa mai! Non mi è mai stato mancato niente ... ma ... può succedere!“¹⁸⁵

Den Entscheid, ihr langjähriges Arbeitswerkzeug zurückzulassen, scheint Signora Pavan zwar nicht zu bereuen, dennoch wird man den Eindruck nicht los, dass sie sich mit einer gewissen Wehmut an das wertgeschätzte Objekt zurückerinnert. Die Bewohnerin rechtfertigt ihren Entscheid zudem damit, dass sie heute altersbedingt auch nicht mehr in der Lage sei, so viel zu nähen wie früher. Kleinere Näharbeiten führt die ältere Dame jedoch nach wie vor aus, zwar nicht mehr mit Hilfe ihrer Nähmaschine, jedoch von Hand.

183 Interview mit Claudia am 20. Juni 2014.

184 „Ich nähte ... in früheren Jahren ... nähte ich für eine Firma [...] für einen Laden, ein Geschäft ... Sie brachten mir am Montag ... brachten sie mir je nach Modellen 30 ... 50 nach Hause, bis zu 50 Kleidern ... kamen sie am Freitag, um sie wieder mitzunehmen! [...] ich hatte viel Arbeit!“ Interview mit Signora Pavan am 1. Mai 2014.

185 „Ich ... ja ... ich hatte eine Nähmaschine. Und weil hier immer alles offen ist und ich gerade hier an einem Ort bin, wo man leicht hineinkommen kann ... und da habe ich meiner Tochter gesagt: nimm sie mit! Ich habe sie ihr gegeben, damit sie sie mit zu sich nach Hause nimmt. Sie kostete mich CHF 3'600.–, ich wollte nicht (*lacht*), dass ich am Morgen oder am Abend ins Zimmer komme und sie nicht mehr da ist ... also habe ich sie ihr gegeben ... man weiss ja nie! Mir hat noch nie etwas gefehlt ... aber ... es kann passieren!“ Interview mit Signora Pavan am 1. Mai 2014.

6.4 Zurückgelassene Dinge

Wie Signora Pavan nehmen viele ältere Menschen, die dazu noch in der Lage sind, den Umzug in eine betreute Wohneinrichtung zum Anlass, sich ihrer persönlichen Dinge endgültig zu entledigen. Dieser Umzug markiert den Beginn ihres letzten Lebensabschnittes, weshalb sich die Betroffenen ganz bewusst auf diesen Schritt vorbereiten und die Auflösung ihres Haushalts aktiv vornehmen. Bei dem in der Literatur als *casser maison* [: das Haus zerbrechen] bezeichneten Prozess trennen sich diese Personen von alltäglichen Dingen, die zur Konstitution ihres eigenen Heims beitragen (Marcoux 2001: 216). Mitunter nehmen sie die bevorstehende Statuspassage zum Anlass, ihre Hinterlassenschaft bereits zu Lebzeiten an Familienmitglieder weiterzugeben. Marcoux sieht in diesem Ritual einen bestimmten Zweck:

„Not only will ‘*casser maison*’ be a matter of deciding what to bring and what to leave behind, it will also be a matter of transmitting, donating, ‘placing’ those other things. ‘*Casser maison*’ will be a matter of constructing oneself in the family’s memory through the transmission of those things that do not accompany a person.“¹⁸⁶

Wenn sich ältere Menschen bei ihrem Umzug in eine betreute Wohnform bewusst gegen die Mitnahme bestimmter Gegenstände entscheiden, können sie demnach durch die Weitergabe dieser wertgeschätzten Dinge an Familienmitglieder auch die Kontinuität der eigenen Familie sichern (ebd.: 219). Darüber hinaus kann *casser maison* für die Bewältigung des Trauerprozesses, der mit der Aufgabe des gewohnten Umfelds einhergehen kann, hilfreich sein:

„‘*Casser maison*’ is a rite aimed at putting an end to the mourning entailed by the separation with a known environment, with the belongings constituting it and with an aspect of the self behind.“¹⁸⁷

Das Zurücklassen persönlicher Dinge kann also als bewusste Wahl ihrer Besitzerinnen und Besitzer interpretiert werden, mit den Dingen auch einen Teil der eigenen Vergangenheit zurückzulassen. Ein ähnliches Verhalten beobachtet Turan bei ihren Studienteilnehmenden, bei Flüchtlingen, die ihr Heimatland gezwungenermaßen verlassen mussten und dabei bewusst persönliche Dinge zurückliessen:

„It is in their interaction with their various objects that the interviewees experience an unfolding of these memories, stories and feelings. Therefore, a person with no objects has to depend much more on her memory to bring back these stories and evoke certain feelings rather than having the objects themselves to facilitate this. [...] Getting the objects – the mementoes of the homeland – out of their sight, the refugees choose not to participate in the re-enactment of their past.“¹⁸⁸

In gewisser Weise sehen sich ältere Menschen, die aus gesundheitlichen Gründen unfreiwillig in eine betreute Wohnform umziehen müssen, einer ähnlichen Situation gegenübergestellt. Mit der Mitnahme ihrer persönlichen Dinge an den neuen Lebensort haben sie einen materiellen Zugang zu ihren Erinnerungen, die mit den Artefakten verbunden sind: Erinnerungen an

¹⁸⁶ Marcoux (2001: 216); Hervorhebung im Original.

¹⁸⁷ Marcoux (2001: 230); Hervorhebung im Original.

¹⁸⁸ Turan (2003: 480).

den früheren Wohnort, an nahestehende Personen und Ereignisse, die Teil ihrer persönlichen Erfahrungen sind. Laut Marcoux (2001) sind es diese Dinge, die das ehemalige Zuhause der betreffenden Personen konstituierten (Marcoux 2001: 215). Fehlen sie nun in ihrem privaten Zimmer am neuen Wohnort, so kann dies unter Umständen auch als Verweigerung interpretiert werden, sich mit diesen persönlichen Erinnerungen auseinandersetzen zu wollen. So auch bei Signor Ceccarelli, einem 72-jährigen Bewohner des Alters- und Pflegeheims Buchmatt, der wegen gesundheitlicher Probleme vor einiger Zeit in die „mediterrane“ Wohngruppe der Alterseinrichtung umziehen musste. Bei seinem Umzug nahm der ältere Herr nur einige wenige Möbel mit und liess sämtliche Bilder aus seiner alten Wohnung zurück. Die Wände seines privaten Zimmers in der Alterseinrichtung sind dementsprechend karg. Im Interview mit dem resignierten Mann fällt die Sprache auf die fehlenden Bilder in seinem Zimmer:

I: „Lei non ha quadri, no?“

C: „No, non mi piacciono.“

I: „Lei non aveva quadri in casa sua?“

C: „Sì, sì, ne avevo, ma tutti buttati via.“

I: „Perché?“

C: „E più per il simbolo, così, non si deve guastare.“¹⁸⁹

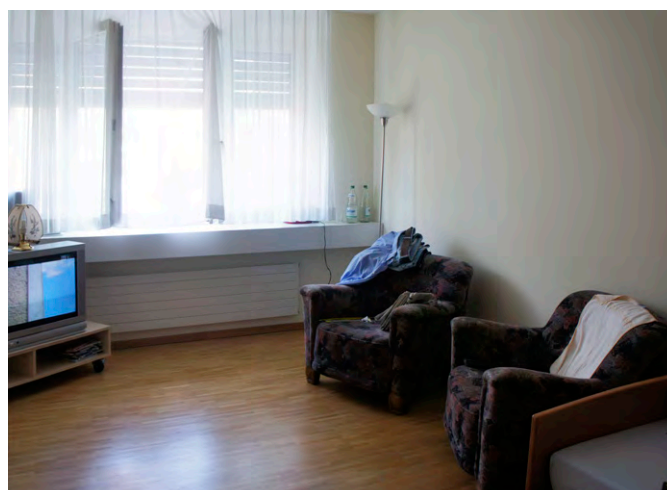
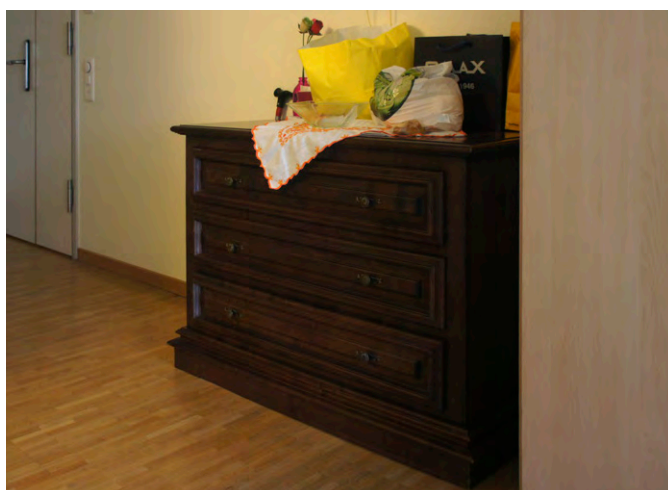
Das Fehlen der Bilder könnte die ablehnende Grundhaltung des kranken Bewohners gegenüber seiner jetzigen Lebenssituation widerspiegeln, die in den Gesprächen mit ihm sehr deutlich wird. Die fehlende Bereitschaft, sich auf den neuen Wohnort einzulassen, äussert sich unter anderem dadurch, dass Signor Ceccarelli sein privates Zimmer nur mit dem Nötigsten einrichtet. Vor diesem Hintergrund hätte das Aufhängen der persönlichen Bilder in seinen Augen eine Vergeudung dargestellt. Denn dieser von ihm abgelehnte Wohnort scheint es nicht wert zu sein, mit eigenen Bildern und den damit verbundenen persönlichen Erinnerungen geschmückt zu werden.

Abgesehen von diesen mehr oder weniger bewussten Intentionen, die dazu führen können, dass ältere Menschen bei ihrem Umzug in eine betreute Wohnform persönliche Dinge zurücklassen, können auch andere Gründe für das Fehlen dieser Dinge in den privaten Zimmern der Heimbewohnenden verantwortlich sein. Zum einen scheint ein Anspruch auf Privatheit nicht dem Bedürfnis aller Bewohnenden zu entsprechen, wie die Pflegefachfrau Claudia während eines Interviews feststellt:

„Und es gibt natürlich auch Bewohner, denen ist das Zimmer absolut nicht wichtig! Also entweder weil sie dement sind oder weil sie sich nur zum Schlafen darin aufhalten [...]. Es ist natürlich bei Dementen noch eher so, aber wir hatten auch jemanden hier, der absolut nicht dement war ... Kein einziges Bild im Zimmer ... nichts Persönliches, kein Foto ... gar nichts! Die ist eigentlich, wirklich nur zum Schlafen in ihrem Zimmer gewesen ... sonst immer hier [im Gemeinschaftsraum].“¹⁹⁰

189 I: „Sie haben keine Bilder, nicht?“ C: „Nein, die gefallen mir nicht.“ I: „Hatten Sie denn auch keine Bilder in ihrem Zuhause?“ C: „Doch, doch, die hatte ich, aber ich habe sie alle weggeschmissen.“ I: „Warum?“ C: „Es ist mehr als Symbol zu verstehen, so muss man sie nicht verschwenden.“ Interview mit Signor Ceccarelli am 3. August 2012.

190 Interview mit Claudia am 20. Juni 2014.



„Questo qui che ho comprato io e quel comò. Non è che, qua non è che puoi fare quello ... che puoi mettere quelle che vuoi, ti devi adattare allo spazio.”

Signor Ceccarelli



„Io non ho portato niente [...] [i mobili] non sono miei. [Sono] della casa.
Tavolo, sedio, letto, tutto.”

Signor Bonanno

Claudias Beobachtung deckt sich mit Erkenntnissen aus der Forschungsliteratur. Demnach halten sich ältere Menschen, die an fortgeschrittener Demenz erkrankt sind, gerne in Gesellschaft anderer Personen auf, da sie sich alleine unsicher und verlassen fühlen (Kojer und Schmidl 2016: 181). Zum anderen kann das Fehlen persönlicher Gegenstände in den Zimmern der Heimbewohnenden auch darauf zurückzuführen sein, dass sich einige ältere Menschen bewusst gegen den Besitz materieller Dinge entscheiden. Aus der Forschungsliteratur ist ebenfalls bekannt, dass mit zunehmendem Alter eine abnehmende Wertschätzung materieller Güter einhergehen kann. Bis zum Alter von 65 Jahren beobachten beispielsweise Wallendorf und Arnould (1988) bei ihren Studienteilnehmenden eine Steigerung der Wertschätzung von materiellen Dingen. Über dieses Alter hinaus nimmt sie laut den Autoren jedoch wieder ab.

Schliesslich kann das Fehlen persönlicher Dinge in den privaten Zimmern der älteren Menschen auch ein Hinweis darauf sein, wie die betreffenden Personen vor ihrem Umzug in die Alterseinrichtung gehaust haben. Einige Bewohnende der „mediterranen“ Alterseinrichtungen lebten vor ihrem Umzug nämlich in sehr einfachen Wohnverhältnissen. Sie umgaben sich mit Mobiliar, das nicht für Jahrzehnte gefertigt wurde und das bei einer allfälligen Rückkehr in das Herkunftsland ohne grössere finanzielle Verluste hätte zurückgelassen werden können. Diese Gegenstände hielten somit auch dem Zahn der Zeit nicht stand und als ihre Besitzer schliesslich in eine betreute Wohnform umziehen mussten, wurden diese Möbel aufgrund ihres Zustandes oftmals zurückgelassen. Diesem Umstand ist es gemäss Claudia auch zuzuschreiben, dass einige der von ihr betreuten Personen ihr privates Zimmer fast ausschliesslich mit institutionellem Mobiliar ausgestattet haben:

„Zum Teil haben die auch so etwas von bescheiden gelebt, dass sie zum Teil gar keine Möbel mehr hatten, die man umziehen konnte, weil die schon so zerfallen sind.“¹⁹¹

Wurde bis anhin vor allem denjenigen persönlichen Dingen Beachtung geschenkt, die den Umzug in eine betreute Wohnform *nicht* begleiten, so soll im Anschluss der Fokus auf die *anwesenden* Dinge in den privaten Zimmern der Bewohnerinnen und Bewohner gerichtet werden.

6.5 Die Gestaltung der Inneneinrichtung

Bei ihrem Umzug in die Alterseinrichtung verkleinern die Bewohnerinnen und Bewohner ihren privaten Raum von einer Wohnung, die in der Regel über eine Küche, ein Bad und mehrere Zimmer verfügte, auf ein einzelnes Zimmer. Dabei müssen sie ihren Hausstand auf einige wenige Dinge reduzieren, die am neuen Wohnort Platz finden. Sind unter den persönlichen Möbeln keine „passenden“ vorhanden, die den Anforderungen des neuen Wohnorts entsprechen, werden unter Umständen auch neue Möbelstücke für das private Zimmer der Bewohnerinnen und Bewohner erworben. Signor Ceccarelli beschreibt die Raumsituation folgendermassen:

„[...] qua non è che puoi fare quello ... che puoi mettere quelle che voi, ti devi adattare allo spazio.“¹⁹²

191 Interview mit Claudia am 20. Juni 2014.

192 „[...] hier ist es nicht so, dass du machen kannst ... dass du die Sachen hinstellen kannst, wie du es möchtest, du musst dich an den Platz anpassen.“ Interview mit Signor Ceccarelli am 3. August 2012.

Die mitgenommenen Möbelstücke der Bewohnenden stammen meist aus verschiedenen Funktionsräumen der ehemaligen Wohnung. Hier unterteilten sie sich einst in Möbel, die in erster Linie praktische Aspekte zu erfüllen hatten, und solche, die eher repräsentative Funktionen übernahmen (Bourdieu 2013: 594). Letztere waren ihren Besitzern unter Umständen auch eine grössere Investition wert und dankten es ihnen wiederum mit ihrer Langlebigkeit. Diese massiven, oftmals aus dunklen Hölzern angefertigten Schränke, Kommoden, Tische und Stühle bildeten mit ihren historischen Formensprachen einen Kontrast zu denjenigen Möbelstücken, die vorwiegend aus zweckmässigen Gründen erworben wurden. Die stilistisch uneinheitliche Inneneinrichtung in den privaten Zimmern der Bewohnenden kann mit Bourdieu auch auf den Habitus ihrer Besitzerinnen und Besitzer zurückgeführt werden:

„So liegt den Frauen aus den unteren Klassen nichts ferner als die typisch bürgerliche Vorstellung, jeden Einrichtungsgegenstand zum Objekt einer ästhetischen Entscheidung zu machen, und z. B. den Wunsch nach Harmonie und Schönheit bis auf rein funktionale Räume wie Badezimmer oder Küche auszudehnen, oder auch die Wahl eines Kochtopfes oder Möbelstücks genuin ästhetischen Kriterien zu unterziehen. Die Willkür der Konvention unterscheidet scharf [...] zwischen üblicherweise zu ›schmückenden Räumen‹ (Wohn- und Esszimmer, gute Stube und gewöhnlichen [...]).“¹⁹³

Die persönlichen Möbel wurden meist während mehrerer Jahrzehnte aufgrund verschiedener Bedürfnisse erworben, statteten im Laufe der Zeit die Wohnung ihrer Besitzer aus und machten das eigene Heim zu dem Ort, der ihnen vertraut war. Im privaten Zimmer der Alters-einrichtung finden diese Möbelstücke zusammen und bilden ein eklektizistisches Ensemble. Wohn-, Schlaf- und Esszimmer verschmelzen zu einem einzigen Raum, in dem die Bewohnerinnen und Bewohner nicht selten auch ihre Gäste empfangen. So steht beispielsweise ein praktischer Küchentisch, an dem viele Jahre lang die Familie ihr Frühstück eingenommen hatte, neben einer Schlafzimmerkommode und einem Fernsehtisch. Im Gegensatz zum modernen, institutionellen Standardmobiliar, das durch seine Funktionalität besticht, weisen die persönlichen Möbel der Bewohnerinnen und Bewohner deshalb auch meist keine einheitliche Formensprache auf. Und dennoch oder gerade deshalb lässt sich sagen, dass die meisten Zimmer einen gewissen Einrichtungsstil repräsentieren, der laut Bourdieu demjenigen der „einfachen“ und „bescheidenen“ Leute“ entspricht (ebd.: 594). Signora Pavan bestätigt dies mit den folgenden Worten:

„[...] io non sono una che mi piace ... troppo lusso!“¹⁹⁴

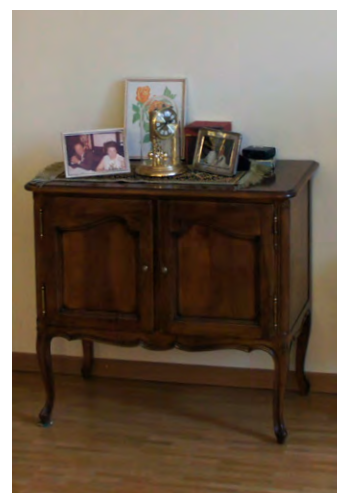
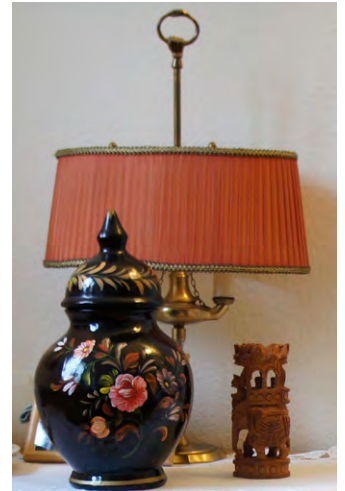
Was sie mit „Luxus“ meint, wird deutlich, als sie die damit assoziierten Merkmale genauer beschreibt:

„Lusso. I signori c’hanno l’eleganza, i mobili moderni, ... quello è lusso. A me mi basta la roba per vivere bene e andare avanti! Quando posso mettere a posto la mia roba, non cerco di più.“¹⁹⁵

193 Bourdieu (2013: 594).

194 „[...] ich bin keine, der ... viel Luxus gefällt.“ Interview mit Signora Pavan am 1. Mai 2014.

195 „Luxus. Die Herrschaften, die Eleganz haben, moderne Möbel, ... das ist Luxus. Mir reichen die Sachen, die man braucht, um gut zu leben und vorwärts zu gehen! Wenn ich meine eigenen Sachen versorgen kann, verlange ich nicht nach mehr.“ Interview mit Signora Pavan am 1. Mai 2014.



„[...] i mobili [...] che avevo erano un po'troppo grandi. Allora, non li ho potuti portare.“

Signora Bianchi

In der Regel lassen die Bewohnerinnen und Bewohner grosse und sperrige Möbel, wie zum Beispiel Kleiderschränke oder Anrichten bei ihrem Umzug in die Altersseinrichtung aus Platzgründen zurück und beschränken sich bei ihrem Umzug meist auf Einrichtungsgegenstände, welche die Grösse eines Küchentisches nicht überschreiten. Nicht selten wird von einer kompletten Schlafzimmereinrichtung, die einen Kleiderschrank, dazugehörige Betten, Nachttische und Kommoden umfasste, nur ein einzelnes Möbelstück an den neuen Wohnort mitgenommen. Oftmals handelt es sich dann um die Kommode, denn dieses Möbelstück passt einerseits aufgrund seiner Grösse in das private Zimmer am neuen Wohnort und kann andererseits als Aufbewahrungsort für weitere wichtige persönliche und identitätsbildende Dinge wie zum Beispiel Fotoalben, Wäsche oder Körperpflegeprodukte genutzt werden.¹⁹⁶

Gestaltung der privaten Zimmer aus Sicht der Pflegenden

Schenkt man den Beobachtungen der Pflegefachpersonen Glauben, dann unterscheidet sich die Inneneinrichtung der Bewohnerzimmer in den „mediterranen“ Wohngruppen von denjenigen Zimmern, in denen Schweizer Heimbewohnende leben. Im folgenden Ausschnitt eines Fokusgruppeninterviews mit vier Pflegefachfrauen der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt, versuchen diese zu erläutern, worin sich die unterschiedliche Gestaltung äussert:

- Sofia: „[...] bei der Frau Egger¹⁹⁷, das ist so das typische Spanische ... auch mit dem Bettüberwurf und das Zeug. Und die schweren Möbel, also wirklich ...“
- Susanne: „Das Rustikale ... Das ist sicher ein wenig der Unterschied.“
- Giulia: „Ja.“
- Sofia: „Da sehe ich einfach einen Unterschied.“
- Susanne: „Oder mit den Bildern vielleicht noch? [...] so Heiligenbilder, oder so ... mal eine Maria oder so aufgehängt ... was der Schweizer vermutlich kaum hat, sag ich jetzt ... oder mit Ausnahmen, gibt's immer oder? Das ist sicher ein grosser Unterschied ob so Heiligenbilder rumstehen, in den Zimmern ... sonst sehe ich nicht so ...“
- Giulia: „Also die Art der Möbel ist vielleicht anders ... Aber, die Räumlichkeiten, wie sie gestaltet sind, also ob sie gestaltet sind oder nicht, find' ich, das ist weniger der Unterschied ...“¹⁹⁸

Demnach äussert sich der Unterschied weniger durch das Ausmass der vorhandenen persönlichen Dinge als vielmehr durch deren Gestaltung. Vor allem das Mobiliar der italienisch- und spanischstämmigen Bewohnenden weist spezifische Gestaltungsaspekte auf:

196 Vgl. hierzu Habermas (2012): „Schränke, Schreibtische, Schubladen sammeln biographische Informationen tragende Objekte an.“ (Habermas 2012: 122).

197 Anm.: Frau Egger ist eine spanischstämmige Bewohnerin der „mediterranen“ Wohngruppe.

198 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.

- Sofia: „Sie sind dunkel, sie sind so rustikal, so schwer ...“
- Giulia: „Also sehr ... erdrückend, wenn man ins Zimmer reinkommt ... weil sie pompös sind ...“
- Margrit: „Zum Teil, ja ...“
- Sofia: „Und was natürlich der Unterschied ist, dass zum Beispiel ein Spanier oder Italiener hat Tendenz das Zimmer zu füllen ... Der Schweizer hat das nicht.“
- Susanne: „Doch ... Meins ist auch voll ... [*lautes Gelächter von allen*] bei mir zu Hause ist es auch voll [...]“
- Sofia: „[...] aber sonst von den Möbeln her meine ich, weisst du ... Es ist nicht so erdrückend ... [*lacht*]“
- Margrit: „Ja ...“
- Susanne: „Vielleicht ein bisschen heller eingerichtet ...“
- Sofia: „Heller ... einfach anders ...“
- Margrit: „Also noch mehr so kleinere Sachen ... zum Beispiel Frau Trentin, die hat ja auch irgendwie noch einen Haufen so kleine Sachen ...“
- Giulia: „So Schnick-Schnack ... so Schicki-Micki, da ...“
- Sofia: „Ja, genau ... [*lacht*]“
- Giulia: „ein *Porzellanfigürli* und so ...“
- Margrit: „Ja, ja ... so ein wenig kitschig ...“
- Giulia: „Machen das denn die Schweizer nicht?“
- Susanne: „Doch, doch ...“
- Giulia: „Gell, eben!“
- Margrit: „Zum Teil ist es nicht viel anders ...“¹⁹⁹

Unter den Pflegenden besteht demnach ein Konsens darüber, dass die Gestaltung des Mobiliars der italienisch- und spanischstämmigen Bewohnenden oftmals „dunkel“ und „rustikal“ sei und dadurch „schwer“ und „erdrückend“ wirke. Die Vielzahl an persönlichen Dingen, wie beispielsweise Nippes in den privaten Zimmern der Bewohnenden, sei hingegen nicht auf die nationale Herkunft der Bewohnenden zurückzuführen. Die Pflegefachfrau Claudia, die in der „mediterranen“ Pflegewohnung Isola arbeitet, erklärt, woran sich bei der Inneneinrichtung der privaten Zimmer der Bewohnenden ihrer Wohngruppe erkennen liesse, dass es sich um italienisch- und spanischstämmige Personen handle:

„[...] zum Teil an den Bildern, die sie haben, an den Fotos ... an den Nippes, die herumstehen ... Und oftmals ... ja, der Geschmack ist halt definitiv dann italienisch ... Und zum Teil auch die Möbel, also in Italien, ich mag mich erinnern, es hat so viele, weisst du so schwere, grosse, schwarze und dunkelbraune Möbel [*lachend*] ... Und man merkt schon, ihnen gefällt das schon ...“²⁰⁰

Die Bewohnenden selbst äussern sich jedoch nur selten über ihre Gestaltungspräferenzen. Signora Muratori bestätigt zwar die Aussage der Pflegenden, dass ihr antike Möbel besser als moderne gefallen würden, mit der folgenden Begründung:

„Le moderne stancano! Non mi piace!“²⁰¹

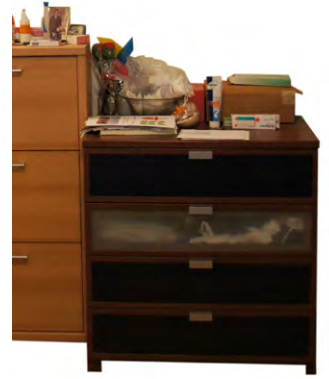
199 Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe am 21. November 2013.
200 Interview mit Claudia am 20. Juni 2014.

201 „Die modernen langweilen. Das gefällt mir nicht!“ Interview mit Signora Muratori am 29. April 2014.

Genauere Angaben zur bevorzugten Gestaltung des Mobiliars werden jedoch nicht gemacht. Deshalb soll im Folgenden die visuelle Analyse eines bestimmten Möbeltypus, der sich in nahezu allen Zimmern der teilnehmenden Bewohnerinnen und Bewohner befindet, Aufschluss über dessen spezifische Gestaltungsmerkmale geben. Es handelt sich dabei um die Kommoden der älteren Menschen, die aufgrund ihrer kompakten Grössen meist Einzug in deren private Zimmer erhalten. Die visuelle Analyse dieser Artefakte macht deutlich, dass die Möbel durchaus keine einheitliche Gestaltung aufweisen, sondern dass ihre Formensprachen sehr unterschiedlich sind.

6.6 Visuelle Analyse: Die Kommode

Kommoden der italienischstämmigen Bewohnenden



Kommoden der übrigen Bewohnenden



An der Studie beteiligten sich vier Personen, die nicht aus Italien stammten. Der Vergleich der Gestaltung ihrer Kommoden mit den Kommoden der italienischstämmigen Bewohnenden ist darum nicht repräsentativ. Die Abbildung der Möbel macht jedoch deutlich, dass deren Gestaltung nicht einheitlich ist und zwar auch bei Möbeln, die im Besitz der gleichen Person sind. So stammen beispielsweise das schwarze Fernsehmöbel auf dieser Seite sowie die rechts davon abgebildete hohe braune Kommode mit der Nachttischleuchte aus dem Zimmer von Frau Ney. Während das eine Möbel aus schwarz beschichteten Spanplatten besteht, eine reduzierte Gestaltung aufweist und mit Metallgriffen und -füßen versehen ist, besteht das andere aus natur lackiertem, dunklem Holz, ist mit Kassettentüren und -schubladen versehen und wirkt, als stamme es aus einer vergangenen Zeit.

Auch die Kommoden der italienischstämmigen Bewohnenden unterscheiden sich in ihrer Gestaltung. Unter ihnen befinden sich schlichte, zeitgemässe Möbel aus hellem Schichtholz, Kommoden, die die Formensprachen der 1950er und 60er Jahre aufweisen sowie massive Antikmöbel. Trotz ihrer unterschiedlichen Gestaltung haben die Kommoden bezüglich Material und Farbe etwas gemeinsam: Sie alle weisen naturfarbene Holzoberflächen auf, deren Farbskala von mittel- bis dunkelbraunen Farbtönen reicht. Die Möbel wirken dadurch massiver, aber nicht unbedingt schwerfälliger. Insbesondere die antiken Möbel entlang des linken unteren Bildrandes wirken durch ihre geschwungenen Fussformen leichter als die darüber abgebildeten Kommoden.

6.7 Die Bedeutung der persönlichen Dinge

Nebst funktionalen und gestalterischen Aspekten sind es vor allem andere Eigenschaften, die dazu beitragen, dass einige persönliche Artefakte von ihren Besitzern besonders wertgeschätzt werden und deshalb deren Umzug in eine betreute Wohnform begleiten. Da persönliche Dinge oftmals mit der Biografie ihrer Besitzer verbunden sind, können sie eine starke emotionale Wirkung auf sie ausüben. Im Folgenden sollen anhand ausgesuchter Einrichtungselemente die verschiedenen Bedeutungsebenen der persönlichen Artefakte aus den Zimmern der Bewohnerinnen und Bewohner beschrieben und untersucht werden.

Signora Pozzis Kommode: Symbol der Familienbande

Signora Pozzi ist eine 92-jährige Dame, die vor einigen Jahren gemeinsam mit ihrem Ehemann in ein Zimmer der „mediterranen“ Wohngruppe im Alters- und Pflegeheim Buchmatt gezogen ist. Nach nur einer Woche am neuen Wohnort verstarb ihr Mann. Signora Pozzi wohnt nun alleine in dem grossen, hellen Raum, der dank seiner grosszügigen Fensterfront mit viel Tageslicht versorgt wird. In diesem Raum befinden sich ausser dem institutionellen Standardmobiliar auch einige persönliche Möbel der alten Dame. Ein eingesessenes, indigofarbenes Ledersofa, das Signora Pozzi vor einigen Jahren von ihrem Sohn geschenkt bekommen hat, steht in Fensternähe. Auf ihm liegen zwei mit Tiermotiven handbestickte Zierkissen, die die Schwiegertochter der Bewohnerin eigens für sie angefertigt hat. Auf der Rückenlehne des Sitzmöbels hat neben einem Kissen mit weissem Spitzenbezug ein kleiner Stoffhund Platz genommen. Neben dem Sofa befindet sich ein zierlicher Serviertisch aus den 1960er Jahren. Sein filigraner, schwarzer Metallrahmen steht auf vier kleinen Rollen. Das eckige Gestell hält zwei Ablagen aus dunklem, versiegeltem Holz, auf denen Vasen, ein Spitzendeckchen und eine fein gekleidete Puppe ausgestellt sind. Unterhalb der Fensterfront steht ein Küchentisch mit Beinen aus rundem Stahlrohr, die Tischfläche ist mit einer weiss-blauen Blumentischdecke bedeckt. An das Küchenmöbel sind zwei moderne, leicht wirkende Esszimmerstühle geschoben, die auf dünnen Beinen aus Vierkantstahlrohr stehen und mit dunkelblauem (Kunst-)Leder bezogen sind. Ein dritter Esszimmerstuhl, mit einer abgerundeten Rückenlehne aus dunklem Holz, steht neben dem funktionalen Pflegebett und hebt sich davon durch seine klassisch geschwungene Formensprache ab. Auf seiner mit braunem Samt gepolsterten Sitzfläche liegt zusammengefaltet eine bunte, handgehäkelte Decke.

Ein Möbel sticht in diesem mit unterschiedlichsten Einrichtungsgegenständen versehenen Raum hervor: eine antike Kommode. Das dunkle, auffällig gemaserte Möbel aus Nussbaumholz ist neben dem hellen Nachttischschrank an der Wand platziert. Sein rechteckiger Korpus steht auf gedrechselten Füßen und verfügt über vier Schubladen, die mit silbernen Beschlägen kunstvoll verziert sind. Die Kanten der abgerundeten Ablagefläche sind umlaufend profiliert, die Ecken mit geschnitzten Ornamenten versehen. Auf der Kommode befinden sich ein silberfarbener Flachbildfernseher sowie ein weisser Teddybär, der auf einem Stapel italienischer Wochenzeitschriften Platz genommen hat. Die Erinnerungsfotos an ihren verstorbenen Ehemann sind zusammen mit weiteren Bildern ihrer Familienmitglieder gut sichtbar in zwei Bilderrahmen auf der Ablage des Möbels aufgestellt. Sie stehen auf einem handgehäkelten Spitzendeckchen – ebenfalls ein Geschenk ihrer Schwiegertochter.

Das antike Möbel, das Signora Pozzi gemeinsam mit ihren anderen persönlichen Dingen an ihren jetzigen Wohnort mitgenommen hat, ist ein Familienerbstück. Die Kommode ist zugleich Ausstellungs- und Aufbewahrungsort für diejenigen Dinge, die der alten Dame am



„Si è la quinta famiglia, è sano, non è marcio, tutto sano, anche se lei vede dentro, vede com'è e, com'è il legno, pulito, pulito tutto ... è tutto sano, guardi in fondo.”

Signora Pavoni

Herzen liegen und ihre Verbundenheit mit der eigenen Familie bezeugen. In den vier Schubladen des Möbels bewahrt Signora Pozzi nebst ihrer Wäsche auch Fotoalben und sonstige persönliche Gegenstände auf. Als sie jede einzelne Schublade öffnet und deren Inhalt vorführt, weist sie stolz darauf hin, dass sich das Möbel bereits in der fünften Generation im Besitz der Familie befindet.

„Si è la quinta famiglia, è sano, non è marcio, tutto sano, anche se lei vede dentro, vede com'è e, com'è il legno, pulito, pulito tutto ... è tutto sano, è tutto sano, guardi in fondo.“²⁰²

Als Kind von lombardischen Weinbauern wuchs Signora Pozzi in einer Grossfamilie auf. Diese bestand aus drei Kernfamilien mit insgesamt 24 Kindern, die alle gemeinsam auf einem Anwesen auf dem familieneigenen Rebberg in Norditalien lebten. Die dunkle Kommode wurde als Familienerbstück von Generation zu Generation weitergegeben und aus diesem Grund bedeutet das Möbel der älteren Dame sehr viel. Trotz ihres hohen Alters ist die Kommode auch heute noch sehr gut erhalten. Auf den einwandfreien Zustand des Erbstücks ist die alte Dame sichtlich stolz, denn immer wieder weist sie während des Gesprächs darauf hin. Die tadellose Beschaffenheit des Möbels zeugt offensichtlich davon, dass ihre jeweiligen Besitzer sie über die Jahrzehnte hinweg mit grosser Sorgfalt behandelt haben. Und so ist es auch Signora Pozzi, als derzeitige Besitzerin, sehr wichtig, dass sie diese Familientradition weitergeführt hat. Das Möbel hat sie während ihres gesamten Lebens begleitet und steht heute wohlbehalten an ihrem letzten Wohnort, in ihrem Zimmer in der Alterseinrichtung. Als Testament materialisierter Familiengeschichte²⁰³ ist das Möbel ein „Schrein, der feierlich und würdevoll der Vergangenheit huldigt“ (Miller 2010: 53). Die Kommode steht für die Kontinuität der Familie und verkörpert die Zugehörigkeit der älteren Dame zu dieser (Gibson 2004; Turan 2003; Parkin 1999; Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton 1981). Das Möbel stellt eine adäquate Bühne dar, auf der weitere Artefakte präsentiert werden, die die Familienverbundenheit von Signora Pozzi belegen. Die Artefakte stehen für die Beziehungen der alten Dame zu verschiedenen Familienmitgliedern aus verschiedenen Generationen (Gibson 2004: 285). Als „memento mori“ (Sontag 1977: 15) erinnert die Kommode mit ihrer historischen Formensprache an verstorbene Personen, die das Möbel bereits ihr eigen nennen durften. Gleichzeitig verweist ihre Unversehrtheit auf ihre zukünftigen Besitzer und somit auf den Fortbestand der Familie. Auch wenn das Alter seine Spuren an der heutigen Besitzerin hinterlassen hat: der gut erhaltenen Kommode konnte es kaum etwas anhaben. Das gepflegte Holz, ohne Kratzer oder beschädigte Stellen, die funktionstüchtigen Schubladen, die sich auch nach so vielen Jahren nahezu mühelos öffnen lassen, all dies versichert der älteren Frau, dass das Möbel auch nach ihrem Tod fortbestehen und ihre Existenz als Teil der Familie bezeugen wird. Denn so wie die Kommode bereits einige Familienmitglieder überdauerte, wird sie vermutlich auch nach dem Tod von Signora Pozzi im Familienbesitz bleiben und ihre Funktion als Bindeglied zwischen den Generationen beibehalten.

202 „Ja, sie befindet sich in der fünften Generation, sie ist heil, nicht morsch, alles heil, auch wenn Sie hineinschauen, schauen Sie, wie sie ist, wie das Holz ist, sauber, alles sauber ... es ist alles heil, es ist alles heil, schauen Sie da vorne.“ Interview mit Signora Pozzi am 2. August 2012.

203 Vgl. hierzu auch Hecht (2001: 143).

Übergangsobjekte – Begleiter während der Migration

Das Beispiel von Signora Pozzi beschreibt die enge Beziehung einer älteren Dame zu einem wertgeschätzten Objekt, das sie über Jahre hinweg auf verschiedenen Lebensstationen begleitet hat. Diese bedeutungsvolle und affektive Verbindung zu einem Artefakt wird im englischen Sprachraum mit dem Begriff *attachment* beschrieben, wonach die Nähe zu einem wertgeschätzten Gegenstand (oder Ort) seinem Besitzer ein Gefühl von Sicherheit vermitteln kann (Cookman 1996: 228; Bowlby 1980). Diese besondere Bindung ist von den persönlichen Erfahrungen und Werten sowie von der Biografie der betreffenden Person geprägt.

Die oben beschriebenen Aspekte sind Grund dafür, dass Signora Pozzi eine besonders enge Bindung zu ihrer Kommode hat. Die Symbolkraft des Möbels als Verbindungselement zur eigenen Familie wurde durch die Migration seiner Besitzerin noch bestärkt. Als junge Frau nahm Signora Pozzi nämlich die alte Kommode während ihres Umzugs von Italien in die Schweiz mit und transferierte somit einen materiellen Teil ihres alten Zuhauses an ihren neuen Wohnort in der Fremde. Hier erinnerte sie das vertraute Möbel an ihre Wurzeln in der Ferne und repräsentierte auch über die Distanz ihre Verbindung und Verbundenheit zur ihrer Familie.

Die Tatsache, dass Signora Pozzi dieses Artefakt für ihre Migration in die Schweiz ausgesucht hat, macht das Möbel zu einem sogenannten *Übergangsobjekt*. Der von Winnicott (1993) geprägte Begriff (*transitional object*) bezeichnet in seiner ursprünglichen Bedeutung Objekte, die dem Kleinkind bei seinem Ablösungsprozess von seiner Mutter behilflich sind. Das Schmutzsetuch oder der Teddybär repräsentieren laut Winnicott in dieser frühkindlichen Phase den Übergang zwischen dem Stadium, in welchem sich das Kleinkind als eine Einheit mit seiner Mutter wahrnimmt und dem Stadium, in welchem es erkennt, dass die Mutter eine externe Realität ist (ebd.: 25). Übergangsobjekte machen diese Trennung für das Kind erträglich und trösten es, wenn die Mutter nicht in seiner unmittelbaren Nähe ist.

Die Fähigkeit von vertrauten Artefakten, ihren Besitzern in einschneidenden Lebenssituationen Trost, Halt und Sicherheit zu spenden, beschränkt sich jedoch nicht nur auf Kleinkinder. In der Psychologie geht man davon aus, dass wertgeschätzte Objekte auch Erwachsenen den herausfordernden Übergang zwischen zwei Lebensphasen erleichtern können (Habermas 2012). Ein solcher Übergang war beispielsweise auch die Migration von Signora Pozzi, die ihre Heimat Italien in jungen Jahren verliess, um in der Schweiz Arbeit zu finden. Ihre alte Kommode stand ihr als treue Weggefährtin während dieser Zeit zur Seite, bildete einerseits eine materielle Verbindung zu ihrer Heimat und ihrem gewohnten Umfeld und unterstützte sie andererseits dabei, sich auf das neue und noch wenig vertraute Umfeld einzulassen. Dem Möbelstück kam somit gemäss Gibson (2004) in einer von Unsicherheit und möglicherweise auch von Trauer begleiteten Lebensphase eine bestimmte Aufgabe zu:

„[...] transitional objects are both a means of holding on and letting go.“²⁰⁴

Wertgeschätzte Objekte aus der eigenen Heimat können ihre Besitzer in der Fremde dabei unterstützen, deren persönliche Identität aufrechtzuerhalten (Turan 2003: 465). Dies gelingt ihnen aufgrund ihrer Bedeutung für die kulturelle Identität und ihrer Erinnerungskraft für die Betroffenen. Vor allem für die erste Generation von Migrantinnen und Migranten spielen diese persönlichen Objekte eine wichtige Rolle bei der Adaption an ihr neues Umfeld.

„For the first generation, the personal objects offer the possibility of their re-personalization after the experience of relocation, serving as the condensation of

204 Gibson (2004: 288).

all the lost emotions and of their former material environment.“²⁰⁵

Übergangsobjekte – Begleiter in der Alterseinrichtung

Die Migrationserfahrung teilen alle Bewohnerinnen und Bewohner der „mediterranen“ Alters-einrichtungen in der Schweiz. Während dieser einschneidenden Lebensphase liessen sie viele persönliche Dinge in der Heimat zurück und einige wenige nahmen sie auf ihre ungewisse Reise in die Ferne mit. Diese Artefakte begleiteten sie dabei, als sie ihr gewohntes Umfeld aufgeben mussten, um sich einem neuen zuzuwenden. Am neuen Wohnort waren die vertrauten Objekte materielle Ankerpunkte, von denen aus sie ihr neues Umfeld erkunden und sich darauf einlassen konnten (Bosch 2012; Wapner et al. 1990). Diese prägende Erfahrung liegt bei den alten Menschen bereits viele Jahre zurück, und das damals möglicherweise fremd wirkende Umfeld wurde auch ihnen im Verlauf der Zeit immer vertrauter. Viele der Bewohnerinnen und Bewohner lebten mehrere Jahrzehnte in der gleichen Schweizer Stadt, im gleichen Viertel, in der gleichen Strasse, in der gleichen Wohnung mit den gleichen Menschen. Mit der Einschränkung ihrer körperlichen Fähigkeiten mussten sie im hohen Alter dieses gewohnte Umfeld erneut verlassen. Dieses Mal fand ihr Umzug jedoch nicht über Landesgrenzen hinweg statt, sondern von ihrer vertrauten Wohnung in eine betreute Wohnform. Zum wiederholten Mal machten sie die einschneidende Erfahrung, sich an eine neue, fremde Umgebung gewöhnen zu müssen. Nur dass sie dieses Mal nicht nur ihr vertrautes Umfeld, sondern auch ihre körperliche Unabhängigkeit aufgeben und sich in die Obhut fremder Menschen begeben mussten. Auch bei diesem schwierigen Übergang in einen neuen Lebensabschnitt mussten die Betroffenen wertgeschätzte Dinge zurücklassen und einige wenige ausgewählte Artefakte begleiteten sie. Signora Pozzi beispielsweise wurde bei ihrem Umzug in die Alterseinrichtung erneut von ihrer lieb gewonnenen Kommode begleitet. Platziert in ihrem privaten Zimmer kann das Möbelstück ihr ein weiteres Mal dabei helfen, sich am neuen Wohnort zurechtzufinden und sich dabei ihrer eigenen Wurzeln zu besinnen (Sherman und Newman 1977–78: 182). Auch hier erinnert sie das alte Artefakt an Orte, Menschen und ihre Beziehungen zu diesen, die allesamt Teil ihrer persönlichen Biographie sind.

Artefakte als Trauerbegleiter

Übergangsobjekte helfen also ihren Besitzern dabei, die Distanz zu Vertrautem emotional zu bewältigen. Dieser Prozess kommt einem Abschied gleich, bei dem die betreffende Person ein gewohntes Umfeld und mit diesem auch ihre sozialen Beziehungen und gewohnten Verhaltensweisen zurücklassen muss. Der Verlust, den Menschen während der Migration oder auch während eines Heimeintritts erfahren, kann für sie eine grosse emotionale Herausforderung darstellen. Nicht selten begleiten Gefühle wie Trauer, Wehmut oder Melancholie diese einschneidenden Lebensphasen (Heeg 2000). Artefakte können für den Umgang mit diesen Gefühlen eine wichtige Rolle spielen. Gibson (2004) bezeichnet Objekte, die den Trauerprozess ihres Besitzers begleiten, beispielsweise als sogenannte *melancholy objects*. Diese „Objekte der Melancholie“ spielen vor allem dann eine Rolle, wenn sie ihren Besitzer an eine nahestehende verstorbene Person erinnern. Durch das Hinscheiden eines Menschen wird ein Artefakt, zu dem die betreffende Person ein besonderes Verhältnis hatte oder das für die Beziehung zwischen dieser Person und ihrem Hinterbliebenen steht, für diesen mit Bedeutung aufgeladen. Sowohl der Lieblingspullover des verstorbenen Partners als auch die von der ver-

205 Turan (2003: 467).

storbenen Grossmutter geschenkten Ohrringe können demnach zu *melancholy objects* werden (ebd.). Nebst ihrer Fähigkeit, an eine verstorbene Person zu erinnern, erinnern *melancholy objects* darüber hinaus ihre Besitzer auch an die Trauer, die sie aufgrund des erlittenen Verlusts empfanden.

„Melancholy objects are conceptualized as objects that memorialize mourning.“²⁰⁶

Gibsons Definition der *melancholy objects* soll hier auch auf andere Lebensphasen erweitert werden, während derer Menschen einen Verlust bewältigen müssen. Zu diesen zählen sowohl die Migration als auch ein Umzug in eine betreute Wohnform. Bei beiden Erlebnissen können Artefakte sentimentale Gefühle kultivieren, die mit dem Verlust eines vertrauten Ortes oder vertrauter Menschen verbunden sind. Indem sie die Erinnerung an diese Orte, Menschen sowie an das Ereignis selbst bei ihren Besitzern wachhalten, werden *melancholy objects* zu wichtigen Begleitern des Trauerprozesses, der mit dem Übergang zwischen zwei Lebensphasen einhergehen kann.

„[...] the melancholy object as a memorialized object could also signify the in-completion of mourning – a reminder that grief never entirely goes away. The melancholy object is then the affective reminder or residual trace of sadness and longing in non-forgetting.“²⁰⁷

Melancholy objects können laut Gibson Artefakte wie beispielsweise Schmuck-, Kleidungsstücke oder auch Fotografien sein. Letztere bieten sich geradezu an, an Vergangenes zu erinnern, da sie Menschen und Orte abbilden können und deren Abbild somit für die Zukunft haltbar machen. Vor allem Familienfotos, die in den privaten Zimmern der Heimbewohnerinnen und -bewohner sehr häufig zu sehen sind, wecken bei ihren Besitzern oftmals wehmütige Erinnerungen, insbesondere dann, wenn die darauf abgebildeten Personen bereits verstorben sind. Doch auch andere Motive können eine ähnliche affektive Wirkung haben, die von Roland Barthes als *punctum* bezeichnet wird (Barthes 1989). Als „Stich, kleines Loch, kleiner Fleck, kleiner Schnitt“ (ebd.: 36) hinterlasse dieses eine „Wunde“ beim Betrachter (ebd.: 25).

„Das *punctum* einer Photographie, das ist jenes Zufällige an ihr, das *mich besticht* (mich aber auch verwundet, trifft).“²⁰⁸

Das *punctum* bewirke, dass das auf der Fotografie Abgebildete (der *Referent*) den Betrachter (*spectator*) in besonderer Weise anspricht:

„Die PHOTOGRAPHIE ist, wörtlich verstanden, eine Emanation des Referenten. Von einem realen Objekt, das einmal da war, sind Strahlen ausgegangen, die mich erreichen, der ich hier bin; die Dauer der Übertragung zählt wenig; die Photographie des verschwundenen Wesens berührt mich wie das Licht eines Sterns. Eine Art Nabelschnur verbindet den Körper des photographierten Gegenstandes mit meinem Blick [...].“²⁰⁹

206 Gibson (2004: 286).

207 Gibson (2004: 289).

208 Barthes (1989: 36); Hervorhebung im Original.

209 Barthes (1989: 90 f.); Hervorhebung im Original.

Durch die Fotografie wird dem Betrachter demnach die Vergänglichkeit des Abgebildeten vor Augen gehalten. Sontag bezeichnet Fotografien deshalb auch als *memento mori*, als ein Symbol der irdischen Vergänglichkeit:

„Jede Fotografie ist eine Art *memento mori*. Fotografien bedeuten teilnehmen an der Sterblichkeit, Verletzlichkeit und Wandelbarkeit anderer Menschen (oder Dinge). Eben dadurch, daß sie diesen einen Moment herausgreifen und erstarren lassen, bezeugen alle Fotografien das unerbittliche Verfließen der Zeit.“²¹⁰

Fotografien einer nahestehenden Person, des Elternhauses oder eines sonstigen Ortes, der für den Betrachter mit Erinnerungen beladen ist, können diesen emotional berühren. Vor allem dann, wenn sich die auf den Fotografien abgebildeten Menschen, Dinge oder Orte in unerreichbarer Distanz befinden, wie dies oftmals bei Heimbewohnenden mit Migrationshintergrund der Fall ist. Durch Migration werden persönliche Beziehungen zu Orten und Menschen verändert. Die Verbundenheit zu einem bestimmten Ort wird durch die Migration nicht geschwächt, sie muss sich nur durch die Erinnerung an ihn nähren. Sich einstmals nahestehende Menschen müssen aufgrund der Migration den gegenseitigen Kontakt über Distanzen pflegen. Solange die betreffenden Personen gesund und mobil sind, können diese Distanzen unter Umständen bewerkstelligt werden. Sobald sie jedoch aufgrund ihrer gesundheitlichen Verfassung an einen Ort – im konkreten Fall an das Altersheim – gebunden sind, wird die Kontaktpflege zunehmend erschwert. Fotografien halten dann die Erinnerungen an vertraute Menschen, Orte oder Dinge aus der Vergangenheit wach und bezeugen die Beziehungen, die ihre Besitzer zu ihnen hatten. Aus diesem Grund haben beispielsweise für Frau Ney, eine 80-jährige Bewohnerin der Regelwohngruppe, ein paar Fotografien, die über ihrem Nachttischschränkchen hängen, eine besondere Bedeutung. Die Bilder, auf denen kanadische Landschaften dargestellt sind, hat die alte Dame von ihren beiden Schwestern erhalten. Während Frau Ney bereits in jungen Jahren aus dem Elsass in die Schweiz gezogen war, emigrierten ihre beiden Schwestern nach Kanada, wo sie bis heute mit ihren Familien leben. Nur einmal besuchte die alte Dame ihre Schwestern in deren Wahlheimat. Gemeinsam mit ihrem Ehemann und ihren beiden Kindern reiste sie für zwei Monate nach Montreal und lernte dabei das Land kennen.

„[...] ich war dort ... im '76 ... es war die Weltausstellung ... da haben sie viel, viel investiert in Montreal ... sie haben, ... der Saint Lorenz-Strom, den haben sie mit [einem] Kai ... hochgemacht, so dass sie [...] auf das Kies, ... oben drauf [laufen konnten] ... Ja, ja. Nein, Montreal find' ich sehr schön [...].“²¹¹

Seit Frau Ney in der Alterseinrichtung lebt, wurde sie zwar von der jüngeren der beiden Schwestern besucht, ihre ältere Schwester ist hierzu jedoch nicht mehr in der Lage.

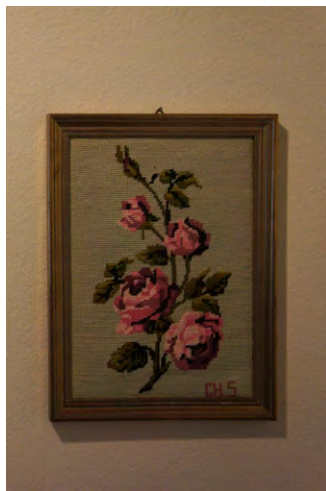
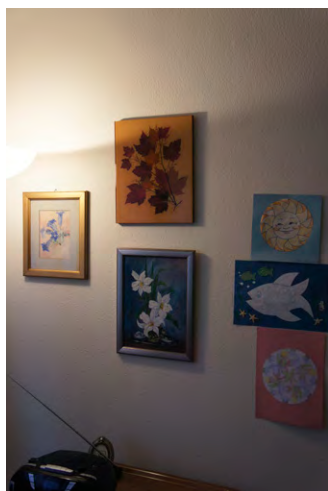
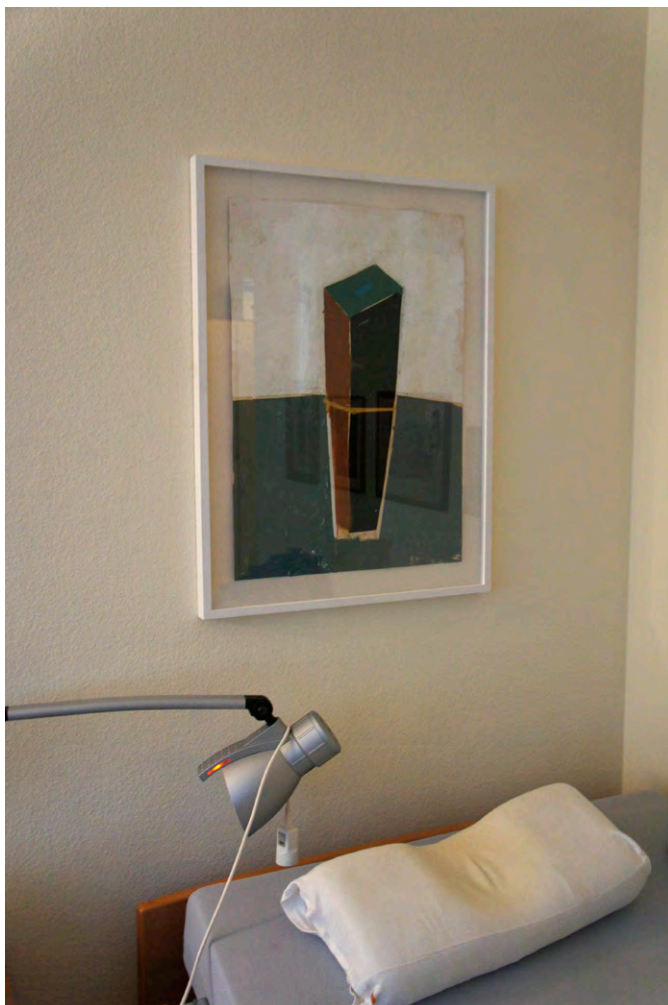
„Sie ist auch ... nicht mehr ... so fit. Das ist halt im Alter, im Alter sollte man Gesundheit haben und ... finanziell gut stehen.“²¹²

Führten in den vergangenen Jahren vermutlich die hohen Reisekosten dazu, dass sich die drei Schwestern nur selten getroffen haben, ist es heute ihre gesundheitliche Verfassung, die ein Wiedersehen erschwert beziehungsweise unmöglich macht. Die Beziehung zu ihren Geschwistern ist für Frau Ney nach dem Tod der eigenen Eltern umso wichtiger geworden:

210 Sontag (1978: 21); Hervorhebung im Original.

211 Interview mit Frau Ney am 15. Januar 2013.

212 Interview mit Frau Ney am 15. Januar 2013.



„Ich hatte einen Park vor mir und ich konnte die grünen Bäume sehen ...“

Frau Ney

„Sie fehlen mir sehr, meine Schwestern. Besonders da ich auch keine Eltern mehr habe ... weil sie gestorben sind, beide.“²¹³

Der persönliche Kontakt zu den beiden Schwestern wird sich in Zukunft zunehmend auf die wöchentlichen Telefonate beschränken. Ihre gemeinsame Zeit in Kanada hat die alte Dame jedoch in bester Erinnerung behalten. Täglich wird sie von den Landschaftsfotografien, die sie von ihren Schwestern erhalten hat, daran erinnert. Die neben dem Bett platzierten Abbildungen wecken bei Frau Ney wehmütige Erinnerungen an eine vergangene Zeit und sind doch mehr als blosser Erinnerungsträger. Gemäss Drazin und Fröhlich (2007) bezeugen sie die enge Beziehung, die Frau Ney mit ihren beiden Schwestern trotz der inzwischen unüberwindbaren Distanz verbindet:

„[...] these objects [: *photographs*] are surrounded by relationships and social processes. [...] they are shared, and the family is constituted by, among other things, the sharing of these photographs.“²¹⁴

Fotografien, wie diejenigen von Frau Ney, sind eine „Schablone des Wirklichen“ (Sontag 1978: 142) und ermöglichen, dass ihre Besitzer „das Surrogat einer geliebten Person oder eines geschätzten Gegenstandes besitzen“ (ebd.: 143). Anders verhält es sich laut Sontag bei Gemälden:

„Niemand hat angesichts eines Bildes von der Staffelei das Gefühl, dieses Bild sei von der gleichen Substanz wie sein Gegenstand.“²¹⁵

Und dennoch können Gemälde und andere bildhafte Darstellungen wie auch Möbel und Objekte bei ihren Besitzern eine vergleichbare Wirkung erzielen. Dies, wenn das abgebildete Motiv auf eine nahestehende Person, einen wertgeschätzten Gegenstand oder Ort verweist, oder das Artefakt selbst mit persönlichen Erinnerungen seines Besitzers in Verbindung gebracht wird. In den Zimmern der Bewohnerinnen und Bewohner von Alterseinrichtungen sind es oftmals solche Artefakte, die Einzug erhalten. Sie sind eng mit der Biografie ihrer Besitzer verknüpft und haben für diese oftmals einen hohen emotionalen Wert. Bilder, Möbel und Objekte konservieren ihre persönlichen Erinnerungen an Personen, Orte und Dinge, von denen sie in ihrer Vergangenheit bereits Abschied nehmen mussten. Im Zimmer von Signora Freiberger hat beispielsweise ein kleiner, unscheinbarer Keramikteller, auf dem der Zeitglockenturm der Schweizer Gemeinde Hauptwil abgebildet ist, einen besonderen Platz verdient. Die italienischstämmige Bewohnerin der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt bewahrt das Geschirrstück gemeinsam mit goldgerahmten Farbfotografien ihrer Enkelkinder und ihres verstorbenen Mannes in einer Vitrine auf. Der Teller ist ein Souvenir ihres ersten Arbeitsortes in der Schweiz, wo sie nach ihrer Ankunft aus Italien in einer Textilfabrik berufstätig war. Es ist aber auch ein Souvenir des Ortes, an dem sie vor vielen Jahren ihren späteren Schweizer Ehemann kennengelernt hatte.

„Li è in dove che io ho trovato marito ...“²¹⁶

213 Interview mit Frau Ney am 15. Januar 2013.

214 Drazin und Fröhlich (2007: 52).

215 Sontag (1978: 143).

216 „Das ist dort, wo ich meinen Mann gefunden habe ...“ Interview mit Signora Freiberger am 2. August 2012.

Der Teller ist Mittler ihrer persönlichen Erinnerungen an ihr Arbeitsleben und die gemeinsame Zeit mit ihrem Ehemann. Hinter Glas und vor Staub geschützt bewahrt er die Erinnerungen an diese abgeschlossenen Lebensabschnitte auch an ihrem letzten Wohnort.

Ebenfalls Erinnerungen an den geliebten Ehepartner löst das Abbild eines besonderen Ortes im Zimmer eines weiteren Heimbewohners aus. Herr Kälin ist ein 88-jähriger Schweizer Bewohner der Regelwohngruppe und verbringt aufgrund seiner schlechten körperlichen Verfassung die meiste Zeit in seinem Bett. Über diesem hängt eine goldgerahmte Radierung, die einen bestimmten Ort aus der Vergangenheit des alten Mannes darstellt: es ist das Standesamt, in welchem er und seine Frau vor langer Zeit geheiratet haben.

„[...] wir hatten noch das Glück, hier zu heiraten. [...] Das ist also original ... ich habe also Freude, dass ich das habe.“²¹⁷

Herrn Kälin's Frau ist bereits vor einigen Jahren verstorben und es scheint, als löse nur dieses Bild Erinnerungen an sie aus. Auch beim Anblick seiner persönlichen Möbel, die der gelernte Drechsler bei seinem Umzug ins Heim mitgenommen hat, werden Erinnerungen an ihre gemeinsame Zeit wachgerufen.

„Der Schrank ist von der [meiner] Frau. [...] als wir geheiratet haben ist der Schrank im Keller unten gewesen, und dann hat die Frau [...] teilweise mitgeholfen [...] ja, also, so einen Tipp gegeben. Den habe ich zweimal gemalt. Im Keller, wo wir gewohnt haben später, habe ich alles abgelaugt und hab' ihn selber angemalt ...“²¹⁸

Der grosse Bauernschrank ist also ein „Gemeinschaftsprojekt“ des Ehepaars Kälin, an dessen Ausarbeitung sich der alte Mann gerne zurückerinnert. In seiner Gestaltung unterscheidet sich der Kleiderschrank sehr deutlich vom Mobiliar, welches die Alterseinrichtung dem Bewohner in seinem Zimmer zur Verfügung gestellt hat. Detailliert aufgemalte Blumenmotive heben sich leuchtend bunt von den blauen Schranktürrahmen hervor. Auf den blau bemalten Korpus des Schrankes wurden mit viel Liebe zum Detail weisse Rankenornamente in feinen Linien appliziert. Die aufwändigen Bauernmalereien beschränken sich jedoch nicht nur auf den imposanten Kleiderschrank. Auch andere persönliche Einrichtungsgegenstände in Herrn Kälin's Zimmer sind in diesem Stil bemalt und zeugen davon, dass diese gestalterische Tätigkeit eine Leidenschaft des Bewohners gewesen sein muss. Gegenüber seinem Bett ist beispielsweise eine dunkelgrüne Kommode aufgestellt, die Herr Kälin vor langer Zeit mit roten Rosenmotiven bemalt hat. Daneben steht auf drei Beinen ein brauner Holzhocker, dessen runde Sitzfläche ebenfalls mit bunten Blumenmotiven verziert ist. All diese Möbel liegen Herrn Kälin jedoch nicht nur deshalb am Herzen, weil sie Ausdruck seiner kreativen Leidenschaft sind. Er schätzt sie auch deshalb, weil sie ihn an eine ganz besondere Person erinnern, die ein wichtiger Teil seines Lebens war:

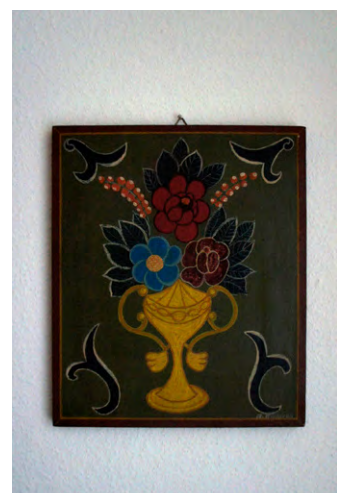
„[...] mir gefallen die Möbel sowieso, weil sie teilweise von der [meiner] Frau sind.“²¹⁹

Sowohl bei Frau Pozzi als auch bei Frau Ney, Frau Freiburger und Herrn Kälin tragen persönliche Artefakte dazu bei, die Erinnerungen der Heimbewohnenden an vergangene Erfahrungen

217 Interview mit Herrn Kälin am 15. Januar 2013.

218 Interview mit Herrn Kälin am 15. Januar 2013.

219 Interview mit Herrn Kälin am 15. Januar 2013.



„[...] mir gefallen die Möbel sowieso, weil sie teilweise von [meiner] Frau sind.“

Herr Kälin

und soziale Beziehungen wachzuhalten. Frau Pozzis Kindheit inmitten ihrer Grossfamilie und ihre spätere Migration in die Schweiz, Frau Neys Ferien in Kanada bei ihren geliebten Schwestern, Frau Freibergers Berufstätigkeit in der Fabrik und ihr gemeinsames Eheleben mit ihrem Mann, Herrn Kälins geteilte Zeit mit seiner Ehefrau und die langjährige Ausübung der Bauernmalerei: All diese Lebensabschnitte sind abgeschlossen. Durch ihre Präsenz halten wertgeschätzte Bilder, Möbel und Objekte ihren Besitzern die Vergänglichkeit dieser persönlichen Erfahrungen und Beziehungen und somit auch die Vergänglichkeit ihres eigenen Lebens vor Augen. Im Sinne von Gibson (2004) begleiten persönliche Artefakte den Trauerprozess, den ihre Besitzer mit dem Abschied von diesen Erfahrungen und den damit verbundenen Dingen, Orten und Menschen erleben können, und helfen gleichzeitig dabei, diese Erfahrungen in die neue Lebenssituation ihrer Besitzer im Heimalltag zu integrieren.

Möbel als Spiegel der persönlichen Lebenssituation

Betrachtet man das persönliche Mobiliar der Bewohnerinnen und Bewohner in den „mediterranen“ Alterseinrichtungen näher, so scheinen Familienerbstücke, wie die Kommode von Signora Pozzi, eher eine Ausnahme zu sein. Die meisten Möbelstücke wurden im Laufe der letzten Jahrzehnte von ihren Besitzern neu erworben und spiegeln dies auch in ihren unterschiedlichen Formensprachen wider. Ab und zu befindet sich unter den Möbeln ein kostbares Stück, das, wenn es nicht aus dem Familienbesitz der betreffenden Person stammt, von dieser antiquarisch gekauft wurde. Diese Artefakte erfüllten nebst funktional praktischen und ästhetischen Aspekten auch repräsentative Funktionen im ehemaligen Wohnraum ihrer Besitzer. Um die Bedeutung dieser kostbaren Gegenstände für die betreffenden Personen nachvollziehen zu können, soll im Folgenden die Wohnsituation der Bewohnerinnen und Bewohner vor ihrem Umzug in die betreute Wohnform beleuchtet werden.

Die wirtschaftliche Situation in den Herkunftsländern der älteren Menschen war nach dem Zweiten Weltkrieg prekär. So wuchsen die Bewohnerinnen und Bewohner der „mediterranen“ Alterseinrichtungen meist als Kinder von einfachen Bauern und Handwerkern in Armut auf. Bescheidene Wohnverhältnisse mit einfachen Möbeln und wenig kostbaren Gegenständen prägten das Umfeld vieler von ihnen, wie der folgende Ausspruch einer Bewohnerin vor Augen führt:

„[...] ma noi a casa, in Italia non Sì aveva questi mobili vecchi. Noi eravamo una famiglia un po' ... [zögert] non ricca, ecco. [...] E noi si viveva semplice, capisce?“²²⁰

In der Emigration gen Norden sahen viele Arbeitsmigrantinnen und -migranten eine Chance, ihre eigene Lebenssituation und die ihrer Familien zu verbessern. Viele der jungen Menschen aus Italien und Spanien kamen ursprünglich in die Schweiz mit der Absicht, hier nur vorübergehend zu arbeiten und danach mit dem Ertrag ihrer Arbeit wieder in ihre Heimatländer zurückzukehren. Ihre Wohnsituation in der Schweiz war also zunächst eine vorübergehende Lösung, weshalb die betroffenen Personen anfangs auch weiterhin unter einfachen Bedingungen wohnten. Erst im Laufe der Zeit konnten sie ihre finanzielle Situation und damit verbunden auch ihre Wohnsituation verbessern. Einige der Arbeitsmigrantinnen und -migranten investierten folglich in die Inneneinrichtung ihrer Wohnungen und kauften qualitativ hochwertige Möbel „für's Leben“. Diese repräsentativen Artefakte spiegelten einerseits in

220 „[...] zu Hause in Italien hatten wir keine antiken Möbel. Wir waren eine Familie, die etwas ... [zögert] nicht reich war, so. [...] Und wir lebten einfach, verstehen Sie?“ Interview mit Signora Bianchi am 15. Januar 2013.

materieller Hinsicht die Bereitschaft ihrer Besitzer, in ihrer neuen Wahlheimat nun auch langfristig sesshaft zu werden. Andererseits brachten sie den verbesserten Lebensstandard der betroffenen Personen in deren Wohnraum zum Ausdruck. Antiquitäten, die vereinzelt auch in den privaten Zimmern der Bewohnenden zu sehen sind, scheinen sich für die letztere Form der Repräsentation besonders zu eignen. Ihr Alter, die Tatsache, dass sie mit einem hohen Aufwand handgefertigt wurden und ihr Seltenheitswert tragen dazu bei, dass sie allgemein als Statussymbole anerkannt werden und somit Rückschlüsse auf den sozialen Status ihres Besitzers zulassen:

„To qualify as a status symbol, the object might, for instance, be rare. Rarity implies that a thing is difficult to obtain, and therefore it takes a large investment of psychic activity to make or to find.“²²¹

Zudem erfordert der Erwerb einer originalen Antiquität nicht selten auch ein gewisses Mass an finanziellen und zum Teil auch physischen Investitionen. Die folgenden Beispiele zweier italienischstämmiger Bewohnerinnen führen dies vor Augen. Beide Frauen haben eine besondere Beziehung zu ihrem vor vielen Jahren antiquarisch erworbenen Mobiliar, das sie in ihre persönlichen Zimmer am betreuten Wohnort mitgenommen haben.

Antiquitäten als Repräsentanten eines gesteigerten sozialen Status

Im Zimmer von Signora Hämmerli, einer 94-jährigen Dame, steht an einer kargen Wand eine antike Kommode. Es ist das einzige Möbelstück, das die Bewohnerin von ihrer früheren Wohnung in dieses grosse Zweibett-Zimmer mitgenommen hat, welches sie mit Signora Zanetti teilt. Ausser ihrer persönlichen Kommode befindet sich in Signora Hämmerlis Bereich des Zimmers ausschliesslich Standardmobiliar der Altersinstitution. Neben ihrem hellen, funktionalen Pflegebett steht das passende kleine Nachttischschrankchen. Ihre Kleider bewahrt die alte Dame in einer Hälfte des weissen, sechstürigen Kleiderschranks auf, die andere Hälfte wird von ihrer Mitbewohnerin genutzt. Am Fussende von Signora Hämmerlis Bett befindet sich eine Sitzgruppe, die aus zwei modernen, apricotfarbenen Ledersesseln und einem kleinen metallenen Beistelltisch besteht. Diese Möbel sind Eigentum ihrer Mitbewohnerin und markieren den Übergang zu deren Bereich des Zimmers.

Signora Hämmerlis Kommode hebt sich aufgrund ihrer historischen Formensprache vom übrigen Mobiliar im Zimmer deutlich ab. Ihr schlanker, hochformatiger Korpus steht auf vier geschwungenen Beinen. Die Kanten des Möbels sind umlaufend mit einer feinen Leiste profiliert. Die Kommode verfügt über fünf Schubladen, die mit floralen Intarsien und rosettenartigen Griffen kunstvoll verziert sind. Auf der Ablage des antiken Möbelstücks lehnt ein mit Christbaumkugeln geschmückter Weihnachtskranz, daneben stehen eine Holzfigur, die Maria auf dem Esel und ihren Begleiter Joseph darstellt, sowie ein kleiner, hölzerner Diptychon, auf dessen Tafeln Maria mit Kind in goldener Farbe abgebildet sind. Neben einer schlicht geschwungenen, weissen Porzellanvase mit einem roten Seidenblumenbouquet steht in einem rahmenlosen Bilderrahmen aus Plexiglas eine Farbfotografie von Signora Hämmerlis verstorbenen Ehemann. Auch hier dient die Kommode, nebst ihrer Funktion als Aufbewahrungsort, als Präsentationsfläche für Objekte, die einen besonderen Wert für ihre Besitzerin haben.

²²¹ Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton (1981: 30).



„[...] avrei tanti sogni, ma non mi faccia [...]. Un tavolo, in mezzo lì ... con sei sedie. [...] Se faccio un pranzo, allora lo faccio in mezzo là, che è più grande.“

Signora Hämmerli

Doch auch die Kommode selbst hat für Signora Hämmerli eine besondere Bedeutung. Die alte Dame, die wie viele ihrer Mitbewohnerinnen und Mitbewohner in Armut aufwuchs, sagt über ihr Elternhaus:

„E poverini [i genitori], non avevano niente, neanche loro. Eravamo poveri, cosa vuole?“²²²

Der Erwerb des Möbelstücks wurde durch die Verbesserung ihrer finanziellen Einkünfte ermöglicht und um in den Besitz dieses Objekts zu gelangen, scheute die alte Dame offenbar keinen Aufwand. Vor vielen Jahren kaufte Signora Hämmerli die Kommode in Italien und transportierte sie in mehreren Etappen mit dem Auto von Venedig in die Schweiz.

„A Mestre li abbiamo caricati sulla macchina e uno ogni volta che veniva, lo mettavamo la dentro tutto di dietro, ed è arrivato fino a qui. Vede, che è bello.“²²³

Obwohl Signora Hämmerli mittlerweile an Demenz erkrankt ist, sind ihr die Anstrengungen, die sie damals mit dem Transport des Möbels auf sich genommen hat, noch gut in Erinnerung. Durch den Anblick der Kommode ins Bewusstsein gerufen, sind diese Anstrengungen mit ein Grund, weshalb die handgefertigte Rarität aus vergangenen Zeiten als einziges persönliches Möbel in ihrem Zimmer in der Alterseinrichtung steht und die alte Dame auch heute noch erfreut. Das edle Objekt erinnert seine Besitzerin jedoch nicht nur an die Mühen seiner langen Reise, sondern es zeugt – selbst für Aussenstehende sichtbar – auch davon, dass sie eines ihrer persönlichen Ziele in ihrem Leben erreicht hat. Dank der Migration in die Schweiz konnte sie ihre finanzielle Situation verbessern, ihren sozialen Status erhöhen und sich ein Leben ermöglichen, in dem ein solch besonderes Möbelstück einen angemessenen Platz fand. Im Gespräch mit Signora Hämmerli wird deutlich, dass sie jedoch auch noch einen anderen Gegenstand aus ihrer früheren Wohnung bei ihrem Umzug in das Altersheim hätte mitnehmen wollen.

„Peccato, avevo ... il Klavier.“²²⁴

Ihren eigenen Aussagen zufolge wurde das Instrument, an dem früher ihr Sohn musiziert hatte, von diesem bei der Haushaltsauflösung weggegeben. Offenbar war das Instrument in ihrem Haushalt vor allem zu einer Zeit in Gebrauch, als ihr Sohn noch zu Hause bei seinen Eltern lebte. Auch dieses Instrument war ein materieller Beleg dafür, dass die aus Italien stammende Frau durch ihre Migration in die Schweiz in der Lage war, sich selbst und ihrer am neuen Wohnort gegründeten Familie ein Leben in einem „kultivierten Umfeld“ zu ermöglichen. Doch das Klavier musste zum Missfallen der Bewohnerin zurückgelassen werden. Die Tatsache, dass Signora Hämmerli an ihrem letzten Wohnort ihr Zimmer mit einer Mitbewohnerin teilen muss, führte dazu, dass sie sich mit ihrem Mobiliar stark einschränken musste und schliesslich nur die antike Kommode mitnahm.

222 „Die Armen [Eltern], sie hatten nichts, auch sie nicht. Wir waren arm, was wollen Sie da machen?“ Interview mit Signora Hämmerli am 3. August 2012.

223 „Bei Mestre haben wir sie [die Kommode] ins Auto geladen und jedes Mal, wenn jemand kam, haben wir sie [in Teilen] hinten hineingeladen, bis sie schliesslich hier angekommen ist. Schauen Sie, wie schön sie ist.“ Interview mit Signora Hämmerli am 3. August 2012.

224 „Schade, ich hatte ... das Klavier.“ Interview mit Signora Hämmerli am 3. August 2012.

Antiquitäten als Distinktionsobjekte

Während Signora Hämmerli nur ein einziges persönliches Möbel in ihrem Zimmer platziert hat und dieses antiquarische Stück etwas verloren im modernen Umfeld steht, gleicht in einer anderen Alterseinrichtung der persönliche Wohnraum von Signora Muratori einer musealen Inszenierung eines historischen Zimmers.²²⁵ Signora Muratori zog vor fünf Jahren infolge eines Schlaganfalls in die „mediterrane“ Pflegewohnung Isola ein. In nahezu jedem Winkel ihres Einzelzimmers befinden sich antiquarische Kommoden, reich verzierte Holzstühle mit geschwungenen Formen und Beistelltischen. Auf den Ablagen der Möbel schützen weisse Spitzendeckchen die empfindlichen Holzoberflächen, auf ihnen stehen gerahmte Familienfotos, Porzellanfiguren und sonstiger Nippes. Goldumrahmte Bilder hängen in verschiedenen Grössen an den Wänden des Zimmers, den Parkettboden bedecken mehrere orientalische Läufer. Die grosse Anzahl antiquarischer Gegenstände und deren sorgfältig aufeinander abgestimmtes Arrangement im Raum lassen erkennen, dass es der Bewohnerin ein besonderes Anliegen war, diesem Zimmer ihre persönliche Handschrift zu verleihen. Mit viel Liebe zum Detail gelang es ihr, den Raum mit einer stimmigen Inneneinrichtung auszustatten. Anders als viele andere Bewohnerinnen und Bewohner, die aufgrund ihrer gesundheitlichen Verfassung oftmals nicht mehr in der Lage sind, ihre persönlichen Wünsche in Bezug auf die Inneneinrichtung ihres privaten Zimmers kund zu tun, wählte Signora Muratori die von ihr mitgenommenen Gegenstände selbstständig aus,²²⁶ entschied über deren Platzierung am neuen Wohnort und legte dabei sogar selbst Hand an. Die meisten Bilder montierte die alte Dame laut eigenen Angaben alleine an die Zimmerwände, nur bei den grösseren war sie auf die Hilfe ihres Schwiegersohnes angewiesen. Die Beschäftigung mit schönen Einrichtungsgegenständen beschreibt die Bewohnerin als persönliche Leidenschaft, die sie stets verfolgt habe. Davon zeugt die liebevolle Komposition ihrer persönlichen Dinge in ihrem jetzigen Wohnraum. Ohne Zweifel verfügt Signora Muratori über gestalterisches Gespür, das sie für ihren ursprünglichen Berufswunsch benötigt hätte:

„Io c’ho molte idee creative ... mi avrebbe piaciuto fare l’arredatrice, a me! Arredare le case, mi piace molto!“²²⁷

Der berufliche Weg von Signora Muratori vollzog sich jedoch anders. Statt dass sie wie gewünscht Innenarchitektin geworden ist, arbeitete sie zeitlebens als Reinigungskraft. Der Lebenslauf der alten Dame ist, wie sich herausstellt, von ihrer persönlichen, aber auch von der Migration ihrer Familie geprägt. Signora Muratori wuchs als eines von zwölf Kindern in einer grossen Familie in Apulien auf. Gemeinsam mit dieser musste sie die süditalienische Provinz bereits als Kind verlassen, da die wirtschaftliche Situation in diesem Teil des Landes sehr schlecht war und ihr Vater nicht genügend Arbeit hatte, um seine Grossfamilie zu versorgen. Die Binnenmigration von Süd- nach Mittelitalien führte die Familie nach Rom, wo Signora Muratoris Vater schliesslich als Heizungsmonteur arbeitete. Wie zwei ihrer Brüder entschloss sich auch Signora Muratori einige Jahre später erneut zur Migration gen Norden. Dieses Mal zielte der Umzug jedoch – ausserhalb der italienischen Landesgrenzen – in die Schweiz. Nach

225 Historische Zimmer in Museen sind „museale Ausstellungsräume, in denen Raumarchitekturen und Möbel zu einem in unterschiedlichem Masse originalen aber repräsentativen Ganzen zusammengestellt wurden“ (EKD 2006: 2).

226 Signora Muratori sagt über ihre Möbel: „Io avevo bellissimi! Ho scelto i quelli più belli!“ Interview mit Signora Muratori am 29. April 2014.

227 „Ich habe viele kreative Ideen ... es hätte mir gefallen, Innenarchitektin zu werden! Häuser einzurichten, das gefällt mir sehr!“ Interview mit Signora Muratori am 29. April 2014.



„Questo ha cento anni, questo quadro! [...] Costa più di 1000 franchi il quadro, ma è bello!“

Signora Muratori

ihrer Ankunft und auch in den darauffolgenden Jahren arbeitete die junge Migrantin als Reinigungskraft bei den Schweizerischen Bundesbahnen (SBB). Während sie anfangs noch als einfache Putzfrau tätig war, konnte sie sich im Laufe der Zeit weiterqualifizieren und schliesslich die Verantwortung für eine Reinigungsequipe übernehmen. Jahre später erzählt die alte Dame nicht ohne Stolz und mit einem verschmitzten Lächeln, dass sie dank ihrer Arbeit zuletzt mehr verdient habe als ihr verstorbener Ehemann, der als Metzger gearbeitet hatte. Ihre persönliche Leidenschaft, Räume auszugestalten, richtete sie auf ihr eigenes Zuhause und stattete dieses mit zunehmendem Einkommen mit einer Vielzahl von kostbaren Objekten aus. Diese entdeckte und kaufte Signora Muratori auf ihren regelmässigen Touren, die sie selbstständig mit dem Auto unternahm:

„Andava a spasso con la macchina. [...] girava dappertutto e dove prendeva una cosa bella la portava a casa.“²²⁸

Nicht selten befanden sich unter den so erstandenen Gegenständen auch wahre Kostbarkeiten, für die die gepflegte Dame eine beträchtliche Summe bezahlen musste. Für eine kleine antike Holzkommode beispielsweise, die mit messingfarbenen Beschlägen verziert und mit einer Ablage aus rotem Marmor versehen ist, bezahlte sie bereits vor einigen Jahren CHF 1000.–. Dieses Möbel steht nun in ihrem Zimmer in der Alterseinrichtung. Ebenso eine zweite, grössere antike Kommode, für die sie den stolzen Preis von CHF 5000.– bezahlte. Die geschwungene Front des alten Möbels ist mit feinen Intarsien bearbeitet und mit ornamentierten Metallbeschlägen versehen. Nebst ihrem grossen Flachbildfernseher stellt Signora Muratori verschiedene persönliche Objekte darauf aus: ein kleines, gerahmtes Foto ihrer Enkelin, eine grössere Madonnafigur aus Porzellan, eine Schneekugel, in der sich eine Madonna mit Heiligenschein befindet, ein Geige spielender Porzellanengel, ein zusammengefalteter schwarzer Fächer mit goldenen Verzierungen sowie eine winzige Marmortränke, in der drei weisse Keramiktauben nach goldenen Baderperlen picken. Links und rechts neben dem antiken Möbel stehen zwei kleinere Holzkommoden mit historischen Formensprachen. Während Signora Muratori die eine von beiden vor einigen Jahren neu erworben hatte und es sich dabei also um ein zeitgenössisches Möbel in antikem Stil handelt, ist die andere Kommode eine Rarität. Kostbar scheinen auch die Dinge zu sein, die auf den beiden schmalen Aufbewahrungsmöbeln ausgestellt sind. Ein kleiner nackter Porzellanengel schiebt auf der einen Kommode eine mit Streurosen beladene Schubkarre. Auf der anderen befindet sich ein antikes Holztelefon, dessen schwerer Hörer ungebraucht auf einer glänzenden Gabel aus Messing liegt. Signora Muratori war dieses Objekt 400 Schweizer Franken wert und da es offensichtlich weder zum Zeitpunkt seines Erwerbs noch heute zum Gebrauch gedacht war, erfüllt es andere, nicht minder wichtige Funktionen in ihrem Wohnraum. Zum Telefonieren benutzt die alte Dame ein modernes Mobiltelefon, das sie von ihrer Tochter erhalten hat. Sie trägt es stets bei sich in einem kleinen Stofftäschchen, zusammen mit den Tabletten, die sie täglich einnehmen muss. Das antike Holztelefon hat für sie also keinen Gebrauchswert, sondern ist, wie viele andere persönliche Objekte in ihrem Zimmer auch, vielmehr Zeuge ihres auserwählten Einrichtungsstils und ihrer Bereitschaft, sich diesen etwas kosten zu lassen. Sämtliche Preise, die Signora Muratori für diese Gegenstände bezahlte, sind ihr in bester Erinnerung geblieben und mit diesen Summen unterstreicht sie die Hochwertigkeit der Artefakte.

²²⁸ „Ich fuhr zum Spass mit dem Auto in der Gegend herum. [...] und dort, wo ich etwas Schönes erstanden hatte, nahm ich es mit nach Hause.“ Interview mit Signora Muratori am 29. April 2014.

Die Bewohnerin, die ihre Vorliebe für schöne Dinge zum Ausdruck bringt, ist auf ihre persönlichen Objekte sichtlich stolz. So auch auf die vielen gerahmten Bilder, die die weissen Zimmerwände zieren. Darunter befinden sich unter anderem Abbildungen der Päpste Pio X und Franziskus, Darstellungen kindlicher Alltagsszenen in klassizistischer Manier und malerische Umsetzungen von Südsee-Landschaften. Über dem in einer Raumecke platzierten Pflegebett hängen nebst einem orientalischen Wandteppich und einer gerahmten Jesusdarstellung auch zwei grossformatige Blumengemälde in opulenten Goldrahmen. Besonders an einem der beiden Blumenbilder hängt das Herz der Bewohnerin:

„Il quadro che mi piace più di tutti è questo [zeigt auf eines der beiden Blumenbilder]. Questo è bello, sì.“²²⁹

Auf die Frage, weshalb ihr gerade dieses Bild so gut gefalle, antwortet die stilbewusste Dame weiter:

„Perché c'è i fiori ... e poi anche la cornice, vedi come è bella!“²³⁰

Das farbenprächtige Bild und dessen goldverzierter Rahmen sind beeindruckend und dies nicht nur wegen des abgebildeten Motivs, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass es sich hierbei offenbar ebenfalls um eine Rarität handelt.

„Questo ha cento anni, questo quadro! [...] Costa più di 1000 franchi il quadro, ma è bello!“²³¹

Es bedeutet der Bewohnerin viel, dass ihr Zimmer mit einer grossen Anzahl persönlicher Dinge ausgestattet ist, die mehrheitlich kostbar, selten und antik sind. Der Wert dieser ausgewählten Stücke liegt für Signora Muratori nicht nur darin, dass diese für sie eine besondere Bedeutung haben, sondern dass sie auch für andere begehrenswert sind:

„E questi piccoli quadri ... sono belli. Sono ambiti questi! Guarda che belli!“²³²

Bilder, Möbel und Objekte in diesem Zimmer zeugen vom erlesenen Geschmack ihrer Besitzerin. Die Ansammlung dieser ausgewählten Gegenstände auf kleinem Raum lässt erahnen, wie die Inneneinrichtung von Signora Muratoris ehemaliger Drei-Zimmer-Wohnung ausgesehen haben muss, in der sie 35 Jahre gelebt hatte und an die sie sich heute mit Wehmut erinnert. Diese „vergegenständlichten Zeugnisse“ (Bourdieu 2013: 440) sind Teil des kulturellen Kapitals von Signora Muratori, die bereit war, ihre finanziellen Einkünfte in derartige Luxusobjekte zu investieren.²³³ Mit diesen stattete die ehemalige Arbeitsmigrantin ihre eigenen vier Wände aus und gestaltete so ein Wohnumfeld, das sich von dem ihrer Arbeitskolleginnen und -kollegen abhob. Diese „Dinstinktionspraktik“ (ebd.: 438) beschreibt Bourdieu wie folgt:

229 „Das Bild, welches mir von allen am besten gefällt, ist dieses [zeigt auf eines der beiden Blumenbilder]. Dieses ist schön, ja.“ Interview mit Signora Muratori am 29. April 2014.

230 „Weil darauf die Blumen sind ... und ausserdem noch der Rahmen, schau, wie schön der ist!“ Interview mit Signora Muratori am 29. April 2014.

231 „Dieses Bild ist 100 Jahre alt! [...] Das Bild hat mehr als CHF 1000.– gekostet, aber es ist schön!“ Interview mit Signora Muratori am 29. April 2014.

232 „Und diese kleinen Bilder ... sind schön. Diese sind begehrt! Schau wie schön sie sind!“ Interview mit Signora Muratori am 29. April 2014.

233 Bourdieu (1983) unterscheidet zwischen drei Formen des kulturellen Kapitals: das inkorporierte, das objektivierte sowie das institutionalisierte Kulturkapital. Die Möbel von Signora Muratori sind materielle Träger ihres kulturellen Kapitals und somit objektiviertes Kulturkapital. Als Luxusobjekte bezeichnet Bourdieu mit Bezug auf die Zeitschrift *Connaissance des arts* „antike Möbel, Gegenstände aus Bronze, Porzellan, Fayence, Silber“ (Bourdieu 2013: 427).

„[...] sich ein Kunstwerk aneignen heißt, sich erweisen als exklusiver Inhaber des Gegenstandes ebenso wie des wahrhaften Geschmacks an ihm, der sich damit verwandelt in die dingliche Negation all derer, die nicht wert sind, ihn zu besitzen, weil ihnen die materiellen oder symbolischen Mittel zur Aneignung fehlen, oder einfach ihr Wunsch danach nicht stark genug war, ihm ›alles zu opfern‹.“²³⁴

Die Aneignung qualitativ hochwertiger Artefakte weist Signora Muratori ferner als Kennerin kostbarer Antiquitäten aus:

„[...] das ›reizende Möbelstück‹, das man bei einem Trödler aufgetrieben hat: es demonstriert Zeitvergeudung und eine Sachkenntnis, wie sie nur durch langdauernden Umgang mit kultivierten alten Menschen und Dingen zu erwerben ist, durch die Zugehörigkeit also zu einer Gruppe Alteingesessener, welche allein den Besitz all der Eigenschaften und Fähigkeiten gewährleistet, die mit höchstem Distinktionswert ausgestattet sind, weil sie sich nur über große Zeiträume hinweg ansammeln lassen. [...] Von höchstem Distinktionsvermögen ist das, was am besten auf die Qualität der Aneignung, also auf die des Besitzers schließen lässt, weil seine Aneignung Zeit und persönliche Fähigkeiten voraussetzt da es [...] nur durch anhaltende Investition von Zeit und nicht rasch oder auf fremde Rechnung erworben werden kann, und daher als sicherstes Zeugnis für die innere Qualität der Person erscheint.“²³⁵

Der Besitz dieser antiken Möbelstücke belegt, dass es Signora Muratori gelungen ist, ihren Lebensstandard in der Schweiz im Laufe der Jahre zu steigern. Auch an ihrem derzeitigen Wohnort kann sich Signora Muratori der Wirkung ihrer persönlichen Dinge auf ihr soziales Umfeld gewiss sein, denn auch hier hebt sich die Inneneinrichtung ihres privaten Raumes von den Zimmern der anderen Mitbewohnenden deutlich ab.²³⁶ In einer Alterseinrichtung, in der ehemalige Arbeitsmigrantinnen und -migranten betreut werden, ist ein derartiges Interieur, wie es einst von bourgeois Kreisen kultiviert wurde, nach wie vor ein Unterscheidungsmerkmal, das sowohl von Bewohnenden, Besuchenden sowie den Mitarbeitenden der Institution wahrgenommen wird.²³⁷

Religiöse Artefakte

Eine weitere Kategorie von Artefakten, die in den Zimmern von Altersheimbewohnenden vorzufinden sind, sind religiöse Artefakte. Das Bedürfnis, materialisierte Zeichen des individuellen Glaubens im privaten Zimmer zu platzieren, beschränkt sich nicht nur auf Bewohnerinnen und Bewohner der „mediterranen“ Alterseinrichtungen. Kulturübergreifend können Religion oder Spiritualität wichtige Ressourcen im Alter sein (vgl. Kap. 7.4) und deshalb eine bedeutende

234 Bourdieu (2013: 438).

235 Bourdieu (2013: 439 f.).

236 Chevalier (2006) definiert den Begriff des „furniture capital“ (Chevalier 2006: 215) und meint damit jene Artefakte, die einer Person etwas bedeuten und für sie repräsentative Funktionen übernehmen, wie beispielsweise Familienerbstücke.

237 Laut Bourdieu (2013) kaufen Angehörige der Unter- und Mittelklassen ihre Möbel meist „im Kaufhaus, im Möbelgeschäft oder auf dem Flohmarkt“ (Bourdieu 2013: 139). Im Gegensatz hierzu stehen Angehörige der Bourgeoisie: Sie erben meist ihr Mobiliar oder erwerben es in Antiquitätengeschäften (ebd.).

Rolle während des letzten Lebensabschnitts einnehmen.²³⁸ So überrascht es nicht, dass bei der Mehrheit der besichtigten privaten Zimmer religiöse Artefakte auch Bestandteil der Inneneinrichtung sind. Im eher rustikal eingerichteten Zimmer von Herrn Kälin beispielsweise zeugt ein schlichtes Holzschild mit einem Strahlen aussendenden Kreuz vom christlichen Glauben des Schweizer Bewohners. Neben dem Symbol ist ein Spruch in Frakturschrift eingegraben, der in der derzeitigen Lebenssituation des stark geschwächten Bewohners eine besondere Bedeutung erhält:

„Immer wenn du meinst
es geht nicht mehr
kommt von irgendwo
ein Lichtlein her
dass du es noch einmal
wieder zwingst
und von Sonnenschein
und Freude singst
leichter trägst des Alltags
harte Last
und wieder Kraft, Mut
und Glauben hast.“

Im Zimmer von Frau Nägeli befindet sich hingegen kein christliches Symbol, sondern eine gerahmte Farbfotografie eines indischen Yoga-Meisters. Das Foto zeigt das lächelnde Gesicht des 1952 verstorbenen Paramahansa Yogananda, der von seinen Anhängern als Guru verehrt wird und über den die ältere Dame erzählt:

„Das ist Yogananda. Das ist ein heiliger Mann.“²³⁹

Die Schweizer Bewohnerin behauptet zwar von sich selbst, dass sie keiner Religion angehöre, dennoch scheint das Bild eine gewisse Faszination auf sie auszuüben. Dabei scheint in erster Linie nicht der religiöse Hintergrund des Mannes ausschlaggebend zu sein, sondern vielmehr das übernatürliche Phänomen, welches mit dem Tod des Gurus in Verbindung gebracht wird:

„Es gefällt mir ... Er ist gestorben und er ist nicht verwest.“²⁴⁰

Die Beobachtungen unterstützen die Annahme, dass der Umgang älterer Menschen mit Religion oder Spiritualität sehr individuell ist. Diese persönliche Haltung gegenüber dem Glauben spiegelt sich auch in den Zimmern der Bewohnenden wider. Bei der Mehrheit der besichtigten Zimmer sind religiöse Artefakte zwar Bestandteil der Inneneinrichtung. Es kommt jedoch durchaus auch vor, dass im privaten Zimmer einer Bewohnerin oder eines Bewohners kein einziges religiöses Symbol an den Wänden oder auf den Ablagen der Möbel platziert ist.

Die Bewohnerinnen und Bewohner der teilnehmenden „mediterranen“ Altersrichtungen gehören überwiegend dem römisch-katholischen Glauben an. Dennoch leben in diesen kulturspezifischen Wohngruppen auch Personen, die anderen Glaubensrichtungen

238 Hier sei bemerkt, dass im Alter nicht unweigerlich eine Steigerung der Religiosität erfolgen muss. Es ist zu beobachten, dass bei Menschen, die im Alter sehr religiös sind, bereits während ihres gesamten Lebensverlaufs eine Steigerung ihrer Religiosität stattgefunden hat. Bei Personen, die sich im Alter als nicht religiös bezeichnen, nahm hingegen ihre Religiosität im Verlauf ihres Lebens ab (Hunsberger 1985).

239 Interview mit Frau Nägeli am 3. August 2012.

240 Interview mit Frau Nägeli am 3. August 2012.

angehören, wie beispielsweise den Zeugen Jehovas.²⁴¹ Trotz ihrer mehrheitlich christlichen Sozialisierung wäre es voreilig, davon auszugehen, dass die Bewohnenden der „mediterranen“ Alterseinrichtungen grundsätzlich auch religiöse Menschen sind. Es zeigt sich, dass der Umgang mit der eigenen Religion auch bei den Bewohnenden der „mediterranen“ Alterseinrichtungen sehr individuell ist (vgl. Kap. 7.4). Dennoch weist die Tatsache, dass von den neun an der Studie teilnehmenden italienischstämmigen Bewohnerinnen sieben religiöse Darstellungen in ihren eigenen vier Wänden haben, darauf hin, dass diese Kategorie von Artefakten für die überwiegende Mehrheit der betreuten Personen eine wichtige Rolle spielt. Dies ist sicher auch auf die Altersgruppe der Befragten zurückzuführen, in welcher Religion in der Regel einen höheren Stellenwert einnimmt, als dies bei jüngeren Altersgruppen der Fall zu sein scheint. Im Gespräch mit den älteren Menschen über die Inneneinrichtung ihrer privaten Zimmer und darüber, welche persönlichen Objekte ihnen darin besonders wichtig sind, nannten demnach auch einzelne Bewohnerinnen religiöse Artefakte. An den Zimmerwänden der Bewohnerinnen der „mediterranen“ Wohngruppen hängen oftmals Kruzifixe, die mit einem darüber gehängten Rosenkranz verziert sein können oder bildhafte Darstellungen von Jesus, der heiligen Familie oder Maria mit ihrem Kind. Einen weniger prominenten Platz auf den Ablagen der Kommoden und Nachttischschränken der Bewohnerinnen erhalten vereinzelt auch dreidimensionale Objekte mit religiösen Motiven. Madonnastatuen aus Porzellan und Holz halten dabei das Jesuskind in ihren Armen oder eine heilig gesprochene Person bildet das Motiv eines beleuchteten Souvenirs aus Italien. Diese Formen der religiösen Darstellung erhalten eher Einzug in die privaten Zimmer der Bewohnerinnen als beispielsweise Putten, die in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen einiger „mediterranen“ Wohngruppen vergleichsweise häufig anzutreffen sind.²⁴² Diese verschiedenen Formen religiöser Darstellungen können gläubige Bewohnende, die in ihrer Mobilität eingeschränkt sind, dabei unterstützen, ihre Religion am eigenen Wohnort auszuüben. Eine Bewohnerin begründet ihre Vorliebe für religiöse Artefakte demnach mit den folgenden Worten:

„Sì, mi piace, vedere ... io preferisco ... son sincera ... robe della Chiesa [...] perché dico se non vado ... non vado più in chiesa! Non ... le mie gambe non mi portano da qui andare fino dove è la Chiesa, non va! E allora mi piace di avere [...]“²⁴³

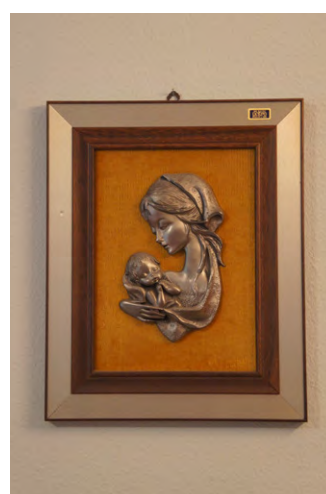
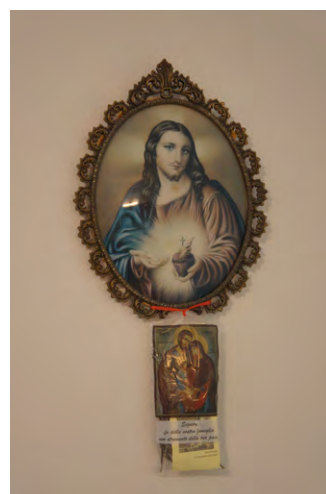
Das Ausmass an religiösen Artefakten in den privaten Zimmern variiert von Bewohnerin zu Bewohnerin. Während einige Frauen ihre Zimmerwände mit mehreren religiösen Bildern geschmückt haben, beschränken sich andere auf ein schlichtes Kreuz. Oftmals hängen diese religiösen Darstellungen oberhalb des Kopfendes ihres Bettes. Auch in Signora Pozzis Zimmer ist dieser Platz einem besonderen Bild vorbehalten. Hier hängt – als einziges Bild im Zimmer – ein gerahmtes Marienrelief aus Metall, über das die Bewohnerin Folgendes zu erzählen hat:

„L’avevo, dopo ho ricevuto quella *Rand* [: Rahmen] e ci ho detto al mio figlio ,mettimi dentro quella madonna lì’. Me la messa lui con il vetro, è vetro qui, qui è

241 Während des Fokusgruppeninterviews am 21. November 2013 erwähnten die Pflegenden eine Bewohnerin, die Zeugin Jehovas sei.

242 So sind beispielsweise in einer besichtigten „mediterranen“ Alterseinrichtung an jeder Zimmertür der Bewohnenden kleine, weisse Keramikputten aufgehängt. Diese figürlichen Darstellungen aus Zeiten des Rokoko und Barock sollen in diesem institutionellen Kontext vermutlich die Funktion von Schutzengeln übernehmen.

243 „Ja, mir gefällt es, sie anzuschauen ... ich bevorzuge ... ich bin ehrlich, ... Sachen von der Kirche [...] denn ich sage mir, wenn ich nicht gehe ... ich gehe nicht mehr zur Kirche! Nicht ... meine Beine tragen mich nicht von hier weg, um bis zur Kirche gehen zu können, ich gehe nicht! Also, gefällt es mir, zu haben [...]“. Interview mit Signora Pavan am 1. Mai 2014.



„Quest'armadio ... avevo tutta la stanza, completa, c'era anche il coso ... la toilette con tutto lo specchio ... C'era il letto con tutti i comodini, era completa, la stanza da letto completa era questo. E poi ... il resto è andato via.“

Signora Rossi

vetro, ma è bella quella fotografia lì. Vede ... è il coso proprio ... non è solo la foto
... Maria, Maria con bambino ...!"²⁴⁴

Auf die Frage, ob sie ausser der religiösen Darstellung nicht gerne auch noch andere Bilder aus ihrer alten Wohnung an den Wänden hängen hätte, antwortet die alte Dame bestimmt:

„Qui no, qui no ... non voglio! Mi basta quello [...] questo mi basta per qui.“²⁴⁵

Bei genauerem Nachfragen wird deutlich, weshalb Signora Pozzi in ihrem Zimmer keine weiteren Bilder aufhängen möchte:

„Per le spesa, spese per cosa, quello lì mi basta [...] non voglio altre cose.“²⁴⁶

Es scheint, als habe sich die Bewohnerin bei ihrem Umzug ins Heim ganz bewusst darauf beschränkt, die Mariendarstellung mit Kind mitzunehmen. An ihrem letzten Wohnort erhielt nur dieses religiöse Abbild den prominenten Platz an der Wand über ihrem Bett. Nur dieses Bild war seiner Besitzerin den Aufwand wert, es sich von ihrem Sohn mit einem Nagel an die Zimmerwand hängen zu lassen. Als müsse sie die reduzierte Wandgestaltung in ihrem Zimmer rechtfertigen, ergänzt die Bewohnerin weiter:

„Avere la parete piena di quadri non mi piace.“²⁴⁷

Über ihre religiöse Symbolik hinaus können auch andere Aspekte dazu beitragen, dass religiöse Artefakte von ihren Besitzern besonders wertgeschätzt werden. Dies zeigt sich im Zimmer von Signora Pavan, einer 87-jährigen Bewohnerin der „mediterranen“ Pflegewohnung Isola. Auch über dem Kopfende ihres Bettes ist ein religiöses Artefakt platziert. Es ist ein schlichtes Holzkreuz mit einer gekreuzigten Jesusfigur in metallener Ausführung. Das handgrosse Kruzifix, über das die alte Dame zusätzlich einen Rosenkranz und einen geweihten Ölweig gehängt hat, war ein Geschenk ihres verstorbenen Mannes, der es Signora Pavan vor vielen Jahren von einem Arbeitsaufenthalt aus einer anderen Stadt mitgebracht hatte.

„Mio marito me l'ha comperata una volta ... sapeva che a me piace un crocifisso un po' così ... e lui me l'ha portata [...]. l'ho sempre avuta! [...] quella croce lì e l'ho messa dappertutto dove sono stata! Sempre avuto quella croce a letto!“²⁴⁸

Signora Pavans Kruzifix ist also nicht nur ein christliches Symbol, das die religiöse Zugehörigkeit der alten Dame erkennen lässt. Es ist auch ein Relikt aus einem abgeschlossenen Lebensabschnitt der Bewohnerin, das sie an ihren verstorbenen Ehemann erinnert. Dass dieses Artefakt auch für die Beziehung der Bewohnerin zu diesem besonderen Menschen steht, wird deutlich, wenn man den Kontext betrachtet, in welchem das Kreuz platziert ist. Anders als bei Signora Pozzi ist das religiöse Artefakt nämlich nicht der einzige Wandschmuck im Zim-

244 „Ich hatte es schon, danach erhielt ich diesen Rand [: Rahmen] und dann sagte ich zu meinem Sohn ‚mach mir die Madonna da rein‘. Er hat sie mir hinein getan mit dem Glas, das ist Glas hier, hier ist Glas, aber sie ist schön, diese Fotografie da. Schau ... es ist echt ... es nicht nur das Foto ... Maria, Maria mit Kind...!“ Interview mit Signora Pozzi am 2. August 2012.

245 „Hier nicht, hier nicht ... ich will es nicht! Mir reicht das [...] das hier reicht mir für hier.“ Interview mit Signora Pozzi am 2. August 2012.

246 „Wegen der Kosten, Kosten für was, das hier genügt mir [...] ich will keine anderen Dinge.“ Interview mit Signora Pozzi am 2. August 2012.

247 „Es gefällt mir nicht, eine Wand voller Bilder zu haben.“ Interview mit Signora Pozzi am 2. August 2012.

248 „Mein Mann hat es mir einmal gekauft ... er wusste, dass mir ein Kreuz in dieser Art immer gefallen hat ... und er hat es mir mitgebracht [...]. Ich hatte es immer! [...] Dieses Kreuz dort und ich habe es überall dort aufgestellt, wo ich war! Ich hatte es immer bei meinem Bett!“ Interview mit Signora Pavan am 1. Mai 2014.

mer von Signora Pavan. An den übrigen Zimmerwänden befindet sich ausserdem eine grosse Anzahl gerahmter Fotografien, auf denen Familienmitglieder der jüngeren, älteren sowie der verstorbenen Generationen zu sehen sind.

„[...] qui nell'angolo è la foto di mio papà e mia mamma, qui dietro ecco è per i morti e qui è per i vivi [*lacht*]. [...] perché stando nel letto lì guardo i vivi, mi giro di qua e guardo i morti [*lacht*]!“²⁴⁹

In ihrem Zimmer präsentieren sich diese fotografischen Abbildungen als Belege des familiären Netzwerkes, auf das sich die Bewohnerin berufen kann. Inmitten dieser Zeugnisse ihrer Familienbande symbolisiert auch das hölzerne Kreuz eine weitere wichtige soziale Beziehung, die Teil der persönlichen Biografie der alten Dame war.

Nippes, Stofftiere und Puppen

Weitaus häufiger als religiöse Artefakte befinden sich figürliche Darstellungen in Form von Nippes, Stofftieren oder Puppen vor allem in den Zimmern der Bewohnerinnen. Und dies sowohl bei den Bewohnerinnen der „mediterranen“ Wohngruppen als auch bei denen der Vergleichswohngruppe. Einige Frauen haben Stofftiere oder Zierpuppen auf ihren Sofas, Sesseln oder Betten drapiert. In manchen Zimmern sind eine Vielzahl kleiner Hunde, Enten, Hasen, Schwäne, Katzen oder Elefanten aus Porzellan, Glas oder anderen Materialien in hölzernen Setzkästen oder auf den Ablagen der Kommoden platziert. Wie beispielsweise im Zimmer von Frau Freiburger: Hier sitzt unterhalb eines solch gut bestückten Setzkastens sogar eine lebensgrosse Dogge aus Porzellan. Im Zimmer von Frau Nägeli befindet sich eine ganze Sammlung von Elefanten in einem ihrer gefüllten Regale. Auch anderer Nippes wie Porzellandosen oder Miniaturgeschirr ist in einigen Zimmern vorhanden. Obwohl an dieser Studie nur drei männliche Bewohner teilgenommen haben, macht ein Vergleich mit den Artefakten in ihren Zimmern deutlich, dass diese Objekte zur sozialen Konstruktion der Geschlechtsidentitäten ihrer Besitzerinnen beitragen (*doing gender*; West, Candace & Zimmerman 1987; Butler 1988; Butler 1990). Betrachtet man beispielsweise den Setzkasten, der sich im Zimmer von Herrn Kälin befindet und der ebenfalls mit einer nicht geringen Anzahl von Objekten bestückt ist, so fällt vor allem deren Beschaffenheit auf. Keine niedlichen Tierfiguren befinden sich darin, sondern vor allem Miniaturausführungen von Präzisionsobjekten. Mehrere kleine Uhren aus hochpoliertem Messing stehen neben einem winzigen und ebenfalls messingfarbenen Flügel sowie zwei vergleichsweise grob wirkenden regionalen Fasnachtsfiguren, die aus bemaltem Ton hergestellt sind. Diese Objekte unterscheiden sich deutlich von dem Nippes, der sich in den Zimmern der weiblichen Studienteilnehmenden befindet. Denn die älteren Damen umgeben sich vielfach mit Dekorationsobjekten, die weiche oder fragile Materialien aufweisen, über geschwungene Formen verfügen und deren florale oder figürliche Motive oftmals lieblich oder auch verspielt wirken. Diese Objekte wurden von ihren Besitzerinnen nicht selten über Jahrzehnte hinweg gesammelt oder sind Geschenke von ihren Angehörigen und sie tragen dazu bei, dass die eigenen vier Wände im betreuten Wohnumfeld gemütlich und vertraut wirken sollen. Doch über ihre Gestaltung erzählen sie auch davon, wie sie über die Jahre hinweg zur Konstruktion der Geschlechtsidentitäten ihrer Besitzerinnen beigetragen haben (*narrating gender*; Opitz-Belakhal 2010; Brandes und Erlhoff 2011). Bei den Herren fehlen solche De-

249 „[...] hier in der Ecke ist das Foto meines Vaters und meiner Mutter, hier hinten also ist es für die Toten und hier für die Lebenden [*lacht*]. [...] denn wenn ich im Bett bin, schaue ich die die Lebenden an, wenn ich mich hierhin umdrehe, sehe ich die Toten [*lacht*]!“ Interview mit Signora Pavan am 1. Mai 2014.

korationsobjekte in den privaten Zimmern oder sie unterscheiden sich – wie bei Herrn Kälin – in ihrer Materialität, formalen Gestalt und in den Motiven, die sie darstellen. So erstaunt es beispielsweise nicht, dass im Zimmer von Signor Ceccarelli, das sehr karg eingerichtet ist, die einzigen dekorativen Objekte zwei Herren-Armbanduhren auf seinem Nachttischschränkchen sind, auf die er auch im Heim nicht verzichten möchte. Gleiches zeigt sich im Zimmer von Signor Bonanno, in dem sich ausser einem Bildnis seiner verstorbenen Eltern und einem Wecker kein einziges weiteres dekoratives Element befindet.

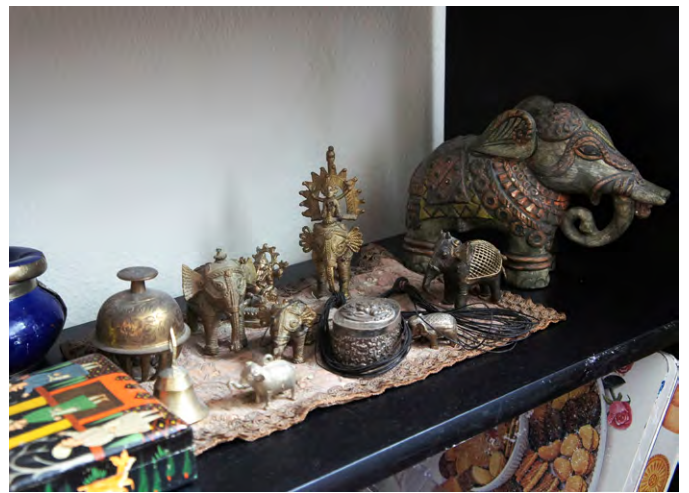
Objects of Action

Ob als Zeichen religiöser, sozialer oder kultureller Zugehörigkeit oder in ihrer Funktion als Übergangsobjekte oder Trauerbegleiter: Persönliche Artefakte werden dann von ihren Besitzern besonders wertgeschätzt, wenn diese bestimmte Erinnerungen mit den Objekten in Verbindung bringen oder die Artefakte zur inneren Einkehr ihrer Besitzer beitragen. Was Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton (1981) in den Haushalten ihrer älteren Studienteilnehmenden beobachten konnten, kann demnach auch mit der vorliegenden Studie bestätigt werden, denn in den privaten Zimmern der Bewohnerinnen und Bewohner der teilnehmenden Alterseinrichtungen sind es vor allem sogenannte *objects of contemplation*, zu denen ihre Besitzer eine besondere Beziehung haben. Doch bereits das Beispiel von Signora Muratori, für die ihre persönlichen Gegenstände Teil ihrer Distinktionspraktik sind, zeigt, dass die persönlichen Dinge auch aus anderen Gründen von besonderer Bedeutung für ihre Besitzer sein können. An dieser Stelle soll das Beispiel einer weiteren Altersheimbewohnerin hervorgehoben werden, der vor allem diejenigen Dinge in ihrem Zimmer wichtig sind, die gemäss Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton (ebd.) als *objects of action* bezeichnet werden können.

Beim Betreten des privaten Zimmers von Frau Nägeli wähnt man sich in einem Raum, der jegliche institutionelle Ausstrahlung verloren hat. Mit all den Schachteln, Papierbögen, Pinseln, Tuben, Farben und sonstigen Arbeitsmaterialien wirkt das Zimmer nämlich vielmehr wie ein Künstleratelier, wäre da nicht das Pflegebett, das in einer Ecke des Zimmers der Bewohnerin als Schlafstätte dient und daran erinnert, dass man sich in einem Altersheim befindet. In jedem Winkel des Einzelzimmers sind auf den Ablagen, an den Wänden und sogar auf dem Fussboden selbstgestaltete Werke der Bewohnerin. Als Arbeitsmaterial für ihre bunten Bilder und Objekte verwertet Frau Nägeli Verpackungen, die sie grösstenteils im Abfall der Alterseinrichtung findet. Aus Klopapierrollen fertigt die 74-Jährige Miniatur-Obstbäume. Die gebrauchten Joghurtbecher ihrer Mitbewohnenden schmilzt sie im Ofen der Wohngruppenküche, um daraus bunt bemalte, dreidimensionale Blumen für ihre Landschaftsbilder herzustellen. Wie im vorherigen Kapitel ausgeführt, kann Frau Nägeli ihre Arbeiten nicht nur in ihrem privaten Bereich ausstellen, sondern die Wohngruppenleitung gewährt ihr auch andere, gemeinschaftlich genutzte Bereiche des Heimes zu diesem Zweck. Die Motive ihrer Bastelarbeiten erinnern an exotische Landschaften und ferne Länder. Die Schweizerin, die mit einem Angolaner verheiratet war, nach eigenen Angaben jedoch nie in weit entlegene Regionen reiste, sagt zu den selbstgeschaffenen Landschaftsbildern:

„Das sind so Wunschträume, die ich mache [...]“²⁵⁰

250 Interview mit Frau Nägeli am 3. August 2012.



„Ich wäre einfach zufrieden, wenn ich immer Material bekomme.“

Frau Nägeli

Für die Materialisierung dieser Wunschträume benötigt die Bewohnerin stets neue Utensilien. Aus diesem Grund ist für sie vor allem ein Aspekt besonders wichtig, damit sie sich an ihrem jetzigen Wohnort wohlfühlen kann:

„Ich wäre einfach zufrieden, wenn ich immer Material bekomme.“²⁵¹

Sämtliche Bewohnerinnen und Bewohner, die im Rahmen der Studie befragt wurden, gaben bei der Frage, welche Objekte sie in ihrem privaten Zimmer besonders wertschätzten, Artefakte an, die sie von zu Hause mitgenommen hatten und mit denen sie besondere Erinnerungen verbinden. Nicht so Frau Nägeli. Für sie sind es diese Arbeitsmaterialien, Abfallprodukte des Heimalltags, die sie für die Ausübung ihrer kreativen Leidenschaft benötigt und aus diesem Grund besonders wichtig für sie sind.

Eine unsichere Wohnsituation

Mit ihren Bastelarbeiten eignet sich Frau Nägeli nicht nur ihren privaten Bereich an, sondern, wie zuvor beschrieben, auch Teile der gemeinschaftlich genutzten Bereiche (vgl. Kap. 5.8). Diese räumliche Aneignung trägt zu ihrem Wohlbefinden am betreuten Wohnort bei. Besonders deutlich wird dies einige Monate später, als ich Frau Nägeli zufällig bei einem weiteren Besuch der Alterseinrichtung wieder treffe. Wie an anderer Stelle erwähnt, befindet sich die „mediterrane“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt während meiner Feldarbeit in einer Übergangsphase. Das bestehende kulturspezifische Betreuungsangebot soll im darauffolgenden Jahr erweitert werden, sodass in der „mediterranen“ Wohngruppe nicht nur elf Migrantinnen und Migranten betreut werden können, sondern neu insgesamt 22 Personen. Die Ausweitung des kulturspezifischen Betreuungsangebots hat zur Folge, dass die benachbarte Regelwohngruppe in eine „mediterrane“ Wohngruppe umgewandelt wird. Sukzessive werden diejenigen Zimmer, deren Bewohnende verstorben sind, an Personen vergeben, die dem Bewohnerprofil einer „mediterranen“ Abteilung entsprechen. Und diejenigen Bewohnenden, die diesem Profil nicht entsprechen, müssen schliesslich ihre privaten Zimmer verlassen und in eine andere Regelwohngruppe des Heimes umziehen. So auch Frau Nägeli, die auf dem Balkon der „Wohngruppe B/2“ eine Zigarette raucht und mir von ihrem bevorstehenden Umzug erzählt. Der folgende Ausschnitt aus einem Beobachtungsprotokoll schildert meine Begegnung mit der Bewohnerin und zeigt, wie diese ihre momentane Wohnsituation erlebt:

[...] Frau Nägeli erzählt mir [...], dass sie ihr Zimmer verlassen und umziehen müsse, sobald ein Zimmer auf einer anderen Wohngruppe frei werde. Zunächst habe sie gar nicht richtig verstanden, was vor sich ginge, doch dann habe sie gehört, dass eine Abteilung „mediterranée“ gebildet werde. Diese Abteilung würde beide Wohngruppen auf dem zweiten Stock beinhalten und letztlich nur noch für Italienerinnen und Italiener offen stehen. Frau Nägeli ergänzt, dass es anscheinend genügend Personen gäbe, die auf der Warteliste stünden, um in die „mediterrane“ Wohngruppe zu ziehen. Irgendwann sei der Leiter der beiden Wohngruppen zu ihr gekommen, um sie über die bevorstehende räumliche Veränderung zu informieren. Die Bewohnerin habe ihm geantwortet, dass sie dies mittlerweile auch selber herausgefunden habe. Frau Nägeli erklärt mir, dass eine andere Schweizer Bewohnerin bereits morgen umziehen müsse. Für diese sei in einem der anderen Stockwerke bereits ein Zimmer gefunden worden. Frau Nägeli

251 Interview mit Frau Nägeli am 3. August 2012.

hingegen müsse noch so lange warten, bis auf einer der anderen Wohngruppen etwas für sie frei werde. [...] Nachdem sie ihre Zigarette zu Ende geraucht hat, begleite ich sie auf ihr Zimmer. Vor der Zimmertüre ihrer Nachbarin stehen auf einem Rollwagen gepackte Bananenkisten. Frau Nägeli wiederholt, dass ihre Mitbewohnerin ebenfalls die Wohngruppe verlassen müsse. Wir betreten Frau Nägelis Zimmer und sie setzt sich auf den Drehstuhl vor ihrem Arbeitstisch. Das Zimmer ist zwar immer noch voll mit selbstgemalten Bildern und gebastelten Objekten, es wirkt jedoch aufgeräumter als bei meinem letzten Besuch. [...] Sie selbst müsse ja gar nicht nur mit Schweizern zusammenwohnen, erklärt Frau Nägeli weiter. Für sie spiele es keine Rolle, mit wem sie auf der Wohngruppe wohne, denn sie habe sowieso keine Freundschaften im Heim geknüpft. [...] Sie sei in ihrem Leben schon so oft umgezogen, erklärt sie weiter, dass sie es nun leid sei. [...].

Die Vorstellung, ihr altes Zimmer aufgeben und mit all ihren persönlichen Dinge erneut in einen neuen Raum umziehen zu müssen, scheint Frau Nägeli während unseres Gesprächs sehr zu bedrücken. Die Tatsache, dass sie in der „Wohngruppe B/2“ nicht nur mit Schweizerinnen und Schweizern zusammenlebt, sondern auch mit Menschen, die aus anderen Ländern stammen, scheint für die ältere Dame kein Problem zu sein. Der bevorstehende, unfreiwillige Umzug hingegen schon. Die neu entstehende „mediterrane“ Wohngruppe stellt für Frau Nägeli eine Gefährdung ihrer eigenen Wohnsituation dar und verunsichert sie deshalb sehr. Offenbar folgert die ältere Dame aus der Erweiterung des kulturspezifischen Angebots, dass auch sie künftig nur noch mit „ihresgleichen“ zusammenleben soll. Dies ist für die Bewohnerin, die selbst einmal mit einem Mann verheiratet war, der nicht aus der Schweiz stammte, nicht nachvollziehbar. Auch wenn sie bei unserer Begegnung behauptet, dass sie mit den anderen Bewohnerinnen und Bewohnern ihrer Wohngruppe keine Freundschaften pflegt, so scheint sie den Kontakt zu diesen zumindest nicht zu scheuen. Bei meinem Interview mit einer ihrer Mitbewohnerinnen wurde dies deutlich. Monate zuvor befragte ich auch Signora Bianchi zu ihren persönlichen Dingen und dabei wies die italienischstämmige Dame auf zwei Objekte in ihrem Einzelzimmer hin, die von Frau Nägeli stammten. Zum einen handelte es sich um eine Stofffigur mit einem strahlend gelben Sonnenblumengesicht und zum anderen um eine aufwändige Bastelarbeit, die Frau Nägeli angefertigt und ihrer Mitbewohnerin zum Geburtstag geschenkt hatte. Diese Geschenke deuten darauf hin, dass Frau Nägeli zumindest zu Signora Bianchi eine Beziehung hat, die über ein blosses Nebeneinanderherleben hinausgeht. Mit ihren Bastelarbeiten hat sich Frau Nägeli nicht nur ihr räumliches Umfeld angeeignet, sondern auch den Kontakt zu dieser italienischstämmigen Mitbewohnerin gepflegt. Der bevorstehende Umzug in eine andere Wohngruppe bedeutet für Frau Nägeli, dass diese Bemühungen zunichtegemacht werden. Er zwingt die ältere Dame dazu, sich erneut auf ein unbekanntes Wohnumfeld mit fremden Menschen einzulassen.²⁵²

252 Über den weiteren Verlauf von Frau Nägelis Umzug und dessen Folgen für die Bewohnerin habe ich keine Informationen, da meine Datenerhebung im Alters- und Pflegeheim Buchmatt mit diesem letzten Gespräch abgeschlossen war.



„Es ist schön. Mein Bruder sagt jedes Mal ... wie schön das Zimmer ist.“

Frau Zäch

6.8 Zwischenfazit

Die Untersuchung der privaten Zimmer der Bewohnenden macht deutlich, dass die Inneneinrichtung dieser privaten Bereiche ebenso individuell ist wie die Bewohnenden selbst. Das Interieur lässt weniger Rückschlüsse auf die Herkunftsländer der älteren Menschen zu als auf andere biografische Aspekte. Es spiegelt das Alter, den sozialen Status, die Religion, das soziale Geschlecht, den Beruf sowie die persönlichen Leidenschaften und Interessen der älteren Menschen wider. Bildhafte Darstellungen der Herkunftsländer oder von Sehenswürdigkeiten ebendieser sind in den Zimmern der italienisch- und spanischstämmigen Bewohnenden kaum präsent. Darin unterscheidet sich die Inneneinrichtung der privaten Zimmer von denen der gemeinschaftlich genutzten Bereiche, wo derartige Abbildungen an die gemeinsame Herkunft der Bewohnenden erinnern und Kultur inszenieren sollen (*staging culture*). Die persönlichen Dinge wurden von ihren Besitzerinnen und Besitzern vielfach über Jahre hinweg angesammelt. Die Bedeutung dieser Artefakte geht über ihre formale Gestaltung hinaus und schöpft sich aus den Geschichten, Orten und Menschen, die die Bewohnenden mit ihnen in Verbindung bringen. Brandes und Erlhoff (2011) machen in ihrer Untersuchung deutlich, dass die Objekte auf den Schreibtischen ihrer Studienteilnehmenden „davon erzählen“, wie das soziale Geschlecht ihrer Besitzerinnen und Besitzer konstruiert wird (*narrating gender*) (Brandes und Erlhoff 2011: 109 ff.). Die vorliegenden Ergebnisse zeigen, dass die persönlichen Dinge der Bewohnenden deren individuelle Biografien repräsentieren. Die Artefakte „erzählen“ von den individuellen Lebenswelten ihrer Besitzerinnen und Besitzer (*narrating culture*), mit ihnen eignen sich die Bewohnenden ihren privaten Raum an und tragen somit zu ihrem Wohlbefinden am betreuten Wohnort bei. Die persönlichen Dinge symbolisieren Signora Muratoris Stolz über ihren beruflichen Erfolg, verkörpern Signora Pozzis Familienbande, stellen Herrn Kälins handwerkliche Fertigkeiten dar oder geben Aufschluss über Frau Nägelis Wunschträume.

7 Service Design

In den beiden vorherigen Kapiteln galt das Interesse dem räumlichen Umfeld der „mediterranen“ Alterseinrichtungen. Der Fokus dieses Kapitels richtet sich nun auf die Gestaltung der soziokulturellen Angebote dieser Einrichtungen sowie auf sonstige Massnahmen, die den Bewohnenden ein vertrautes Wohnumfeld ermöglichen sollen. Wie zuvor ausgeführt, ist es für das Wohlbefinden von Heimbewohnenden essentiell, dass sie eine Bindung zu ihrem neuen Wohnort aufbauen können (Sugihara und Evans 2000). Die Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche kann hierzu einen Beitrag leisten, indem sie den sozialen Austausch zwischen den Bewohnenden, ihren Angehörigen und den Mitarbeitenden der Einrichtungen anregt und diese zu einem Aufenthalt in diesen Bereichen animiert. Welche gestalterischen Massnahmen hierzu in den „mediterranen“ Wohngruppen zum Einsatz kommen, wurde zuvor ausführlich beschrieben. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, dass die Bewohnenden am neuen Wohnort an bisherige Lebenserfahrungen anknüpfen und ihre Privatheit, Autonomie und Sicherheit beibehalten können. Hierzu kann das private Zimmer der Bewohnenden einen bedeutenden Beitrag leisten, indem es einen geschützten Bereich bietet, in den sich die älteren Menschen zurückziehen und über den sie relativ autonom entscheiden können. Persönliche Dinge, die ihren Umzug begleiten und diesem privaten Bereich die persönliche Handschrift der Bewohnenden verleihen, bilden eine Verknüpfung zwischen ihrer eigenen Vergangenheit und ihrer derzeitigen Lebenssituation. Doch abgesehen von diesen physisch vorhandenen Dingen sind es vor allem auch Gewohnheiten, Werte und soziale Beziehungen, die die Lebenserfahrungen der Bewohnenden prägen. Wie wird diesen Aspekten in den kulturspezifischen Alterseinrichtungen Rechnung getragen? Inwiefern gelingt es, die Bedürfnisse der Bewohnenden sowohl auf individueller als auch auf gemeinschaftlicher Ebene durch entsprechende soziokulturelle Angebote zu berücksichtigen? Diese Fragen sollen im Folgenden untersucht werden, indem die soziokulturellen Angebote der „mediterranen“ Alterseinrichtungen als Teil eines gestalteten Service erachtet wird, der den Bewohnenden ein kultursensibles Umfeld ermöglichen soll.

7.1 Der ganzheitliche Ansatz in der Altenpflege

„In der mediterranen Wohngruppe leben betagte Menschen aus dem Mittelmeerraum zusammen. Sie bringen viele Gemeinsamkeiten und Interessen mit, die sie verbinden: von der Sprache über die Kultur, Kunst, Musik bis hin zur italienischen Küche.“²⁵³

Mit diesem Text informiert eine Schweizer Alterseinrichtung auf ihrer Webseite über das Angebot einer „mediterranen“ Wohngruppe und nennt dabei verschiedene Aspekte, auf die der gemeinsame kulturelle Hintergrund der Bewohnerinnen und Bewohner zurückgeführt wird.

²⁵³ Auszug aus der Beschreibung des kulturspezifischen Betreuungsangebotes des Alterszentrum Falkensteins, BS auf der Webseite der Alterseinrichtung; <http://www.falkenstein.buespi.ch/Angebot/PuP6h/> (31.05.2016).

Dabei wird deutlich, dass eine „mediterran gestaltete Umgebung“²⁵⁴ nicht nur aus dem physischen Umfeld besteht, sondern auch andere Aspekte der Betreuung mit einschliesst. Auch andere Alterseinrichtungen mit kulturspezifischen Betreuungsangeboten für „Menschen aus dem mediterranen Sprach- und Kulturraum“ garantieren diesen ein „angepasstes Umfeld“, in welchem die Mitarbeitenden ihre Erstsprachen sprechen und sich mit „Kultur, Bräuchen und Sitten der BewohnerInnen“²⁵⁵ identifizieren. Verschiedene Massnahmen sollen dazu dienen, den älteren Menschen in ihrem Alltag einen „Hauch Italianità“²⁵⁶ zu vermitteln. Diese Massnahmen basieren auf dem sogenannten „ganzheitlichen Ansatz“ in der Altenpflege, der den alten Menschen „mit seinen Erfahrungen, Erlebnissen, mit seinem Wissen und seiner Lebenswelt“ in den Mittelpunkt stellt (Mötzing 2009: V). Dabei sollen körperlich oder kognitiv eingeschränkte Personen, die auf Pflege angewiesen sind, darin unterstützt werden, ihre physischen, psychischen, sozialen und geistigen Bedürfnisse auch im Alter befriedigen zu können (ebd.).

„Alte, hochbetagte und pflegebedürftige Menschen haben Einschränkungen, die sie in der selbstständigen Befriedigung ihrer Bedürfnisse behindern. So kommt es in der Betreuung immer wieder darauf an, die Bedürfnisse des alten Menschen zu erkennen und ihn unter Erhalt größtmöglicher Selbstständigkeit bei der Bedürfnisbefriedigung zu unterstützen.“²⁵⁷

Die unterschiedlichen menschlichen Bedürfnisse gliedert der Psychologe Abraham Maslow in seinem erstmals 1954 erschienenen Buch „Motivation and Personality“ in sogenannte „niedere“ und „höhere“ Bedürfnisse (Maslow 1954). Die niederen Bedürfnisse sind demnach physiologischer Art wie beispielsweise das Bedürfnis nach Nahrung, Schlaf, Bewegung oder Sexualität. Psychosoziale Bedürfnisse zählt Maslow zu den höheren Bedürfnissen wie das Bedürfnis nach Sicherheit, nach sozialer Zugehörigkeit und Liebe, das Bedürfnis nach Wertschätzung und schliesslich das Bedürfnis, sich selbst entfalten zu können. Gemäss Maslow kann eine Erfüllung der höheren Bedürfnisse erst dann erfolgen, wenn die niederen befriedigt sind (Scharb 2013: 47f.; Mötzing 2009: 3). Im Bereich der Altenpflege existieren verschiedene theoretische Modelle, die die Basis für eine ganzheitliche Betreuung bilden. Sie berücksichtigen die verschiedenen Bedürfnisse pflegebedürftiger älterer Menschen und ordnen sie unterschiedlichen Bereichen zu. Das Pflegemodell „Aktivitäten und existenzielle Erfahrungen des Lebens (AEDL)“, welches hier beispielhaft aufgeführt werden soll, wurde von der deutschen Pflegewissenschaftlerin Monika Krohwinkel entwickelt und gehört zu einem der am häufigsten angewandten Modelle in der Altenpflege (Mötzing 2009; AEDL). Dieses Modell ist in 13 Bereiche gegliedert und macht deutlich, welchen Bedürfnissen bei der Betreuung älterer Menschen Rechnung getragen werden sollte:

- Kommunizieren
- Sich bewegen
- Vitale Funktionen des Lebens aufrechterhalten

254 Auszug aus der Beschreibung des kulturspezifischen Betreuungsangebotes der Senevita Lindenbaum, ZH auf der Webseite der Alterseinrichtung; <http://www.senevita.ch/de/betriebe/lindenbaum/mediterrane-wohngruppen.php> (31.05.2016).

255 Auszug aus der Beschreibung des kulturspezifischen Betreuungsangebotes des Pflegezentrums Erlenhof, ZH auf der Webseite der Alterseinrichtung; <http://www.erlenhof.ch/pflegeangebot/mediterrane-station/> (31.05.2016).

256 Auszug aus der Beschreibung des kulturspezifischen Betreuungsangebotes des Domicil Schwabgut, BE auf der Webseite der Alterseinrichtung; <https://schwabgut.domicilbern.ch/> (31.05.2016).

257 Mötzing (2009: 3).

- Sich pflegen
- Essen und trinken
- Ausscheiden
- Sich kleiden
- Ruhen und schlafen
- Sich beschäftigen
- Sich als Mann oder Frau fühlen und verhalten
- Für eine sichere Umgebung sorgen
- Soziale Bereiche des Lebens sichern
- Mit existenziellen Erfahrungen des Lebens umgehen²⁵⁸

Erst die Erfüllung dieser Bedürfnisse trägt laut Stanjek „zur Sicherung der Lebensqualität bei und dient damit dem Erhalt bzw. der Wiederherstellung der Gesundheit im Sinne der WHO-Definition vom umfassenden Wohlbefinden“ (Stanjek 2007: 330).

Wie jeder Mensch benötigt auch der ältere Mensch „[...] die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe, um sich als wertvolles Mitglied eines Ganzen zu erleben, um soziale Kontakte zu knüpfen, um Sicherheit, Vertrauen, Schutz, Anerkennung und Wertschätzung durch die anderen zu erfahren“ (Mötzing 2009: 11). Deshalb ist es „Aufgabe der sozialen Betreuung in der stationären und teilstationären Altenpflege [...], die Möglichkeiten zur Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen zu fördern“ (ebd.). Der Anspruch, ihren Bewohnenden ein „angepasstes Umfeld“ anbieten zu wollen, hat zur Folge, dass Alterseinrichtungen, die eine „mediterrane“ Wohngruppe führen, einige der oben erwähnten Lebensbereiche ihrer Zielgruppe entsprechend ausrichten und dies auch in ihren Pflegekonzepten zum Ausdruck bringen.²⁵⁹ Gemäss dem ganzheitlichen Pflegeansatz sollte das Bedürfnis nach sozialer Interaktion, Aktivität und sinnvollen Beschäftigungen bei der Betreuung älterer Menschen gefördert werden (Mötzing 2009: 4). Beschäftigungs- und Aktivierungsangebote gelten dabei „als gezielte Ressourcenförderung“ und nehmen „einen gleichrangigen Stellenwert neben der medizinischen Pflege“ ein (ebd.: V). Die Massnahmen, mit welchen die verschiedenen „mediterranen“ Alterseinrichtungen in der Schweiz ihren Bewohnenden ein kultursensibles Umfeld ermöglichen, variieren von Wohngruppe zu Wohngruppe. Ihnen allen gleich ist jedoch, dass die Bewohnerinnen und Bewohner in einem Umfeld betreut werden, in dem sie ihre Erstsprache sprechen und sich so weitestgehend auch verstanden fühlen können.

²⁵⁸ Mötzing (2009: 6)

²⁵⁹ Diese Pflegekonzepte sind Pläne für die praktische Umsetzung der Pflegeleitbilder der jeweiligen Alterseinrichtungen (vgl. Mötzing 2009: 7).



Beschriftungen in den „mediterranen“ Wohngruppen.

7.2 Kommunikation in der Erstsprache

In den „mediterranen“ Wohngruppen werden die Bewohnenden, die überwiegend aus dem italienischen und spanischen Sprachraum stammen, von Personal betreut, das grösstenteils deren Erstsprachen spricht. Dies ist vor allem für diejenigen älteren Menschen wichtig, die die schweizerdeutsche Sprache trotz mehrjährigem Aufenthalt in der Deutschschweiz nur rudimentär beziehungsweise gar nicht sprechen. Wie beispielsweise Signor Bonanno, der bereits seit mehreren Jahrzehnten in der Schweiz lebt, seine Kenntnisse der deutschen Sprache jedoch wie folgt beschreibt:

„Io un pochettino lo parlo di tedesco. Ma adesso, non, se mi stanco, non....“²⁶⁰

Der Bewohner weist darauf hin, dass seine Fähigkeit, die Zweitsprache sprechen zu können, auch von seiner jeweiligen Tagesverfassung abhängt. Welche Auswirkung diese Sprachbarriere auf die Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten im Alter haben kann, beschreibt die italienischstämmige Pflegefachfrau Stefania folgendermassen:

„[...] wenn deine Freunde sterben ... und [du] vielleicht keine Angehörigen hast, oder die nicht mehr hier sind [...], und du hast niemanden, der, ... Leute, die dich pflegen und du kannst die Sprache nicht ... super [*ironisch*]! ... Das ist wirklich ..., das ist schwierig.“²⁶¹

In den kulturspezifischen Wohngruppen gilt deshalb die gemeinsame Sprache als ein verbindendes Element oder, wie es Sofia, eine spanischstämmige Pflegende formuliert, als „ein Stück Heimat“²⁶², das es den Bewohnenden ermöglicht, mit ihren Mitbewohnenden und dem Pflegepersonal zu kommunizieren. Für den Leiter eines Altersheims mit kulturspezifischem Betreuungsangebot ist deshalb „[d]as zentrale Identität stiftende Element [...] die italienische Sprache“ (BAG 2014: 9), welche in der „mediterranen“ Wohngruppe seiner Einrichtung von allen Bewohnenden gesprochen wird, da sie alle italienischstämmig sind. In den „mediterranen“ Alterseinrichtungen informieren Speisepläne, Beschilderungen auf den Gängen und wöchentliche Ankündigungen von Veranstaltungen meist in italienischer Sprache und sind somit für einen Grossteil der Bewohnenden (und Angehörigen) verständlich. Die Möglichkeit, in ihrer Erstsprache kommunizieren zu können, scheint einer der Hauptgründe zu sein, weshalb die Bewohnerinnen und Bewohner und deren Angehörige sich für die „mediterrane“ Wohngruppe entscheiden. Die Bewohnerin Signora Muratori äussert sich hierzu wie folgt:

„E certo, io sono venuta per quello! Che così ci capiamo di più ... no?“²⁶³

Bestätigt wird dies auch durch die Aussagen der Pflegenden, die entsprechende Rückmeldungen von den betreuten Personen erhalten.

„[...] wenn man sie fragt, dann sagen sie schon auch, dass es für sie gut sei, dass wenigstens ihre Muttersprache verstanden wird ... Das ist eigentlich das Haupt-

260 „Ich spreche ein klein wenig Deutsch. Aber jetzt nicht, wenn es mich ermüdet, nicht ...“ Interview mit Signor Bonanno vom 21. Januar 2013.

261 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

262 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

263 „Aber sicher, deshalb bin ich hierher gekommen. Damit wir so mehr verstehen ... nicht wahr?“ Interview mit Signora Muratori vom 29. April 2014.

thema: die Sprache.“²⁶⁴

Die Möglichkeit, in der Erstsprache zu kommunizieren, ist auch für Personen wichtig, die an Demenz erkrankt sind. Denn diese können mit fortschreitendem Krankheitsstadium die Fähigkeit verlieren, ihre erlernte Zweitsprache zu sprechen (Valle 1989). Wenn sie dann in einem Umfeld leben, in dem sie sich nicht verständigen können, kann sich das auf ihr Wohlbefinden auswirken. Ein Beispiel hierfür liefert die Pflegefachfrau Stefania. Sie beschreibt den Fall einer an Demenz erkrankten Bewohnerin, die vor ihrem Einzug in die „mediterrane“ Wohngruppe an einem anderen betreuten Wohnort gelebt hatte, an dem ihre Erstsprache nicht gesprochen wurde.

„[...] die Dame, die nun das Einzelzimmer hat, das so schön eingerichtet ist, die hat eine Tochter ... Als sie eingetreten ist, da habe ich den Eintritt gemacht, und da habe ich nur noch gehört, dass sie dort, wo sie vorher gewesen ist, dass sie dort nichts mehr gegessen hat, nichts mehr gesprochen, nichts mehr, gar nichts, nur quasi so vor sich so ... Und dann, als sie hierher gekommen ist, hat sie gesagt, sie ist so glücklich, dass sie nun hier ist, wo sie jemand versteht. Oder ein ganz bisschen Deutsch kann sie auch. Und dann ist sie total aufgeblüht, richtig ... Nun geht sie raus mit der Tochter, ihre Sachen einkaufen, die sie gerne hat ...“²⁶⁵

Nicht selten ist es den Angehörigen ein besonderes Bedürfnis, nahestehende Personen in einem Umfeld betreut zu wissen, das die älteren Menschen sprachlich versteht. Der folgende Interviewausschnitt macht dies deutlich:

- Sofia: „[...] die Kinder [...] sind froh, wenn zum Beispiel die Mutter, der Vater ... an einem Ort sind, an dem sie sich verständigen können ... weil sie wissen, sie können die deutsche Sprache nicht ... und schon von dem her sind sie froh, oder?“
- Susanne: „Und auch, dass das Personal hier ist, welches Italienisch spricht, mit Mami und Papi, ...“
- Giulia: „Das gibt eine gewisse Ruhe, dir selbst ...“
- Susanne: „Auch eine Sicherheit für die Angehörigen, wenn sie alles verstehen können ... Und umgekehrt auch, oder?“²⁶⁶

Vor dem Hintergrund, dass die Betreuung pflegebedürftiger Menschen in den Herkunftsländern der Bewohnenden vielfach innerhalb der eigenen Familien geregelt wird und dies demnach die erste Generation von Personen ist, die ihren Lebensabend in Altersheimen verbringt, scheint die Gewissheit, dass sich der Vater oder die Mutter in den „mediterranen“ Wohngruppen sprachlich verständigen kann, die Angehörigen zu beruhigen.

Eine Sprache unter vielen

Je nach Alterseinrichtung werden in den „mediterranen“ Wohngruppen nicht nur italienischstämmige Personen, sondern auch ältere Menschen aus Ländern wie Spanien, Portugal, Brasilien, Peru oder der Dominikanischen Republik betreut. Eine einzige verbindende Sprache gibt es in diesen Wohngruppen also nicht immer und so verstehen sich verschiedensprachig-

²⁶⁴ Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

²⁶⁵ Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

²⁶⁶ Auszug aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

ge Bewohnende einer Wohngruppe untereinander auch nur bedingt. Die Pflegende Giulia beschreibt die Dynamik zwischen gleichsprachigen Bewohnenden in der von ihr betreuten Wohngruppe wie folgt:

„[...] du siehst halt einfach, dass sie auch den Kontakt zueinander suchen [...], damit sie ihre Sprache wirklich sprechen können ... sonst wären sie alleine ...“²⁶⁷

Dies wird von der italienischstämmigen Bewohnerin Signora Bianchi bestätigt. Sie erklärt, dass sie sich vor allem mit ihren italienischstämmigen Mitbewohnerinnen gut versteht:

„[...] mi trovo bene con gli italiani, naturale. Quando io sono italiana.“²⁶⁸

Es scheint also, dass Sprache tatsächlich ein identitätsstiftendes Element ist und sich deshalb auch bei den „mediterranen“ Wohngruppen eine sprachlich bedingte Gruppenbildung unter den Bewohnenden kaum vermeiden lässt. Doch selbst innerhalb einer Landessprache kann es zu sprachlichen Differenzen kommen. Wie fein die sprachlichen Nuancen justiert sind, zeigt sich im Gespräch mit einer Bewohnerin einer „mediterranen“ Wohngruppe, die aus Kalabrien stammt und mir gegenüber behauptet, dass es selbst einigen ihrer Landsleute schwerfalle, ihren süditalienischen Dialekt zu verstehen.²⁶⁹ Trotz der verschiedenen italienischen Dialekte, die auf ihrer Wohngruppe gesprochen würden, verstünden sich die Bewohnenden. Dies, weil die meisten Personen mittlerweile so lange in der Schweiz lebten, dass sie ein „angepasstes“ Italienisch sprächen. Würden sie dies nicht tun, wäre die Situation vermutlich so, wie es die Bewohnerin Signora Trentin voraussagt:

„Se io parlo il dialetto, voi non capisce niente.“²⁷⁰

Die Aussage der älteren Dame zeigt, dass den Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppen eine sprachliche Flexibilität und ein gewisses Anpassungsvermögen abverlangt wird. Denn trotz der ethnozentrischen Ausrichtung der Wohngruppen leben auch hier Personen, die verschiedene Sprachen und Dialekte sprechen. Für die Bewohnenden ist diese Situation nicht neu. Gehören sie doch bereits seit Jahrzehnten zu einer Bevölkerungsgruppe, die eine andere Sprache als die Mehrheitsgesellschaft spricht und auch am Arbeitsplatz mit anderssprachigen Menschen zusammengearbeitet hat. Unter diesen Umständen haben die Migrantinnen und Migranten gelernt, sprachliche Defizite zu kompensieren, indem sie sich gegenseitig aushelfen. Signor Bonanno beschreibt beispielsweise, wie sich die italienischstämmigen Bewohnenden im Heim bei der Übersetzung unbekannter Begriffe gegenseitig behilflich sind:

„[...] ci sono anche molti italiani, se c'è da chiedere qualche cosa. [...] ma poi tutti parliamo un pochettino, il tedesco, con il passare del tempo, sai sono 50 anni.“²⁷¹

267 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

268 „[...] ich verstand mich gut mit den Italienern, natürlich. Weil ich doch Italienerin bin.“ Interview mit Signora Bianchi vom 15. Januar 2013.

269 Wie sehr Sprache ein identitätsstiftendes Element ist, verdeutlicht auch die folgende Szene, die während des Feldaufenthaltes in der Regelwohngruppe beobachtet werden konnte: Nachdem die Bewohnenden ihr Mittagessen eingenommen haben, serviert ihnen eine deutsche Pflegende den Kaffee mit den Worten: „So ..., noch ein Kännchen.“ Einer Schweizer Bewohnerin scheint die hochdeutsche Aussprache der Mitarbeiterin zu missfallen, und so öffnet sie die Aussprache der Pflegenden in einem unbeobachteten Moment leise nach.

270 „Wenn ich Dialekt spreche, dann verstehen Sie nichts.“ Gesprächsnotiz aus dem Feldtagebuch vom 3. Juli 2012.

271 „[...] hier sind auch viele ItalienerInnen, wenn es etwas zu fragen gibt. [...] und dann sprechen wir alle auch ein wenig Deutsch, im Laufe der Zeit, weisst Du, es sind 50 Jahre.“ Interview mit Signor Bonanno vom 21. Januar 2013.

Um der Diversität der Bewohnenden gerecht werden zu können, arbeiten in den kulturspezifischen Wohngruppen meist Pflegende, die zumindest eine der Erstsprachen der Bewohnenden beherrschen.²⁷² Da der grösste Anteil der betreuten Personen aus Italien und Spanien stammt, sind es meist diese beiden Landessprachen, mit denen auf den Wohngruppen kommuniziert wird. Oftmals handelt es sich bei den Pflegenden selbst um italienisch- oder spanischstämmige Migrantinnen und Migranten der ersten oder zweiten Generation. Doch auch Pflegende aus anderen Nationen werden für die Betreuungsarbeit auf den „mediterranen“ Wohngruppen eingesetzt. So arbeitet beispielsweise auf einer Wohngruppe, in der auch Bewohnende betreut werden, die aus Mittel- und Südamerika stammen, nebst italienisch- und spanischstämmigen Mitarbeitenden auch Pflegepersonal, das aus diesen Regionen stammt. Vertrautheit mit der Sprache und der Kultur der Bewohnenden scheint ein grosser Vorteil für die Arbeit auf den „mediterranen“ Wohngruppen zu sein. Dennoch lassen sich sprachliche Missverständnisse aufgrund der heterogenen Zusammensetzung der Wohngruppen nicht vermeiden. So berichtet die italienischstämmige Pflegende Stefania von ihren Schwierigkeiten, Spanisch sprechende Bewohnende ihrer Wohngruppe zu verstehen:

„Ja, es hapert schon ein bisschen [*schmunzelt*], weil ich meine, ich verstehe ein bisschen Spanisch und ich schlage mich so durch mit dem bisschen, was ich kann. Aber manchmal sagen sie [die spanischstämmigen Bewohnenden] dann schon Sachen, die wir nicht verstehen und dann werden sie fast verrückt, wenn man sie nicht versteht. Und das begreife ich auch.“²⁷³

Vor allem Mitarbeitende, die weder Italienisch, Spanisch oder Portugiesisch sprechen und dennoch auf einer „mediterranen“ Wohngruppe arbeiten, sehen sich im Pflegealltag einigen Hindernissen ausgesetzt, wie die Schweizer Pflegende Susanne im Gespräch bestätigt:

„Also für mich persönlich ist es natürlich schon ... anstrengender ... als jetzt für dich oder dich [*bezieht sich auf die zwei italienisch- und spanischstämmigen Kolleginnen*]. Eben einfach wegen der Sprachbarriere, oder? Ich brauche dort enorm viel Energie. Und Nerven, Geduld. Ich denke viel mehr, als jetzt vielleicht ihr, da ihr es versteht. Bis ich sie [die Bewohnenden] verstehe, was sie wollen, muss ich mir mehr Zeit nehmen und umgekehrt auch ... Irgendwie mit Händen und Füssen und Gestik verstehen wir uns recht gut, denn die meisten kennen mich jetzt auch schon lange und umgekehrt auch natürlich ...“²⁷⁴

Im Pflegealltag mit fremdsprachigen Personen kann Körpersprache zwar eine wichtige Form der Kommunikation sein (Koch-Straube 2007: 420). In der stationären Langzeitpflege jedoch scheint sie allein für ein vertieftes Verständnis der jeweiligen Bedürfnisse nicht auszureichen:

„Aber immer wieder frag’ ich halt dann ‚Was hat sie jetzt gesagt?’ oder ‚Was meint sie jetzt?’ oder ‚Was heisst das?’ . Ich bin schon angewiesen ... und es braucht

272 Auf der Webseite eines Altersheims mit kulturspezifischem Betreuungsangebot wird das Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppe wie folgt beschrieben: „[...] Betreut werden sie [die Bewohnenden] durch fachlich gut ausgebildete Mitarbeitende, die, wenn immer möglich, ihre Sprache sprechen und ihre Kultur kennen.“ <http://www.falkenstein.buespi.ch/Angebot/PuP6h/> (31.05.2016).

273 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

274 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

dann schon Geduld und ... es ist ein Aufwand für mich ... ja ...“²⁷⁵

Aufgrund ihres sprachlichen Defizits ist Susanne also auf die Übersetzungsleistungen ihrer italienisch- und spanischstämmigen Kolleginnen und Kollegen angewiesen. Für diese bedeutet die Übersetzungsarbeit wiederum einen Mehraufwand in ihrem pflegerischen Alltag. Da ihre Sprachkompetenz für die Arbeit auf den „mediterranen“ Wohngruppen eine wertvolle Ressource darstellt, hielte es die Pflegefachfrau Stefania beispielsweise für angemessen, wenn diese von der Institutionsleitung entsprechend honoriert würde:

„[...] man sollte auch dementsprechend ein bisschen einen Extrapbonus bekommen, wenn man schon die Sprache kann.“²⁷⁶

Stefanias Aussage macht deutlich, dass sprachliche Differenzen nicht nur bei den Bewohnenden zur Gruppenbildung führen, sondern dass sich die Pflegenden ebenfalls als Zugehörige zweier Gruppen wahrnehmen: Auf der einen Seite diejenigen, die die Erstsprache der Bewohnenden sprechen und auf der anderen Seite diejenigen, die diesen Sprachen nicht mächtig sind. Die gemeinsame Sprache kann in extremen Fällen auch als ausgrenzendes Merkmal wirken. Beispielsweise in Situationen, in denen es den Bewohnenden nicht gut geht. Denn dann ist es ihnen offenbar besonders wichtig, von einer Person betreut zu werden, die ihre Erstsprache spricht. Werden sie von jemandem betreut, der dies nicht kann, so kann dies Konsequenzen haben, wie Stefania weiter ausführt:

„Manchmal äussern sie [die Bewohnenden] sich auch ‚Die versteht mich ja gar nicht, die will ich nicht‘.“²⁷⁷

Stefania nimmt ihre Fähigkeit, Italienisch zu sprechen, zwar durchaus als Ressource wahr; in gewissen Situationen scheint ihre Sprachkompetenz sie aber auch unter Druck zu setzen. Nämlich dann, wenn sie den Eindruck hat, dass sie für die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe nicht da sein kann. Ihr zufolge vertrauen sich die Bewohnenden bei sensiblen Themen vor allem denjenigen Pflegenden an, die ihre Erstsprache sprechen. Jedoch nicht alle Pflegenden, die in der kulturspezifischen Wohngruppe arbeiten, sprechen auch die Erstsprache der Bewohnenden. Darin sieht Stefania einen grossen Nachteil:

„Also, ich finde halt, wir sind wirklich zu wenig, die Italienisch sprechen. Gerade wenn's um's Sterben geht ... Die [Bewohnenden] erzählen manchmal auch Sachen, die sie sich wünschen ... Klar ist man nicht immer da. Aber es sind Sachen, die sie nur bestimmten Leuten anvertrauen. Das würde mir wahrscheinlich selber auch so gehen.“²⁷⁸

Vertrautheit mit der Erstsprache und dem kulturellen Hintergrund der Bewohnenden begünstigen eine kultursensible Altenpflege.²⁷⁹ Vor allem Mitarbeitende wie Stefania, „die selbst

275 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

276 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

277 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

278 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

279 Die Wohngruppenleiterinnen der insgesamt vier besichtigten „mediterranen“ Wohngruppen bringen diesbezüglich sehr unterschiedliche Ressourcen mit: keine der Leitungspersonen ist selbst italienisch- oder spanischstämmig. Zwei Frauen sprechen Italienisch, eine davon fließend, da sie mehrere Jahre in Italien lebte und arbeitete. Eine dritte, Schweizer Wohngruppenleiterin betonte, dass sie ihren Posten auf der „mediterranen“ Wohngruppe nur im Wissen angenommen habe, dass ihr in ihrer jetzigen Position eine italienischstämmige Pflegefachperson zur Seite steht.

MigrantInnen und damit GrenzgängerInnen zwischen verschiedenen Lebenswelten sind“ (Stanjek 2007: 331), können mit ihren persönlichen Erfahrungen wichtige Bezugspersonen für ältere Migrantinnen und Migranten darstellen. Denn laut Domenig (2007) minimiert die Einbindung von Mitarbeitenden mit Migrationshintergrund „das Gefühl der BewohnerInnen, im Heim fremd zu sein“ (Domenig 2007: 421).²⁸⁰ Im Gespräch mit Stefania, die selbst gebürtige Italienerin ist, wird deutlich, dass sie aufgrund ihrer eigenen Migrationserfahrung die sprachlichen Hürden kennt, die die meisten der von ihr betreuten älteren Migrantinnen und Migranten in der Schweiz bewältigen müssen.

„[...] als ich in die Schweiz gekommen bin, und ich konnte kein Deutsch und ich wollte etwas erklären und der andere hat mich nicht verstanden, das machte mich *hässig* und ich habe gedacht: ‚Mensch, warum verstehst Du mich nicht?‘“²⁸¹

Mitarbeitende, die die Erstsprache der Bewohnenden beherrschen, haben laut Aussagen der Pflegefachfrau in ihrem Pflegealltag einen anderen Zugang zu den älteren Menschen, als ihre sprachunkundigen Kolleginnen und Kollegen:

„[...] sie [die Bewohnenden] sind dann offener, sie sprechen dann über Sachen, die andere gar nicht mitbekommen, also das ist dann schon recht ein Vorteil.“²⁸²

Aus diesem Grund hält eine Schweizer Wohngruppenleiterin einer „mediterranen“ Betreuungseinrichtung nicht nur die Sprachkenntnisse der Pflegenden, sondern auch deren Herkunft für sehr wichtig. Ihrer Ansicht nach könnten Mitarbeitende, die den gleichen kulturellen Hintergrund wie die betreuten Personen haben, einerseits die Sprache und den Humor der älteren Menschen verstehen, andererseits verfügten sie auch über das entsprechende Temperament und die nötige Energie für die Betreuung dieser Personengruppe.²⁸³ Laut Aussagen der Wohngruppenleiterin pflegten diese Mitarbeitenden einen besonderen Umgang mit den Bewohnenden, der von den älteren Menschen geschätzt würde, weil er ihnen vertraut sei. Dieser besondere Umgang zeigt sich laut Aussagen der italienischstämmigen Pflegenden Michela beispielsweise darin, dass sie bei ihrer Arbeit auf der „mediterranen“ Wohngruppe im Vergleich zu ihren Schweizer Kolleginnen und Kollegen laut sprechen würde. Die Pflegende begründet dies damit, dass die Bewohnerinnen und Bewohner einen erhöhten Geräuschpegel und ein lebendiges Umfeld bereits „von Zuhause“ gewohnt seien. Während Schweizer Pflegende sich eher leise den älteren Menschen annäherten und diese „allein davon schon krank“ würden, reagierten die Bewohnenden auf Michelas laute Art sehr positiv. Eine von ihr betreute Frau schätzte diese lebendige Umgangsform besonders und habe ihr deshalb bereits folgendes entgegen:

„Michela, wenn ich dich höre, freue ich mich immer.“²⁸⁴

280 Dabei spielt es wohl weniger eine Rolle, dass die Mitarbeitenden den gleichen kulturellen Hintergrund wie die betreuten Personen aufweisen, als dass sie selbst eine Migrationserfahrung gemacht haben. Koch-Straube (2007: 419) bezieht sich hier auf Scheib (1997: 30) und beschreibt den Wunsch älterer Migrantinnen und Migranten: „Sie wünschen sich im Falle der professionellen Pflege ›eine ausländische Fachkraft, die nicht unbedingt der eigenen Ethnie/Nationalität angehören müsste‹, da es ›ihnen vorrangig darum geht, in ihrem ‚Ausländersein‘ verstanden und mit ihren anderen kulturellen Vorstellungen und Verhaltensweisen als Mensch akzeptiert zu werden.“

281 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

282 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

283 Aus dem Protokoll des Gesprächs mit einer Pflegefachfrau in leitender Funktion vom 6. November 2014.

284 Gesprächsnotiz aus dem Feldtagebuch vom 19. März 2013.

Die Aussagen der Mitarbeitenden legen also nahe, dass die biografische Erfahrung von Pflegenden, die selbst einen Migrationshintergrund aufweisen und ursprünglich aus den gleichen Ländern stammen wie die von ihnen betreuten älteren Personen, eine hilfreiche Ressource für den Pflegealltag ist. Das Wissen, aus dem diese Pflegenden in ihrem Arbeitsalltag schöpfen, ist ein implizites Wissen, dass sie sich als Angehörige dieser Kultur aufgrund ihrer sozialen Praktiken erworben haben.

„Ich denke schon, dass [es] ein grosser Unterschied ist, ob jemand ein wenig Italienisch von der Schule kann oder wirklich von dort her kommt. Man kann auch gewisse Sachen besser verstehen. Ja, weil ... wenn ich jetzt persönlich jemanden pflege, dann weiss ich, meine Grossmutter hätte das damals so gewollt ... Das sind einfach gewisse Finessen, die man selber ... ich bin ja selber aus Süditalien ..., die ich selber spüren kann. Und ich habe auch das Gefühl, die Bewohner fühlen sich besser verstanden ... das ist so, ja.“²⁸⁵

Demnach führt Stefania ihre Fähigkeit, sich in die italienischstämmigen Bewohnenden gut hineinversetzen zu können, nicht etwa auf ein professionelles Wissen zurück, das sie im Rahmen einer Ausbildung erlernt hat. Ihr zufolge besitzt sie diese Fähigkeit aufgrund ihres biografisch bedingten Wissens, das sie in ihre Pflegepraxis mit einfließen lässt. Die Pflegende deutet an, dass sich dieses verinnerlichte Wissen vor allem in einer Sensibilität gegenüber emotionalen Aspekten äussert, die sie von denjenigen Kolleginnen und Kollegen unterscheidet, die nicht aus Italien oder Spanien stammen: Dadurch, dass sie als italienischstämmige Pflegende „gewisse Finessen“ „spüre“, habe sie ein „Gefühl“ für das, was die von ihr betreuten Migrantinnen und Migranten bräuchten. Ihre Aussage impliziert, dass sich die Bewohnenden deshalb von ihr besser verstanden „fühlten“ als von ihren Kolleginnen und Kollegen. Letztlich deutet die Pflegende darauf hin, dass sie aufgrund ihrer Herkunft, die sie mit einigen der Bewohnenden teilt, diesen eine bessere Pflege zukommen lassen kann.

Die familiäre Atmosphäre

In den Gesprächen mit dem Pflegepersonal der „mediterranen“ Wohngruppen wird eines deutlich: Diese Einrichtungen bieten ein Umfeld, das nicht nur bei den Bewohnenden, sondern auch bei den italienisch- und spanischstämmigen Mitarbeitenden ein Gefühl der Vertrautheit auslösen kann. Die Atmosphäre in den Wohngruppen unterscheidet sich laut Aussagen der Mitarbeitenden von den Regelwohngruppen, sodass dies auch ein Grund für die Wahl des Arbeitsortes sein kann, wie der folgende Dialog zwischen der italienischstämmigen Pflegenden Giulia und der spanischstämmigen Pflegenden Sofia zeigt.

- Sofia: „Wenn ich vergleiche ... mit dem was ich vorher ... wo ich ... gearbeitet habe, und das ist so ... das ist einfach lockerer.“
- Giulia: „Das ist für mich eben auch ein Grund, wieso ich bis jetzt immer noch nicht gegangen bin, ... ich könnte es mir nicht mehr vorstellen, ich brauch die Herausforderung. [...] Ich bin eben selber auch ein sehr temperamentvoller Mensch, ... und ich diskutiere sehr gerne mit den Bewohnern.“²⁸⁶

²⁸⁵ Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

²⁸⁶ Auszug aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

Der persönliche Kontakt mit den Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe zeichne sich demnach durch ungezwungenere Umgangsformen aus, die von einigen Mitarbeitenden geschätzt würden:

Giulia: „... es ist alles sehr direkt, du kannst auch mal mit ihnen [den Bewohnenden] darüber diskutieren und vielleicht einmal nicht immer so förmlich bleiben ..., ohne dass sie ... das persönlich nehmen.“²⁸⁷

Auch wenn diese besondere Atmosphäre von den Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppen selbst kaum thematisiert wird (dies mag daran liegen, dass die meisten den Vergleich mit einer Regelwohngruppe nicht kennen), so scheint sie für die Mitarbeitenden einen nicht unwesentlichen Aspekt ihrer Arbeit im Heim auszumachen und zu ihrem eigenen Wohlbefinden am Arbeitsplatz beizutragen. Dies ist nicht nur bei Pflegenden mit Migrationshintergrund der Fall, sondern offenbar auch bei Mitarbeitenden, die selbst keinen Migrationshintergrund aufweisen, die Erstsprache der Bewohnenden jedoch sprechen können wie beispielsweise die Pflegende Margrit:

„Also, mir gefällt es auch sehr gut, auch ... ein bisschen in den anderen Sprachen reden, ja es ist eine andere Atmosphäre ...“²⁸⁸

Diese „andere Atmosphäre“ wird von den befragten Personen unterschiedlich beschrieben. Während einige das „Sippenmässige“ der Bewohnenden hervorheben, beschreiben andere das Leben in den kulturspezifischen Wohngruppen als „viel lebendiger“, „viel temperamentvoller“ oder „lauter“ und bestätigen, dass hier ein „grösseres soziales Leben“ stattfinde. Diese Beschreibungen scheinen im Gegensatz zu den negativen Assoziationen zu stehen, die oftmals mit einem Leben im Altersheim in Verbindung gebracht werden, wie zum Beispiel Anonymität, Krankheit und eine allgegenwärtige institutionelle Atmosphäre. Das Leben in den „mediterranen“ Wohngruppen wird von den Mitarbeitenden vielmehr als ein Leben in einer sozialen Gemeinschaft wahrgenommen, unter deren Mitgliedern ein grosser Zusammenhalt besteht oder wie es Giulia formuliert:

„Es ist wirklich sehr familiär, das Ganze.“²⁸⁹

Auch die gemeinsamen Mahlzeiten werden von vielen Mitarbeitenden als wichtiger, sozialer Akt beschrieben, den die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppen besonders schätzten. Dies würde sich dadurch äussern, dass die älteren Menschen auch nach dem Essen noch am Tisch sitzen blieben, einen Espresso oder Kaffee zu sich nähmen und so die Gemeinschaft anderer suchen würden. Die Mitarbeitenden beschreiben diese Beobachtungen stets im direkten Vergleich zu Regelwohngruppen, in denen sie dieses Verhalten bei den Bewohnenden weniger stark ausmachen würden.²⁹⁰

287 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

288 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

289 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

290 Dies bestätigen auch die Beobachtungen im Feld (vgl. Kap. 5). Innerhalb der Bewohnergruppe der „mediterranen“ Alterseinrichtungen gibt es diesbezüglich jedoch offenbar auch Unterschiede zwischen Personen, die an Demenz erkrankt sind und solchen, die kognitiv gesund sind. Laut Aussagen einer Pflegefachfrau suchten demente Personen die Gemeinschaft anderer noch stärker als kognitiv gesunde Personen.

7.3 Ernährung

Die gemeinsamen Mahlzeiten sind ein sich täglich mehrfach wiederholendes Ritual, das den Alltag der Heimbewohnerinnen und -bewohner strukturiert. Zu verschiedenen Zeiten des Tages kommen die älteren Menschen zu Tisch und speisen in der Gemeinschaft ihrer Mitbewohnenden. Gemäss Biedermann und Hoffmann (2005) ist das Essen viel mehr als nur reine Nahrungsaufnahme und kann als basale Stimulation die Wahrnehmung und Kommunikation von älteren Menschen anregen:

„Nur schon durch den Duft einer vertrauten Speise können Bilder aus der Vergangenheit entstehen und Erinnerungen geweckt werden. Mit dem Medium Essen können Heimbewohner an vergangene Tage erinnert werden, an den gemeinsamen Familientisch, an ihre Heimat.“²⁹¹

Diesem Aspekt wird in den „mediterranen“ Alterseinrichtungen durch das Angebot spezifischer Speisepläne Rechnung getragen, die sich an den Ernährungsgewohnheiten der Bewohnerinnen und Bewohner orientieren sollen. Das folgende Kapitel zeigt die Schwierigkeiten, die mit der Gestaltung eines derartigen kulturspezifischen Speiseplans im institutionellen Kontext einhergehen. Es wird deutlich, dass die kulinarischen Präferenzen der älteren Menschen nicht nur von nationalen oder regionalen Einflüssen geprägt sind, sondern, entsprechend ihrer individuellen Biografie, auch von persönlichen Vorlieben. Entspricht das servierte Essen nicht den eigenen Vorstellungen, so kann es ausserdem zu einem Ventil werden, über das die älteren Menschen ihrer empfundenen Lebenssituation Ausdruck verleihen.

„Mediterrane“ Kost

Die „mediterranen“ Alterseinrichtungen werben vielfach damit, dass vor allem auch beim Essen der kulturelle Hintergrund der Bewohnenden berücksichtigt wird, wie das folgende Zitat belegt:

„Da noi le persone di madrelingua italiana trovano un ambiente familiare in cui, naturalmente, anche in cucina e a tavola è presente l'italianità.“²⁹²

In der Regel existiert in den kulturspezifischen Wohngruppen ein besonderer Speiseplan, der sich an der mediterranen Küche orientiert. So kann es sein, dass das Mittagsmenü einer Wohngruppe mit einer *Minestrone* als Vorspeise beginnt, danach als Hauptgang eine *Lasagne al Forno* folgt, um dann mit einer *Macedonia* als Dessert abgeschlossen zu werden. Je nach Einrichtung wird zum Mittagessen den Bewohnenden täglich auch ein Glas Wein serviert.²⁹³ Wie stark der Speiseplan tatsächlich von einer mediterranen Küche geprägt ist, hängt in erster Linie von der Logistik der jeweiligen Alterseinrichtung ab. In einzelnen Heimen wird das Essen zunächst in einer zentralen Heimküche vom Küchenpersonal zubereitet, um dann von den Pflegenden auf den verschiedenen Stockwerken serviert zu werden. In diesen Einrichtungen wird meist für sämtliche Wohngruppen des Hauses ein allgemeingültiger wöchentlicher

²⁹¹ Biedermann und Hoffmann (2005: 133).

²⁹² „Bei uns finden Personen mit italienischer Muttersprache eine vertraute Umgebung, in der die Italianità natürlich auch in der Küche und am Tisch präsent ist.“ <https://schwabgut.domicilbern.ch/angebot/> (29. November 2016).

²⁹³ In einer „mediterranen“ Alterseinrichtung können die Bewohnenden zu jedem Mittagessen nebst Wasser auch Wein trinken, den sie jedoch selbst beziehen müssen. Bewohnende, die den Wein nicht selbstständig erwerben oder über Angehörige beziehen können, können ihn auch über die Einrichtung erwerben.

Speiseplan erstellt. Der „mediterranen“ Wohngruppe des jeweiligen Hauses steht überdies ein eigener Speiseplan zur Verfügung, der in der Regel auf Italienisch verfasst ist. Diese Menükarte ist meist von der italienischen Küche inspiriert und soll den Bewohnenden eine kulinarische Alternative zum regulären Speiseplan bieten. Doch nicht immer ist dies der Fall. Betrachtet man beispielsweise den Speiseplan der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt genauer, so ist das „mediterrane“ Gericht, das den Bewohnenden am Abend zusätzlich zur Auswahl steht, an einigen Tagen lediglich eine italienische Übersetzung des Standardgerichts. Offenbar wird der logistische Aufwand, den ein zusätzliches Menü erfordert, in der zentral organisierten Heimküche der Einrichtung nicht immer betrieben.

Im Gespräch mit den Mitarbeitenden der „mediterranen“ Wohngruppen wird deutlich, dass ein kultursensibles Ernährungskonzept die persönlichen Ernährungspräferenzen der Bewohnenden berücksichtigen sollte. Da in diesen kulturspezifischen Wohngruppen oftmals Migrantinnen und Migranten aus verschiedenen Herkunftsländern betreut werden, reicht es also auch nicht, wenn der Speiseplan nur von einer nationalen Küche geprägt ist. In einer Einrichtung, in der ältere Migrantinnen und Migranten aus Italien und Spanien betreut werden, beobachtet beispielsweise eine Pflegefachfrau, dass die italienischstämmigen Bewohnenden vor allem Teigwaren bevorzugten, während die spanischstämmigen Bewohnerinnen und Bewohner als Beilage lieber Reis und Kartoffeln essen. In diesem Fall achte man laut der Mitarbeiterin darauf, dass auf dem „mediterranen“ Speiseplan abwechselnd Pasta- sowie Reis- oder Kartoffelgerichte stünden und das Ernährungsangebot somit vielfältiger sei.²⁹⁴ Ein Speiseplan, der sich an den kulinarischen Bedürfnissen der verschiedenen Bewohnenden orientiert, erfordert demnach die Unterstützung des Pflegepersonals, das die individuellen Wünsche der älteren Menschen erkennt und an die entsprechenden Stellen weiterleitet. Da die Essgewohnheiten der Bewohnenden nicht nur von spezifischen Länderküchen geprägt sind, sondern auch von den regionalen Küchen ihrer unterschiedlichen Herkunftsorte, gestaltet sich ein kultursensibles Ernährungskonzept nicht immer als einfach, wie die folgende Aussage von Claudia, der Leiterin der Pflegewohnung Isola, belegt:

„[...] wir versuchen möglichst mediterran zu kochen ... Wobei, das ist auch sehr schwierig. Also, Spanier essen anders als Italiener, und Norditaliener essen anders als die Süditaliener ... also man kann eigentlich nie ... alle auf einmal zufriedenstellen!“²⁹⁵

Köchin und Pflegefachfrau in einem

Den Alterseinrichtungen mit einer zentral geführten Heimküche, die in der Gestaltung des Speiseplans etwas weniger flexibel sind, stehen diejenigen Einrichtungen gegenüber, bei denen die Mahlzeiten für jede Wohngruppe einzeln in einer wohngruppeneigenen Küche zubereitet werden.²⁹⁶

294 Aus dem Gesprächsprotokoll mit Claudia vom 6. November 2014.

295 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

296 Von den drei besichtigten Altersheimen, die neben den Regelwohngruppen eine „mediterrane“ Wohngruppe anbieten, verfügen zwei Einrichtungen über Etagenküchen, von denen jedoch nur eine Institution Gebrauch macht. Bei dieser Einrichtung haben sämtliche Wohngruppen den gleichen Speiseplan, nur für die „mediterrane“ Wohngruppe wird von den Pflegenden ein Extra-Speiseplan zusammengestellt. Dieser wird mit dem Hauswirtschaftsdienst der Einrichtung besprochen, der auch die Bestellung der Zutaten entgegennimmt und sie für die Wohngruppen einkauft. Ausserdem verfügt diese Einrichtung zusätzlich über einen sogenannten „offenen Mittagstisch“, der von den Bewohnenden aller Wohngruppen besucht werden kann. In den beiden anderen Institutionen wird das Essen in der jeweiligen Heimküche zubereitet. Beim Modell der Pflegewohnung wird der wöchentliche Speiseplan ebenfalls von den Pflegenden zusammengestellt und die Mahlzeiten täglich in der eigenen Küche zubereitet.

Woche 12/ Menüplan vom 18. März bis 24. März 2013

Nachtessen

Mediterran	
Montag 18. März	Suppe Milchreis mit Kirschenkompott Brot
Dienstag 19. März	Suppe Zwiebel- und Käsewähe mit bunten Blattsalaten an französischer Salatsauce
Mittwoch 20. März	Suppe Feiner Pouletsalat mit Paprika und Ananas und Hausbrot
Donnerstag 21. März	Suppe Apfelstrudel mit Vanille- Zimtsauce
Freitag 22. März	Suppe Omelette mit Schinken und Schnittlauch Salat
Samstag 23. März	Suppe Chäschuechli mit Mais und Rüblisalat
Sonntag 24. März	Suppe Café complet Hüttenkäse mit Kräutern und Schinkenwürfelchen

Mediterran	
Zuppa Maccheroni in crema di aglio	
Minestra Torta al formaggio e Cipolla con insalata di verdure nel condimento per l'insalata francese	
Zuppa Insalata di pollo con peperoni e fine ananas e pane	
Zuppa Pasta con fagioli, carciofi e spinaci	
Zuppa Omelette con prosciutto ed erba cipollina insalata	
Minestra Chäschüechli con mais e insalata di carote	
Zuppa Antipasti, pane, pomodori, olive, salumi e formaggi a pasta molle	

Alternativangebot von Montag bis Sonntag:	
	Bestellnummer
Wurstsalat garniert	1
Fruchtwähe mit Rahm (oder Café complet)	2
Wienerli mit Brot und Tagessalat	3
Birchermüesli garniert	4
Griessbrei mit Zimt und Zucker	5
Käseteller garniert	6
Pasta-Gericht nach Saison (Saisonspeise wöchentlich angepasst an Bedürfnisse mediterrane WG)	7

Sofern das Geflügel und das Fleisch nicht aus Schweizer Produktion stammen, wird es mit dem
Herkunftsland versehen. «Im Ausland produziertes Fleisch» kann mit Antibiotika oder anderen
antimikrobiellen Stoffen zur Leistungsförderung erzeugt worden sein.

Speiseplan der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt, wo das Essen in einer zentralisierten Küche zubereitet wird.

Hier übernehmen meist die Pflegenden selbst das Kochen und haben somit einen gewissen Handlungsspielraum bei der Auswahl der wöchentlichen Gerichte und deren Zubereitung, basierend auf dem jeweiligen Ernährungskonzept der Einrichtung. Da das Pflegepersonal dieser kulturspezifischen Wohngruppen oftmals selbst italienisch- oder spanischstämmig ist oder in diesen Ländern bereits gelebt hat, sind die kochenden Mitarbeitenden meist mit einer Form der mediterranen Küche vertraut. Dies scheint ihnen zugute zu kommen, wenn sie für die betreuten Personen einen Speiseplan zusammenstellen müssen, der italienische oder spanische Gerichte enthalten soll. Claudia, die selbst mehrere Jahre in Italien gelebt hat, meint hierzu:

„Du weisst jetzt vielleicht noch ein Rezept von der Tante oder ... einer Freundin in Italien und kochst das, und das haben die Bewohner gerne.“²⁹⁷

Das Kochen in den wohngruppeneigenen Küchen zeichnet sich dadurch aus, dass die Bewohnenden an der Zubereitung der Mahlzeiten teilhaben können. Sei es dadurch, dass sie die Entstehung der Gerichte sinnlich wahrnehmen (und dadurch auch ein Gefühl für die verschiedenen Tageszeiten erhalten) oder dass sie selbst bei der Zubereitung aktiv mitwirken können. Während in Häusern mit einer zentralisierten Heimküche der Zubereitungsprozess der Mahlzeiten für die Bewohnenden meist unbemerkt verläuft und das Essen in mehr oder weniger vollendeter Form auf dem Tisch serviert wird, entspricht das Kochen in den wohngruppeneigenen Küchen am ehesten den Gewohnheiten, die die Bewohnenden von zu Hause her kennen. Dadurch, dass die Mitarbeitenden dieser Wohngruppen nicht ausschliesslich pflegende Tätigkeiten ausführen, sondern auch für das Kochen zuständig sind, exponieren sie sich mit ihren kulinarischen Fähigkeiten den Bewohnenden gegenüber, wie Claudia fortfährt:

„[...] es ist ein Drama, wenn ein Mitarbeiter kommt und nicht gut kochen kann.“²⁹⁸

Die Mitarbeitenden stellt dieses Modell offenbar vor besondere Herausforderungen, stehen sie doch in direktem Kontakt mit den Bewohnerinnen und Bewohnern und erhalten so unmittelbare Rückmeldungen zu ihrer Kochkunst.

„[Das] ist für die Mitarbeiter ... ich würde sagen, ein Härtetest, weil ... im grossen Heim ist der Koch in der Küche, und der kocht und der hört nicht was die über das Essen *schnöden*. Und hier ... kocht man, steht eineinhalb Stunden in der Küche ..., gibt sich Mühe, kocht, und sie setzen sich an den Tisch und haben es dann vor sich ... ‚Ähh und bäähh‘ ... und ‚Das ist hart‘ und ‚Das ist zu weich‘ [...].“²⁹⁹

Dass das Kochen von den Pflegenden nicht unbedingt als zusätzliche Belastung empfunden werden muss, zeigt das Beispiel von Stefania, einer 52-jährigen Pflegefachfrau und Mutter von drei Kindern. Als junge Frau emigrierte Stefania von Italien in die Schweiz und heute arbeitet sie in der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt. Die Wohngruppe verfügt über eine Etagenküche, in der die Pflegenden anfangs noch selbst kochten (vgl. Kap. 5.1). Die Zutaten hierfür wurden von einer zentralen Stelle bestellt und an die Wohngruppe geliefert.

„Am Morgen haben wir die Sachen von unten bekommen und haben das, was auf dem Menüplan war, gekocht. Und am Abend haben wir auch Sachen von unten bekommen und ab und zu konnten wir sagen ‚die Bewohner wünschen sich zum

297 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

298 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

299 Interview mit Claudia Pflegewohnung vom 20. Juni 2014.

Menue - Plan

April 2014

In der Regel verwenden wir Fleisch schweizerischer Herkunft

Tag	Mittagessen	Dessert	Abendessen	Einkauf
31.3. MO	SPAGHETTI MIT KALBSFLEISCH BROCCOLI	VANILLE CRêTE	TK Beerenmischung Griesspudding	SPAGHETTI, TOMATEN SAUCE, 3 RUCCOLA, 1 STANGE SELLERIE, BROCCOLI 3, KALBSFLEISCH 700g, 2 VANILLE CRêME Hartweizengriess BeerenTK
1.4. DI	Salat Polpete di suco + Erbsen Beilage	Oranger	Spinatwiche Apfelwache	300 gr. Hackfleisch - Rucoli - Erbsen 1 Blatt Petersilie, 1 Kuchenteig, 1 P. Spinat 4 Äpfel, 4 Eier, Rahm
2. MI	SALAT RISO ALLO MAFRANO PANISSE FLOTTKUCHEN LAKRITZEN	WICHE	Maisschmitten Rucolisalat	RISOTTO REIS, POLPETE KUCHEN 11 ST, ZEIGER, PANIERMEHL, KAROTTEN, BEETELEN Kaisergriess, 4 Mozzarella, 1 Hühner Rucoli
3. DO	Salat Tomatensauce + Fusilli mit Gemüse	Apfelmus	MINISTRONE + Käse	Rucoli, Sellerie, 2 Zucchini 1 Parana, 1 P. Fusilli MINISTRONE GEMÜSE + VERSCHIEDENE KÄSE
4. FR	Salat Fisch im Ei Kartoffeln Spinat	Ananas	Omeletten mit Konfi / Apfelmus	Fisch TK, Kartoffeln festkochend, Spinat TK, Ananas 10 Eier, Mehl, Apfel, Milch
5. SA	Salat Rindragout mit Gemüse und Kartoffeln	Karamell- Köpfchen	Fischbraten + Apfelmus	Rindragout (800gr.) - Rucoli - Erbsen Stange Sellerie Toastbrot, Apfel, Eier
6. SO	Salat Kalbsbraten mit Gemüse Kartoffelpüree - Krokette	Glace Beurre	Kalter Teller Zucchini di forno	Glace, Butter, (Zucker) Apfelmus, Rucoli, Stange Sellerie - 3 Äpfel - 1,2 kg Kalbsbraten, 10 Kartoffeln (Mehlig) / Schinken Salami - Aufschnitt (je 1 pkt)

Speiseplan der „mediterranen“ Pflegewohnung Isola, wo das Essen vor Ort von den Pflegemitarbeitenden zubereitet wird.

Beispiel ‚italienische Kartoffeln mit Wurst‘ oder ... ‚Eieromeletten mit Zwiebeln‘ egal was. Und dann haben wir das gemacht, zusätzlich.“³⁰⁰

Mittlerweile wurde im Erdgeschoss des Altersheims eine zentrale Küche eingebaut, in der die Mahlzeiten zubereitet werden, um dann von den Pflegenden auf den einzelnen Stockwerken serviert zu werden. Im Gespräch mit Stefania wird deutlich, dass sie in der Zentralisierung der Küche keine Erleichterung ihres Arbeitsalltags sieht. Vielmehr vermisst die Pflegende die Möglichkeit, das Essen für die Bewohnerinnen und Bewohner selbst zubereiten zu können.

„Ich wäre so glücklich, wenn ich ab und zu sagen könnte ‚So, und jetzt, heute koche ich euch einen Teller Spaghetti mit Sauce, wie ich es von früher her kenne‘ Wenn sie zum Beispiel Spaghetti Bolognese dort unten machen, es ist nie der gleiche Sugo, den sie kennen, wie ich ihn auch mache [...]. Und es ist anders, wenn du die Teigwaren kochst und grad verteilst, oder wenn sie eine halbe Stunde oder wie lange vorher schon vorbereitet sind und im Esswagen sind, und dann kommen sie hoch, und sie sind schon pappig und ein wenig trocken.“³⁰¹

Der Grund, weshalb die Speisen aus der zentralisierten Küche nicht den Gewohnheiten der Bewohnenden entsprechen, liegt gemäss Stefanias Kollegin Michela darin, dass die dort arbeitenden Köche nicht aus den Herkunftsländern der Bewohnenden stammten:

„Das Essen ist gut, aber es müssen nicht nur Deutsche oder Inder in der Küche sein.“³⁰²

Die Aussagen der beiden Pflegenden legen nahe, dass Personen, die nicht aus den Herkunftsländern der betreuten Personen stammen, auch nicht in der Lage sind, diejenigen Speisen zuzubereiten, die den älteren Menschen vertraut sind und von ihnen geschätzt werden. Dieses praktische Wissen wird offenbar nur denjenigen Personen zugeschrieben, die aufgrund ihrer persönlichen Biografie über das entsprechende praktische Wissen verfügen. Aus diesem Grund hat Stefania trotz der strukturellen Umstellung im Alters- und Pflegeheim Buchmatt bereits einen Versuch unternommen, die kulinarischen Wünsche der älteren Menschen zu berücksichtigen und selbst umzusetzen.

„Wir haben letztens auch einen Anlauf genommen und wollten Spaghetti Bolognese kochen ... Also haben wir die Bewohner gefragt: ‚Was wünscht ihr Euch, wenn wir oben etwas kochen könnten?‘. Dann haben sie gesagt: ‚Spaghetti Bolognese. Aber mit einer richtigen Sosse und richtig al dente Teigwaren‘. Dann wollte ich das machen und ich wollte die Sachen bestellen, aber von der Hygiene her ... leider kann man das nicht machen. [...] Schade. Sie sind sehr enttäuscht gewesen.“³⁰³

Laut Angaben der Pflegerin sind hygienische Richtlinien dafür verantwortlich, dass weder das Teigwarengericht noch ein selbstgemachtes Tiramisu den Weg auf die Teller der Bewohnenden finden. Die einzige Möglichkeit auf den Speiseplan der betreuten Personen einzuwirken, bestehe heute darin, dass die Pflegende ab und zu eine Melone kaufen und diese zum Dessert servieren können.

300 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

301 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

302 Gesprächsnotiz aus dem Feldtagebuch vom 19. März 2013.

303 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

Menu dal 3.11. al 09.11. 2014 Settimana 45

Solamente per il secondo Piano

Lun. 3.11.	Salsiccia di vitello, Salsa Chipolle Roesti Insalata di Barbabietole Pure di mele	
Cena	Minestra con verdura, con carne di manzo Insalata mista Caff�, Pane	
Mar. 4.11.	Sminuzzato alla Mexicana Conchigliette Zucchini tagliato in dedi Crema Capuccino	
Cena	Verdura fritto misto assortito Caff�, Pane	
Merc. 5.11.	Piccata di Tacchino Risotto ai pomodori Cavolfiore alla Besciamella Meringa con panna montata	
Cena	Riccitelle con Salame alla Crema Insalata mista Caff�, Pane	
Giov. 6.11.	Spezzatino di maiale, Salsa bruna Pure di patate Spinaci al burro Flan alla Caramella	
Cena	Casarecce Insalata mista Caff�, Pane	
Ven. 7.11	Filetto di pesce alla padella Riso bianco con ricci di burro Pomodori al forno Arance gratinate	
Cena	Sorpresa del macellaio del forno Insalata di patate, Antipasti Caff�, Pane	
Sab. 8.11.	Hamburgese casalingha Fusili Finocchi gratinati Crema alla Vaniglia	
Cena	Tortelloni con salsa di pomodori Insalata mista Caff�, Pane	
Dom. 09.11.	Brasato di manzo Spaetzli Cavoli rossi Parfait di Marroni	
Cena	Fettuccine al salmone e funghi Insalata mista Caff�, Pane	

Speiseplan einer „mediterranen“ Wohngruppe.

Pasta oder Café complet?

Die Mitarbeitenden der teilnehmenden „mediterranen“ Wohngruppen sind sich darin einig, dass das Essen für die Bewohnenden ein sehr wichtiger Bestandteil ihres Alltags ist. Die sinnlichen Eindrücke, die mit dem Essen verbunden sind, beziehen sich auf die Qualität der Speisen, deren Zubereitungsart, den sozialen Aspekt des Essens sowie die Form der Präsentation. Bei Wohngruppen, bei denen das Essen in der eigenen Küche zubereitet wird, würde es die flexible Gestaltung des Speiseplans eigentlich ermöglichen, auf die spezifischen kulinarischen Bedürfnisse der Bewohnenden einzugehen. In der Praxis gestaltet sich dies jedoch anders, wie Claudia bestätigt:

„... eigentlich wäre es vorgesehen, dass man den Menüplan zusammen mit den Bewohnern macht. Aber es geht nicht. Also, ... wenn ich frage: ‚Was sollen wir machen?‘, sagen sie: ‚Ich weiss nicht ... macht einfach!‘ Also, es fehlt ihnen irgendwie die Phantasie, die Ideen kommen sehr ... wenig. Es kann dann sein, dass mal jemand, wenn es etwas auf dem Teller hat, dass dann irgendwie jemand etwas sagt. Und sagt: ‚Ohh ...‘ und ‚Ich habe das früher so und so gemacht‘ ... Dann nehmen wir das, je nach dem, manchmal auch auf.“³⁰⁴

Somit sind die Pflegenden meist auf ihre eigene Kreativität angewiesen und gestalten den Speiseplan nach eigenem Gutdünken. Claudia erklärt, dass sich die Mitarbeitenden bei der Gestaltung des Speiseplans jeweils untereinander absprechen und darauf achteten, dass die Ernährung ausgewogen und abwechslungsreich sei. Freitags gäbe es jedoch immer Fischgerichte, da dies der Gewohnheit der betreuten Personen entspräche.

Über die angeblichen Präferenzen der italienisch- und spanischstämmigen Bewohnerinnen und Bewohner hinsichtlich ihrer Mahlzeiten, bestehen bei den Pflegemitarbeitenden der „mediterranen“ Wohngruppen unterschiedliche Ansichten. Während einige davon überzeugt sind, dass man den älteren Menschen kein „Café complet“ zum Abendessen servieren könne³⁰⁵, glauben andere, dass die Bewohnenden typisch schweizerische Kost von Zeit zu Zeit durchaus zu schätzen wüssten. So zum Beispiel auch Claudia, die zuvor zwar behauptet hat, dass die Mitarbeitenden der Pflegewohnung Isola bei der Zubereitung der Speisen versuchten, möglichst „mediterran“ zu kochen. Im weiteren Gesprächsverlauf äussert sich die Wohngruppenleiterin jedoch etwas differenzierter über die Ausrichtung der Speisen, die den Bewohnenden der Pflegewohnung serviert werden:

„[...] es [das Essen] ist nicht ausschliesslich mediterran [...]. Sie haben ja genug lange hier gelebt und nicht ausschliesslich Italienisch gegessen! Es gibt ganz viele Sachen, wie Birchermüsli oder Chässchnitten oder so, die sie sehr gerne haben! Und das machen wir natürlich auch.“³⁰⁶

In der kulturspezifischen Pflegewohnung wird das Essen täglich frisch von den Pflegenden zubereitet und es werden hierfür vorwiegend biologisch produzierte Lebensmittel verwendet, die von regionalen Lieferanten stammen. Obwohl der Speiseplan gemäss Claudia nicht explizit „typisch italienisch“ ist, äussern sich die Bewohnenden sehr positiv über das servierte Essen und die Kochkünste der Pflegenden. Dies deutet darauf hin, dass die Qualität der zubereiteten Speisen und der dafür verwendeten Produkte sowie ein abwechslungsreicher Menüplan min-

304 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

305 Aus dem Protokoll des Gesprächs mit einer Wohngruppenleiterin vom 6. November 2014.

306 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

destens so wichtig sind wie die regionale Ausrichtung der Speisen. Signor Ceccarelli, der im Alters- und Pflegeheim Buchmatt lebt, bestätigt dies, indem er sagt:

„Ma io mangio anche il cibo Svizzero, ma quando è fatto bene, che ci piace a noi.
Perché anche loro, sanno fare le specialità, non solo gli italiani.“³⁰⁷

Für ihn, der durchaus Gefallen an der helvetischen Küche findet, scheint die Qualität der zubereiteten Speisen weniger von einer spezifischen Länderküche abhängig zu sein als vom individuellen Talent der Köche. Und trotzdem bekräftigt die überwiegende Mehrheit der befragten italienischstämmigen Bewohnerinnen und Bewohner der „mediterranen“ Wohngruppen eine Vorliebe für die italienische Küche. Auch Signora Muratori zieht sie allen anderen Küchen vor und führt aus:

M: „Eh, la cucina italiana è meglio!“
I: „Perché?“
M: „È la migliore!“
I: „Perché? [lacht]“
M: „Eh, perché è più buona!“
I: „Lei preferisce mangiare le ...“
M: „Sì, certo!“³⁰⁸

Signor Amodio reduziert die Präferenzen seiner italienischstämmigen Mitbewohnenden auf eine einfache Formel:

„I Italiani piacono la pasta.“³⁰⁹

Mit derartigen Aussprüchen, in denen die italienische Küche von den italienischstämmigen Bewohnerinnen und Bewohnern überhöht und gegenüber anderen Küchen klar bevorzugt wird, bekräftigen die älteren Menschen laut Gabaccia (2000) ihre Zugehörigkeit zur italienischen Kultur:

„When we want to celebrate, or elevate, our own group, we usually praise its superior cuisine. And when we want to demean one another, often we turn to eating habits [...].“³¹⁰

Das Essen dient als identitätsstiftendes Element somit unter anderem auch dazu, sich von seinem Umfeld abzugrenzen und Differenz zu markieren (van Holten und Soom Ammann 2015). Für die Migrantinnen und Migranten war und ist dies nach wie vor eine Möglichkeit, die eigene Identität in einem fremden Umfeld zu bewahren und zu pflegen.

„Food [...] entwines intimately with much that makes a culture unique, binding taste and satiety to group loyalties. Eating habits both symbolize and mark the boundaries of cultures.“³¹¹

307 „Aber ich esse auch Schweizer Essen, wenn es gut gemacht ist, das schmeckt uns. Denn auch sie können Spezialitäten zubereiten, nicht nur die Italiener.“ Interview mit Signor Ceccarelli vom 3. August 2012.

308 B: „Ah, die italienische Küche ist besser!“, I: „Warum?“, B: „Sie ist die beste!“, I: „Warum?“, B: „Na, weil sie besser ist!“, I: „Sie bevorzugen das Essen ...“, B: „Aber sicher doch!“ Interview mit Signora Muratori vom 29. April 2014.

309 „Die Italiener mögen Pasta.“ Gesprächsnotiz aus dem Feldtagebuch vom 3. Juli 2012.

310 Gabaccia (2000: 8).

311 Gabaccia (2000: 8).

In den Gesprächen mit den Bewohnenden zeigt sich jedoch auch, dass die jeweiligen Vorlieben für bestimmte Gerichte von persönlichen Erfahrungen geprägt und somit sehr individuell sind. Speisen, die im Elternhaus serviert oder später im eigenen Zuhause gekocht wurden, haben die Essgewohnheiten der älteren Menschen stark geprägt.³¹² Dass diese Gerichte immer der „hohen Kunst“ der italienischen Küche entsprachen, ist zumindest in einigen Fällen zu bezweifeln, wie die folgende Aussage der Pflegefachfrau Claudia belegt:

„Und hier ist es dann schon so [...]: Es kann niemand auf der Welt kochen, nur die Italiener. Obwohl, wenn man die Kinder von denen hört, waren diese Eltern auch nicht die besten Köchinnen [...].“³¹³

Auch Signor Bonannos Kochkenntnisse scheinen begrenzt zu sein. Der alleinstehende, ältere Mann kam erstmals 1962 aus Süditalien in die Schweiz, um hier in einer Firma zu arbeiten, die Fruchthandel betrieb. Seine Arbeit bestand im Wesentlichen darin, Lastwagen zu be- und entladen. Noch im selben Jahr kehrte Signor Bonanno nach Italien zurück, versuchte den Schritt in die Selbstständigkeit, scheiterte mit seiner Unternehmung und liess sich daraufhin wieder in einer italienischen Fabrik anstellen. Nach zehn Jahren kehrte Signor Bonanno in die Schweiz zurück, arbeitete für unterschiedliche Firmen in diversen Branchen und reiste aufgrund seiner Arbeit immer wieder in verschiedene Regionen der Schweiz. Es scheint, als wäre Signor Bonannos Leben vor allem von seiner Arbeit geprägt gewesen, und für die Zubereitung seiner Mahlzeiten hat es an Zeit, Kenntnis oder an einer Person gefehlt, die diese Aufgabe für ihn hätte übernehmen können. Der ältere Mann beschreibt seine früheren Ernährungsgewohnheiten wie folgt:

„[...] io che stavo in un appartamento [...] io prendevo pasta al forno ghiacciata, pizze, tutte cose che erano già preparate. [...] Mettevo nel forno, finche ti lavavi la sera, facevi la doccia, dipende com'è e allora dopo mangiavo era tutto lì, poi di là al Migros era molto buono, ci sono tante cose, io prendevo i bastoncini di pesce già cotti, [...]“³¹⁴

Demnach ernährte sich Signor Bonanno in seinem früheren Alltag vielfach von Tiefkühlkost und war auch einem einfachen Gericht wie Fischstäbchen nicht abgeneigt.

312 Dies zeigte sich auch deutlich im Gespräch mit einer Schweizer Bewohnerin der Vergleichswohngruppe, die sich nach ihrer Leibespeise, einem gut gewürzten indischen Curry, sehnt. Diese Bewohnerin und Signor Bonanno sind zwei Beispiele unter vielen, die deutlich machen, dass persönliche Erfahrungen und die individuellen Biografien älterer Menschen einen starken Einfluss auf ihre Ernährungsgewohnheiten haben. Bei der Gestaltung des Speiseplans empfehlen deshalb Biedermann und Hoffmann (2005: 91) die Berücksichtigung individueller Vorlieben der Heimbewohnenden. Mit Hilfe einer sogenannten Essbiographie können laut den Autoren „spezielle Vorlieben und Abneigungen des jeweiligen Bewohners“ (ebd.) festgehalten und bei der Auswahl der servierten Speisen berücksichtigt werden. Somit lassen sich voreilige Annahmen über bestimmte kulinarische Präferenzen älterer Menschen vermeiden und die Mahlzeiten für die Bewohnenden zu einem positiven Erlebnis werden.

313 Interview mit der Wohngruppenleiterin Claudia vom 20. Juni 2014.

314 „[...] als ich einer Wohnung lebte [...] nahm ich jeweils einen tiefgefrorenen Nudelaufwurf, Pizze, all diejenigen Sachen, die bereits vorgefertigt waren. [...] Ich legte sie in den Ofen, solange man sich am Abend wusch, sich duschte, es kommt ganz darauf an, und dann ass ich, es war alles da, und dort bei der Migros war es sehr gut, dort gibt es viele Sachen, ich nahm jeweils die tiefgefrorenen Fischstäbchen. [...]“ Interview mit Signor Bonanno vom 21. Januar 2013.

„Se non c'è dolce, si mangia il amaro“³¹⁵ – Das Essen als Ventil

Mit diesem italienischen Sprichwort äussert sich Signora Freiburger über die Qualität der Speisen, die in der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt täglich serviert werden. Die von der zentral geführten Heimküche zubereiteten Gerichte wecken nicht nur den Unmut der Bewohnerin, sondern auch den ihrer Mitbewohnenden. Signor Ceccarelli beispielsweise bemängelt die fehlende Vielfalt des wöchentlichen „mediterranen“ Speiseplans und beschreibt das kulinarische Angebot etwas überspitzt mit den Worten „oggi patate, domani patate“³¹⁶. Die Kartoffel, als Ausdruck typisch schweizerischer Kost, versinnbildlicht seine Ablehnung der servierten Speisen.³¹⁷ Offenbar empfindet der ältere Herr diese Gerichte, trotz des Vorhandenseins eines alternativen „mediterranen“ Speiseangebots, als Bevormundung durch die Alterseinrichtung und deren Repräsentanten. Anders als zu Hause habe er nämlich im Heim keinen Einfluss auf die Gestaltung des täglichen Menüs:

„A casa tua, se non voi mangiare le patate mangia qualcosa differente.“³¹⁸

Auch Frau Zäch, eine Schweizer Bewohnerin der Regelwohngruppe, beklagt sich über die servierten Mahlzeiten. Während unseres Gesprächs erklärt die ältere Dame, dass sie im Heim gerne gehackten Spinat essen würde, denn diesen hätte es „seiner Zeit“³¹⁹ ebenfalls gegeben. Die Bewohnerin verweist damit auf ihre Jugendzeit und nennt eine Speise, die ihr offenbar von damals vertraut ist. Ihren Aussagen zufolge werden im Alters- und Pflegeheim Buchmatt vor allem Gerichte serviert, welche „die [: ihre] Mutter nicht gekocht“ habe. Sie weist darauf hin, dass sie – anders als bei ihrer Mutter – im Heim nur wenig vertraute Mahlzeiten essen könne, stattdessen würde vor allem „Italiener-Essen“³²⁰ serviert. Frau Zäch bezieht sich mit diesem Ausdruck offenbar auf den „mediterranen“ Speiseplan, der auch in ihrer Regelwohngruppe das Speiseangebot am Abend ergänzt. Das „mediterrane“ Speiseangebot ist zwar lediglich eine Wahlmöglichkeit für die Bewohnenden und manchmal handelt es sich – wie zuvor dargelegt – sogar nur um eine italienische Übersetzung des regulären Speiseangebots. Trotzdem grenzt sich Frau Zäch als Schweizer Bewohnerin von diesem spezifischen Speiseangebot ab, indem sie sich beklagt und deutlich macht, dass dieses ihren Essgewohnheiten und ihrem Geschmack nicht entspricht.

Das Leben in einer betreuten Alterseinrichtung unterscheidet sich vom Leben in den eigenen vier Wänden, bei dem die älteren Menschen die Entscheidungshoheit über verschiedene Bereiche ihres Lebens hatten. Das Essen, das ihnen nun zu festgelegten Zeiten serviert wird, ohne dass sie grösseren Einfluss darauf nehmen könnten, scheint nur eines von vielen Beispielen zu sein, worin einige der älteren Menschen einen Kontrollverlust sehen. Entspricht das Essen nicht ihren kulinarischen Ansprüchen, kann es – wie die Beispiele von Signor Ceccarelli und Frau Zäch zeigen – zum „Stein des Anstosses“ werden, über den sie sich ausgiebig auslassen können. Diese Form der Empörung scheint viel mehr zu sein als eine blosser Abneigung gegen ungeliebte Speisen. Sie erweist sich als eine Möglichkeit für die Bewohnenden, ihrer Haltung gegenüber ihrer persönlichen Lebenssituation Ausdruck zu verleihen. „Das Fremde“

315 „Wenn es nichts Süsses gibt, isst man das Bittere.“ Zitat von Signora Freiburger in Bezug auf das Essen im Heim; Gesprächsnotiz aus dem Feldtagebuch vom 31. Juli 2012.

316 Gesprächsnotiz aus dem Feldtagebuch vom 19. März 2013.

317 Vgl. hierzu auch van Holten und Soom Ammann (2015).

318 „Wenn Du bei dir zu Hause die Kartoffeln nicht essen willst, dann isst Du etwas anderes.“ Interview mit Signor Ceccarelli vom 3. August 2012.

319 Eintrag aus dem Feldtagebuch vom 11. Juli 2012.

320 Eintrag aus dem Feldtagebuch vom 11. Juli 2012.

– verkörpert durch die Kartoffel respektive durch das „Italiener-Essen“ – dient den beiden Bewohnenden als Projektionsfläche für ihren Unmut. Dieser resultiert aus dem Gefühl, dass ihren individuellen Bedürfnissen am betreuten Wohnort zu wenig Beachtung geschenkt wird.

Signor Ceccarelli hat dennoch einen Weg gefunden, der es ihm erlaubt, auch weiterhin Herr über seine Ernährungsgewohnheiten zu bleiben. Der Bewohner, der aufgrund einer zurückliegenden Beinverletzung nur noch beschränkt mobil ist, begibt sich nach eigenen Aussagen zwei- bis dreimal pro Woche in das Selbstbedienungsrestaurant eines nahegelegenen Einkaufszentrums. Dort kann er nach Lust und Laune aus einer Vielzahl von Gerichten auswählen:

„[...] mangio quello che voglio non è come qui, che devi mangiare quello che ti danno“.³²¹

Eine Frage der Präsentation

Das Essen ist ein sinnliches Erlebnis, das die Heimbewohnerinnen und -bewohner täglich von neuem erfahren. Als fester Bestandteil ihres Alltags finden die Mahlzeiten oftmals zu festgelegten Zeiten statt, am gleichen Ort mit den gleichen Personen und sie folgen meist einem wiederkehrenden Ablauf, der zur Routine werden kann. Wie das Beispiel von Signor Ceccarelli zeigt, können nahegelegene Selbstbedienungsrestaurants, Cafés oder Lebensmittelgeschäfte eine Alternative zum Essen im Heim bieten. Hier können mobile Bewohnerinnen und Bewohner Früchte, Getränke oder ganze Mahlzeiten erwerben, vorausgesetzt die Preise der Produkte entsprechen ihrem oftmals bescheidenen Budget. Besonders kleinere und günstige Lebensmittelgeschäfte sind Orte, an denen die Bewohnenden Feigen, Datteln oder andere bevorzugte Lebensmittel kaufen können, die sie in ihrer Alterseinrichtung nicht erhalten. Doch nicht alle Heimbewohnenden sind in der Lage, diese Orte selbstständig aufzusuchen. Viele ältere Personen sind aufgrund ihrer gesundheitlichen Verfassung an den betreuten Wohnort gebunden und können diesen nur mit Hilfe anderer verlassen. Da die Mahlzeiten jedoch eine Möglichkeit darstellen, soziale Kontakte zu knüpfen und darüber hinaus ein Gefühl der Gemeinschaft zu erzeugen, gibt es bei den Alterseinrichtungen verschiedene Bestrebungen, das Essen mit einem positiven Erlebnis zu verbinden, das auch weniger mobilen Bewohnenden in guter Erinnerung bleiben soll. Diese besonderen Anlässe bilden eine willkommene Abwechslung zum Heimalltag und werden von den Bewohnerinnen und Bewohnern in der Regel geschätzt. Dies können sehr niederschwellige Angebote sein wie beispielsweise ein Grillabend bei schönem Wetter im Garten oder ein Essen beim „offenen Mittagstisch“, der wohngruppenübergreifend stattfindet oder im hauseigenen Restaurant der Alterseinrichtung. Kochgruppen, bei denen die Bewohnenden aktiv mitwirken können, finden mancherorts einmal pro Monat statt. Beim gemeinsamen Zubereiten von Pasta und Pizza geht es auch darum, die Sinne der Bewohnenden mit den Gerüchen der verarbeiteten Zutaten anzusprechen. In einer Alterseinrichtung können die Bewohnenden jeden Samstag in der Backgruppe des Hauses einen Kuchen backen. Diesen genießen die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe am darauffolgenden Sonntag gemeinsam mit ihren Mitbewohnenden bei einem Glas Martini oder Grappa. Besondere Anlässe sind auch diejenigen, bei denen externe Personen in regelmäßigen Abständen für die „mediterranen“ Wohngruppen kochen. An einigen Orten übernehmen dies die Angehörigen der Bewohnerinnen und Bewohner. An anderen Orten werden hierfür freiwillige Helfer

³²¹ „[...] ich esse das, was ich will, nicht wie hier, wo ich das essen muss, was sie mir geben.“ Interview mit Signor Ceccarelli vom 3. August 2012.

von Migrantenorganisationen mit eingebunden, die die Speisen vor Ort zubereiten. Diese Laienköche besitzen oftmals selbst einen Migrationshintergrund und stammen nicht selten aus den Herkunftsländern der Bewohnenden. Sowohl das Einbinden von Angehörigen als auch von Migrantinnen und Migranten aus dem gleichen Kulturkreis ermöglicht die Zubereitung von Speisen, die den Bewohnenden mit grosser Wahrscheinlichkeit vertraut sind.

Auch zu bestimmten Festanlässen werden in den „mediterranen“ Alterseinrichtungen besondere Gerichte gekocht, die vom alltäglichen Speiseplan abweichen. Religiöse Feste wie beispielsweise *Natale*, *Pasqua* oder *Ferragosto* werden nicht nur mit den entsprechenden Festlichkeiten begangen, sondern werden auch durch die Zubereitung typischer Menüs kulinarisch unterstützt. Doch auch nicht-religiöse Feste wie beispielsweise die *Castagnata*, ein Herbstfest, das sowohl in Italien als auch im Tessin mit der Zubereitung von Kastanien gefeiert wird, finden an einzelnen Orten statt. Ebenso werden Schweizer Feiertage in den „mediterranen“ Wohngruppen gefeiert. Mit diesen und den dabei servierten typisch Schweizerischen Speisen sind die Bewohnerinnen und Bewohner, aufgrund ihres meist langjährigen Aufenthalts in der Schweiz, bestens vertraut.³²² Die Pflegerin Stefania erzählt, dass die Bewohnenden der kulturspezifischen Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt auch diese Speisen zu schätzen wüssten:

„[...] zum Beispiel letzte Woche hat es [einen] Racletteabend gegeben. Ja, das haben sie [die Bewohnenden] genossen! Da ist dann der Küchenchef raufgekommen, mit dem grossen Käse [...], [hat] die Teller mit Sachen *parat* gemacht. Und die haben das so genossen. Die sagen immer, die Italiener essen kein Käse oder so Sachen, aber das stimmt gar nicht! Es kommt immer darauf an wie es angeboten wird.“³²³

Stefanias Aussage deutet darauf hin, dass die Präsentation der Speisen bei besonderen Anlässen eine wichtige Rolle spielt. Während die Speisen sonst aus der zentralisierten Küche auf einem Servierwagen in die Wohngruppe gebracht und von den Pflegenden serviert werden, erhalten sie bei festlichen Begebenheiten einen besonderen Rahmen, bei dem nicht nur das Auge, sondern sämtliche Sinne „mitessen“. Stefania vergleicht die beiden Arten der unterschiedlichen Präsentation und beschreibt deren Wirkung auf die Bewohnenden:

„[...] Wenn der Teller da einfach nur so *parat* kommt, von unten, mit den Kartoffeln und dem Raclettekäse darauf [...]. Und wenn jemand kommt und es so schön präsentiert [...] und ein paar *Sprüchli* macht, und dann hat er zwei Flaschen Wein raufgebracht und jedem ein wenig Wein verteilt. Da haben sie einfach das Gefühl gehabt wie ‚Ah, jetzt bin ich auswärts gewesen.‘ Das ist anders, oder? Das ist ein anderes Gefühl.“³²⁴

Ein anderes Gefühl sollen die älteren Menschen auch an ihrem persönlichen Festtag, ihrem Geburtstag haben. In einigen Einrichtungen können sie sich deshalb ihre Liebesspeise wünschen, die an diesem Tag extra für sie zubereitet und serviert wird.

³²² So zum Beispiel auch mit den Feierlichkeiten rund um den ersten August.

³²³ Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

³²⁴ Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

Damit die Bewohnenden auch ausserhalb des institutionellen Rahmens in den Genuss eines besonderen Mahls kommen können, gibt es vereinzelt Bestrebungen, kulinarische Ausflüge in Restaurants, Pizzerien oder Cafés zu unternehmen. Auch hier ist es die Abweichung von der alltäglichen Routine, die diese Ausflüge für die älteren Menschen zu einem Erlebnis werden lassen. Die nachfolgende Äusserung Stefanias verdeutlicht, dass derartige Unternehmungen, sofern sie nur von einzelnen Mitarbeitenden initiiert werden, von diesen sehr viel Planung und Engagement erfordern, da sie eine Abweichung von ihrem regulären Pflegealltag darstellen:

„Wir haben auch mal [...] mit ein, zwei Bewohnern abwechselnd ins Restaurant essen gehen wollen. Aber es hat sich einfach nie ergeben [*betrübt*]. Man muss es einfach fest planen und sich sagen ‚Jetzt ist mir alles egal rund herum, ich mach das jetzt!‘ Da muss man sich einfach richtig richtig durchboxen.“³²⁵

Die Pflegerin würde den von ihr betreuten Personen gerne diese Abwechslung zum Heimalltag ermöglichen, sieht aber einige Hürden hierfür. Sie vergleicht diese Situation mit einem Kampf, bei dem die institutionellen Rahmenbedingungen einen starken Gegner darstellen. Für derartige Exkursionen, die sie gerne individuell mit einzelnen Bewohnenden unternehmen würde, scheinen die zeitlichen und personellen Ressourcen zu fehlen.

„Una mano lava l'altra“³²⁶ – Eine Frage der Haltung

Eine Hand wäscht die andere – dieses Sprichwort benutzt die Pflegerin Michela im Zusammenhang mit den servierten Mahlzeiten und umschreibt damit eine bestimmte Erwartungshaltung, die sie bei den Bewohnenden der kulturspezifischen Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt zu erkennen glaubt. Die italienischstämmige Frau ist überzeugt, dass die älteren Menschen, nachdem sie ihr ganzes Leben lang hart gearbeitet haben, im Alter nun den Anspruch hegen, sich zurückzulehnen und andere die Arbeit übernehmen zu lassen. „Von daheim“ seien es die italienisch- und spanischstämmigen Personen gewohnt, dass sich ältere Familienmitglieder von den jüngeren bedienen liessen. So lange ein älterer Mensch arbeiten könne, helfe er laut Michela im Haushalt auch mit. Sobald er dies aber nicht mehr könne, wolle er bedient werden. Dies werde auch beim Ablauf der Mahlzeiten in der „mediterranen“ Wohngruppe sichtbar. Kleinere Tätigkeiten wie zum Beispiel das Falten der Servietten würden diejenigen Bewohnenden, die dazu noch in der Lage sind, gerne übernehmen. Anders beim Essen: Hier würden die älteren Menschen lieber bedient werden wollen. Diese Haltung stehe jedoch im Widerspruch zur gängigen Pflegepraxis im Heim, die die Bewohnenden zur Erhaltung ihrer Mobilität und Selbstständigkeit dazu motivieren will, tägliche Handlungen möglichst eigenständig und ohne die Hilfe anderer auszuführen. Michelas Behauptung, dass sich die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe beim Essen gerne bedienen liessen, wird durch die Aussage eines Bewohners gestützt. Im Gespräch mit Signor Ceccarelli beklagt sich dieser tatsächlich über die Art und Weise wie seine Mahlzeiten serviert werden. Dem Bewohner ist aufgefallen, dass er früher seine Speisen noch auf dem Teller serviert bekommen hat, wohingegen heute die meisten Pflegenden das Essen in Schüsseln auf den Tisch stellen. Dass er sich die Mahlzeiten nun selber schöpfen muss, empfindet der ältere Herr „inefficiente è stupido“³²⁷, da dieser Prozess bei der Anzahl der Bewohnenden sehr viel Zeit in Anspruch nähme. Umso

³²⁵ Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

³²⁶ „Eine Hand wäscht die andere“, Ausspruch der Pflegerin Michela; Gesprächsnotiz aus dem Feldtagebuch vom 19. März 2013.

³²⁷ „ineffizient und dumm“; Gesprächsnotiz aus dem Feldtagebuch vom 19. März 2013.

mehr schätzt es Signor Ceccarelli, dass ihm eine Pflegende nach wie vor das Essen auf die alte Art und Weise, nämlich bereits in den Teller geschöpft, serviert.

Während Michela den kulturellen Hintergrund der Bewohnenden dafür verantwortlich macht, dass diese beim Essen lieber bedient werden wollten, zeigen die Äusserungen von Signor Ceccarelli, dass er vor allem deshalb seine Speisen weiterhin serviert bekommen möchte, weil er nicht lange auf sein Essen warten will. Die Argumente des Bewohners deuten also weniger darauf hin, dass er sich aufgrund seiner Herkunft gegen die Selbstbedienung bei den Mahlzeiten sträubt. Vielmehr scheint seine Haltung eine Reaktion auf sein Umfeld zu sein, denn in diesem lebt er zusammen mit Menschen, die in ihrer Mobilität stark eingeschränkt oder an Demenz erkrankt sind. Alltägliche Handlungen, wie das selbstständige Schöpfen von Speisen, können für diese Menschen eine grosse Herausforderung sein und viel Zeit benötigen. Dies erfordert von ihren mobileren und kognitiv gesunden Mitbewohnenden wie Signor Ceccarelli, ein gewisses Mass an Toleranz, das offenbar nicht immer vorhanden ist.³²⁸

Im Gespräch mit Michela weist diese noch auf einen weiteren Unterschied zwischen ihrer persönlichen Haltung und der ihrer Schweizer Kolleginnen und Kollegen hin. Auch dabei spielt das Thema Essen eine wichtige Rolle. Die italienischstämmige Pflegende bekräftigt aus eigener Erfahrung:

„Italiener essen Brot zum Essen.“³²⁹

Aus diesem Grund habe sie vor einiger Zeit begonnen, den Bewohnerinnen und Bewohnern der „mediterranen“ Wohngruppe zu den Mahlzeiten zusätzlich Brot zu servieren. Dies scheint jedoch dem Ernährungskonzept zu widersprechen, das ihre Schweizer Kolleginnen und Kollegen verfolgen. Denn diese forderten sie dazu auf, dies zu unterlassen, mit der Begründung, „die brauchen kein Brot, die werden nur dick.“³³⁰ Doch Michela ist offenbar auch in diesem Punkt der Ansicht, dass es dem Bedürfnis der Bewohnenden entspricht, diese Gewohnheit auch im hohen Alter beibehalten zu können.

Die genannten Beispiele machen deutlich, welcher Stellenwert dem Thema Essen in den „mediterranen“ Wohngruppen beigemessen wird. Indem die „mediterrane“ Küche als gemeinsamer Nenner für die kulinarischen Präferenzen der Bewohnenden festgelegt wird, werden die „mediterranen“ Wohngruppen durch ein entsprechendes Angebot von den Regelwohngruppen abgegrenzt. Für die Repräsentanten der Einrichtungen ist das spezifische Ernährungsangebot ein Beleg für die kultursensible Betreuung der Bewohnenden mit Migrationshintergrund. Nicht immer handelt es sich dabei um ein bedürfnisgerechtes Angebot. Widersprechen die Ernährungs- und Speisegewohnheiten der Bewohnenden den institutionell verankerten Regeln, Pflegekonzepten und -praktiken, kann dies zu Konflikten führen: In Stefanias Fall möchte

328 Nebst den genannten Gründen sind auch gestalterische Gründe dafür verantwortlich, dass sich nicht alle Bewohnenden ihr Essen selber schöpfen. Denn die Umsetzung des pflegerischen Konzeptes, welches die Aufrechterhaltung und Mobilisierung der Selbstständigkeit von Bewohnenden zum Ziel hat, wird durch das Mobiliar im Essbereich verunmöglicht. Hier steht in der Mitte des gemeinschaftlich genutzten Bereiches ein grosser Esstisch, an dem sechs Frauen ihre täglichen Mahlzeiten gemeinsam einnehmen (vgl. Kap. 5.1). Die Pflegende Michela weiss um die positiven Eigenschaften dieses Tisches, der das Speisen in der Gemeinschaft ermöglicht und dadurch eine familiäre Atmosphäre unterstützt. Gleichzeitig ist die Grösse des Möbels aber auch dafür verantwortlich, dass die Bewohnerinnen von ihren Stühlen aus nicht an die Schüsseln heranreichen, die in die Mitte des Tisches gestellt werden. Die teils über 90 Jahre alten Bewohnerinnen verfügen nicht alle über ausreichend Kraft, um sich gegenseitig das gefüllte und schwere Geschirr zu reichen. Somit sind die alten Damen beim Essen weiterhin auf die Hilfe des Pflegepersonals angewiesen.

329 Gesprächsnotiz aus dem Feldtagebuch vom 19. März 2013.

330 Gesprächsnotiz aus dem Feldtagebuch vom 19. März 2013.

die Pflegerin den italienischstämmigen Bewohnenden eine „authentische“ Küche bieten und wäre hierfür auch bereit selber zu kochen. Die hygienischen Richtlinien des Altersheims verhindern dies jedoch. Dieser Konflikt hinterlässt einen gewissen Unmut bei der Pflegenden und wirkt sich auf ihre Arbeitszufriedenheit aus. Michela hingegen, die sich über die vorherrschende Ansicht, man dürfe den Bewohnenden aus gesundheitlichen Gründen kein Brot zum Essen reichen, hinwegsetzt, liefert sich dadurch dem Unmut ihrer Kolleginnen und Kollegen aus. Auch Signor Ceccarelli, dem vor allem die rasche Zuteilung seiner Speisen während der Mahlzeiten wichtig ist, ist unzufrieden. Der Bewohner möchte gerne bedient werden, was jedoch dem Pflegekonzept widerspricht, wonach die Bewohnenden in ihrer Selbstständigkeit und Mobilität gefördert werden sollen. Da er gemeinsam mit Personen speist, die kognitiv und motorisch eingeschränkt sind und denen deshalb das selbstständige Schöpfen der Speisen schwerfällt, muss er sich beim Essen gedulden und warten, bis er mit dem Schöpfen an der Reihe ist. Stefanias, Michelas und Signor Ceccarellis Unmut resultiert daraus, dass sie sich an ihrem Wohn- beziehungsweise Arbeitsort an bestimmte Regeln und Abläufe halten müssen, die ihren eigenen Vorstellungen zuwiderlaufen. Diese Regeln und Abläufe erinnern an eine „totale Institution“ (Goffman 1973), in der Tätigkeiten „von oben durch ein System expliziter formaler Regeln und durch einen Stab von Funktionären vorgeschrieben“ werden (ebd.: 17). Widersetzt sich jemand diesen institutionell verankerten Regeln – so zeigt das Beispiel von Michela – muss diese Person mit entsprechenden Konsequenzen rechnen wie beispielsweise dem Widerstand von Kolleginnen und Kollegen.

Kulinarische Abwechslung wird in den Alterseinrichtungen entweder an Festtagen geboten oder durch die Zubereitung der Mahlzeiten durch externe Personen wie beispielsweise Angehörige oder Mitglieder von Freiwilligenorganisationen. Von institutioneller Seite wird davon ausgegangen, dass diese Personengruppen mit der regionalen Küche aus den Herkunftsländern der betreuten Personen vertraut sind und somit über ein praktisches Handlungswissen verfügen, das sie zur Zubereitung „authentischer“ Speisen befähigt. Doch auch diese Personen müssen sich – wie das Beispiel des Alters- und Pflegeheims Buchmatt zeigt – den institutionell festgelegten Regeln unterordnen.

Reklamationen über die Qualität des Essens von Seiten der Bewohnenden scheinen vielfach ein Ausdruck dafür zu sein, wie diese ihre derzeitige Lebenssituation empfinden. Nebst der vermissten regionalen Ausrichtung der servierten Speisen wird dann vor allem auch deren Qualität bemängelt.

Das Beispiel der Pflegewohnung Isola macht deutlich, dass auch ein Speiseplan, der nicht ausschliesslich „mediterrane“ Gerichte vorsieht, von den Bewohnenden sehr geschätzt werden kann, wenn auf die Qualität der verwendeten Lebensmittel, auf deren frische Zubereitung sowie auf abwechslungsreiche Menüs geachtet wird. Werden die Mahlzeiten von den Mitarbeitenden in einer wohngruppeneigenen Küche frisch zubereitet, können die Bewohnenden den täglichen Kochprozess sinnlich wahrnehmen. Dies kann einerseits Assoziationen mit vergangenen Erfahrungen wecken und andererseits die Orientierung der Bewohnenden fördern, indem ihnen ein Gefühl für die Tagesstruktur vermittelt wird. Darüber hinaus können die individuellen kulinarischen Bedürfnisse der betreuten Personen einfacher berücksichtigt und umgesetzt werden, was ebenfalls zu deren Zufriedenheit beitragen kann.

Die Berücksichtigung individueller Bedürfnisse bei der Betreuung älterer Migrantinnen und Migranten spielt nicht nur in kulinarischer Hinsicht eine wichtige Rolle, sondern auch in Bezug auf die Ausübung ihrer Religion beziehungsweise ihrer Spiritualität. Dass Religion und Spiritualität sowohl von institutioneller Seite als auch auf persönlicher Ebene eine wichtige

Funktion beigemessen wird, zeigt sich unter anderem auch daran, dass sich in den gemeinschaftlich genutzten sowie in den privaten Bereichen der „mediterranen“ Alterseinrichtungen immer wieder materialisierte Formen des Religiösen befinden. Aus diesem Grund scheint die Frage angemessen, inwiefern in den kulturspezifischen Alterseinrichtungen eine Berücksichtigung religiöser und spiritueller Bedürfnisse über diese materielle Ebene hinaus stattfindet. Dieser Frage wird in den folgenden Abschnitten nachgegangen.

Wochenprogramm	Vormittag	Nachmittag/Abend
Montag	Offene Gruppe 09.30 – 11.15 Uhr herzlich willkommen	Sturzprophylaxe 14.00 – 15.30 Uhr
Dienstag	Offene Gruppe 09.30 – 11.15 Uhr	Gesprächsrunde
Mittwoch	Offene Gruppe 09.30 – 11.15 Uhr	Ökumenischer Gottesdienst am zweiten Mittwoch im Monat um 14.30 Uhr / Chor 1 Mal im Monat Ausflug
Donnerstag	Offene Gruppe 09.30 – 11.15 Uhr Gehirntraining 10.00 – 11.00 Uhr	Italienischer Gottesdienst am ersten Donnerstag im Monat um 15.00 Uhr Gesprächsrunde
Freitag	Offene Gruppe 09.30 – 11.15 Uhr Jassen in der Cafeteria 10.00 – 11.00 Uhr	Veranstaltung siehe Aushang
Wochenende		Veranstaltung siehe Aushang

Wochenprogramm einer Alterseinrichtung mit „mediterranem“ Betreuungsangebot.

7.4 Religion, Spiritualität und persönlicher Glaube

Religiöse und spirituelle Glaubensvorstellungen können wichtige Ressourcen darstellen, wenn sich Menschen in schwierigen Lebenssituationen befinden oder von schweren Krankheiten und Schmerz betroffen sind (Allemand und Martin 2007; Zwingmann 2004).³³¹ Im Jahr 1995 nahm die Weltgesundheitsorganisation WHO den Bereich „Spirituality, Religiousness and Personal Beliefs“ als Bestandteil ihres Fragebogens zur Erhebung der subjektiven Lebensqualität (WHOQOL-100) auf, da ihn viele Patientinnen und Patienten als wichtig erachteten (Grom 2011: 13). In der medizinisch-psychologischen Forschung wird vor allem im US-amerikanischen Diskurs eine Unterscheidung der Begriffe „Spiritualität“ und „Religiosität“ vorgenommen. Religiosität beschreibt demnach die „Übernahme von Glaubensüberzeugungen sowie die Teilnahme an Aktivitäten und Ritualen einer organisierten Religionsgemeinschaft mit einem spezifischen Normen- und Traditionssystem“ (Zwingmann 2004: 218). Spiritualität hingegen gilt „als subjektiv erlebter Sinnhorizont, der sowohl innerhalb als auch außerhalb traditioneller Religiosität verortet sein kann und damit allen – nicht nur religiösen – Menschen zu Eigen ist“ (ebd.). Im Bereich der Pflegewissenschaft, Palliativmedizin und Gerontologie hat sich mittlerweile das Konzept der „Spiritual Care“ etabliert. Dieses Pflegekonzept wird vom britischen National Health Service (2009) wie folgt definiert:

„Spiritual care is that care which recognises and responds to the needs of the human spirit when faced with trauma, ill health or sadness and can include the need for meaning, for self worth, to express oneself, for faith support, perhaps for rites or prayer or sacrament, or simply for a sensitive listener. Spiritual care begins with encouraging human contact in compassionate relationship, and moves in whatever direction need requires.“³³²

Im Gesundheitskontext verspricht dieser Pflegeansatz, die zunehmend „plurireligiöse und multikulturelle Gesellschaft mit ihren individuellen Ausprägungen von Glauben und Religiosität“ zu berücksichtigen und „die Gleichberechtigung unterschiedlicher Religionen, Wertesysteme und Weltbilder“ zu achten (Diakonie 2009: 20). Da Spiritualität beziehungsweise Religiosität wichtige Faktoren für die Lebensqualität von Patientinnen und Patienten sein können (Zwingmann 2004), gilt es, dieser Thematik auch im Bereich der Altenpflege besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Persönliche Glaubensvorstellungen können nämlich Betroffene bei der Bewältigung von Trauer und Schmerz unterstützen und auch schwerstkranken Personen im Hinblick auf das eigene Lebensende Kraft und Hoffnung schenken (Salis Gross et al. 2014; Zwingmann 2005).³³³ Im Heimkontext können religiöse Rituale eine Bereicherung für religiöse ältere Menschen sein. Gemäss Friedman (2002) verwandeln diese Rituale profane Zeit in sakrale Zeit und können deshalb in einer Lebensphase, in der weder die berufliche Arbeit noch Aufgaben im Haushalt den Tagesablauf strukturieren, wichtige Momente der Besinnung darstellen:

„Religious ritual can infuse time with significance. Religious life is often based

331 So ergab eine Erhebung des Bundesamtes für Statistik aus dem Jahre 2014 beispielsweise, dass Religion oder Spiritualität für 47 % der Schweizer Bevölkerung im Falle von Krankheit eine wichtige Rolle spielt, „in schwierigen Momenten des Lebens“ für insgesamt 56 % der Bevölkerung (BFS 2016: 22).

332 National Health Service (2009: 6).

333 Der persönliche Glaube kann gemäss Zwingmann (2004: 221) auch negativen Einfluss auf die subjektive Lebensqualität haben, dies vor allem dann, wenn dieser mit Schuld- und Angstgefühlen verbunden ist.

on cycles of significant moments, so there are many opportunities to shape time with meaning.“³³⁴

Die überwiegende Mehrheit der italienisch- und spanischstämmigen Bewohnenden, die in den „mediterranen“ Altersreinrichtungen leben, gehört zwar der römisch-katholischen Glaubensgemeinschaft an, doch vereinzelt leben hier auch Angehörige anderer Glaubensrichtungen. Die Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt sind sich bewusst, dass religiöse oder spirituelle Bedürfnisse bei den Bewohnenden deshalb sehr unterschiedlich ausfallen können. Auf die Frage, was denn das Spezifische bei den Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe sei, antwortet die Pflegende Giulia:

„[...] da kommt [...] mal die Religion in den Vordergrund, ob es Zeugen Jehovas sind oder ob das Christen sind oder ob sie normale Katholiken sind ... Und wenn man das [Zimmer] 207 anguckt, sie [die Bewohnerin] ist Zeugin Jehovas ... dann schaut man halt, dass sie ihre Sachen ... sie wollen nicht gerne feiern, oder generell festliche Sachen werden in den Hintergrund getan ... Und dann haben wir im [Zimmer] 212 einen, der hat auch überhaupt nichts mit Religionen am Hut, also das, da schauen wir schon, dass man das mit einbeziehen kann ...“³³⁵

Giulias Aussage macht deutlich, dass sie Annahmen über den Stellenwert des Glaubens oder präferierte Glaubenspraktiken bei den von ihr betreuten Personen nicht verallgemeinert. Vielmehr scheint sie sich bewusst zu sein, dass „Religionszugehörigkeit nicht unbedingt mit Herkunft und auch nicht mit Religiosität gleichgesetzt werden kann“ (Salis Gross et al. 2014: 24). Ihre Aussage legt nahe, dass sie sich darum bemüht, „religiöse und spirituelle Bedürfnisse der Bewohnenden individuell zu klären und in der Versorgung zu integrieren und/oder zu respektieren“ (ebd.: 25).

Wenn Jesus ins Heim kommt – Gemeinschaftliche und private religiöse Praxis

Für die überwiegende Mehrheit der Bewohnerinnen und Bewohner, die dem römisch-katholischen Glauben angehören, bestehen im Alters- und Pflegeheim Buchmatt wie auch in anderen „mediterranen“ Alterseinrichtungen Angebote, die die älteren Menschen in der Ausübung ihrer Religion unterstützen können – sofern sie diese in Anspruch nehmen möchten. Dank dieser Angebote müssen auch Bewohnende, die in ihrer Mobilität eingeschränkt sind, nicht auf religiöse Glaubenspraktiken im Heim verzichten oder wie es eine Bewohnerin formuliert:

„[...] non possiamo andare a prendere Gesù e ce lo portano a casa!“³³⁶

Diese Angebote fokussieren vor allem auf die gemeinschaftliche religiöse Erfahrung. Vereinzelt existieren in den Alterseinrichtungen jedoch auch Angebote, die die Bewohnenden in ihrer privaten religiösen Praxis unterstützen.³³⁷

334 Friedman (2002: 137).

335 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

336 „[...] wir können nicht hingehen, um Jesus zu empfangen, also bringen sie ihn uns nach Hause!“ Interview mit Signora Pavan vom 1. Mai 2014.

337 Zur Definition der Kerndimensionen von Religiosität nach Charles Glock siehe auch Huber (2006: 10 ff.).

Für diejenigen älteren Menschen, denen der Messbesuch und der Empfang der heiligen Kommunion ein Bedürfnis ist, werden in den Altersheimen mit „mediterranem“ Angebot nebst deutschsprachigen Gottesdiensten allmonatlich auch Gottesdienste in italienischer Sprache durchgeführt. Hierfür bedarf es der Zusammenarbeit mit ortsansässigen Kirchen und ihren Vertretern. In einem Saal des jeweiligen Heimes (oder mancherorts auch in den Räumlichkeiten der „mediterranen“ Wohngruppen) wird dann die Predigt von katholischen Priestern gesprochen.

Obwohl sich die kulturspezifischen Alterseinrichtungen in städtischen Quartieren und meist in unmittelbarer Nachbarschaft zu Kirchen befinden, ist der Besuch kirchlicher Institutionen ausserhalb der Alterseinrichtungen eher die Ausnahme. Die Pflegerin Stefania erzählt von einem solchen Ausflug, den sie vor geraumer Zeit mit einigen Bewohnenden des Alters- und Pflegeheims Buchmatt unternommen hat:

„Vor ein paar Wochen [...] sind wir [...] mit etwa zehn Bewohnern zur Missione Cattolica gegangen. Die haben uns eingeladen zu einem Gottesdienst, dann haben wir dort gegessen und Tombola gespielt. Es ist wunderschön gewesen.“³³⁸

Zu diesem Anlass seien nicht nur zehn Bewohnerinnen und Bewohner der „mediterranen“ Wohngruppe mitgekommen, sondern auch drei italienischstämmige Bewohnende der nicht-kulturspezifischen „Wohngruppe B/2“. Begleitet wurden sie nebst Stefania von weiteren Mitarbeitenden der Alterseinrichtung. Da der Anlass von den Teilnehmenden laut Stefania sehr geschätzt wurde, habe sie sich dafür eingesetzt, dass er schon bald wiederholt werde:

„[...] man muss sich schon ein bisschen durchsetzen, dass das auch wirklich gemacht wird. Ich habe jetzt auch mit der Missione Cattolica vereinbart, immer wenn sie so etwas haben, zum Beispiel zu Ostern und im Frühling [...], dass sie uns das dann frühzeitig sagen. Wir organisieren das dann und planen auch dementsprechend. Und dass wir dann mit so vielen Leuten wie möglich gehen.“³³⁹

Da die Missione Cattolica Italiana in den 1950er und 60er Jahren nebst seelsorgerischen Tätigkeiten vor allem auch soziale Aufgaben im Bereich Information, Bildung und Freizeitgestaltung übernahm (Soom Ammann 2016), ist sie vielen italienschstämmigen Heimbewohnenden bereits aus ihrer Vergangenheit bekannt. Das Engagement der Mission reicht heute von der Seelsorge über Arbeit mit Kindern und Jugendlichen bis hin zur Altersarbeit (ebd.). Während die Kooperation mit der Mission im Alters- und Pflegeheim Buchmatt in regelmässigen Abständen erfolgt, existiert sie in der „mediterranen“ Pflegewohnung Isola nur in beschränktem Masse. Die Pflegefachfrau Claudia meint hierzu folgendes:

„[...] das einzige, was wirklich eigentlich etabliert ist, und wo die meisten auch beteiligt sind, ist Missione Cattolica. Aber die ... die funktioniert, so lange die Leute da hingehen. Aber wenn sie nicht mehr da hingehen, dann sind sie wie ... vergessen.“³⁴⁰

Claudia ergänzt, dass einmal im Monat zwar „eine freiwillige Helferin“ der katholischen Mission zu Besuch käme, dass das aber „eigentlich nichts mit [...] Religion zu tun“ habe. In der Pflegewohnung werden auch keine Gottesdienste durchgeführt. Die Pflegefachfrau, die sich

338 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

339 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

340 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

selbst als „nicht wirklich religiös“ bezeichnet, erkennt jedoch, dass die von ihr betreuten Personen ein Bedürfnis nach religiöser Begleitung haben. Sie bedauert, dass die Bewohnenden aufgrund ihrer eingeschränkten Mobilität auch keine auswärtigen Gottesdienste besuchen können, da es von Seiten der religiösen Einrichtung keine Bemühungen gäbe, den älteren Menschen den Gottesdienstbesuch zu ermöglichen:

„Ich weiss nicht wieso, dass es nicht funktioniert ... Und es hat noch nie funktioniert! Und sie wissen es, dass wir hier sind ... Sie hätten nämlich auch die Leute immer in die Kirche bringen können, und [es] ist für uns nicht möglich ..., oder? Ich meine, dann kommt sie doch abholen! Das geht nicht [*leise*]...“³⁴¹

Um die Bewohnerinnen und Bewohner zu den Gottesdiensten zu begleiten, fehle es in der Pflegewohnung an den entsprechenden Ressourcen:

„Das ist ... nicht machbar [...] wenn man zu Zweit arbeitet ... Geht gar nicht ..., ist nicht möglich ... nicht machbar Es läuft dann halt, [...] *Messa* im Fernsehen.“³⁴²

Die „Messe im Fernsehen“ kann nicht nur in der Pflegewohnung, sondern auch in den anderen „mediterranen“ Wohngruppen jeden Sonntag im italienischen Fernsehen empfangen werden. Während manche Personen sich das „Wort Gottes“ gerne in Gesellschaft ihrer Mitbewohnenden anschauen und sich hierzu vor das Fernsehgerät in den gemeinschaftlich genutzten Räumlichkeiten begeben, bevorzugen es andere, die Übertragung alleine vor ihrem eigenen Gerät in ihrem privaten Zimmer zu verfolgen. Diese wöchentlichen medialen Gottesdienstübertragungen in italienischer Sprache scheinen jedoch einigen Bewohnenden nicht auszureichen, um ihren persönlichen Glauben ausüben zu können. Für diese älteren Menschen sind regelmässig wiederholte Glaubenspraktiken wie das tägliche Gebet ein persönliches Bedürfnis, das von den Betroffenen zwar nicht immer explizit formuliert, von Felisa, einer Mitarbeiterin der Pflegewohnung Isola, jedoch erkannt wird:

„[...] Beten zum Beispiel ... sie [die Bewohnenden] machen das sehr gerne ... Jetzt im Moment haben wir einfach nur ein paar Personen, die das so machen ... aber vorher waren es drei oder vier, die immer in der Nacht, also vor dem zu Bett gehen möchten sie beten und ja, [...] vielleicht können das andere Kulturen nicht verstehen ...“³⁴³

Laut Felisas Aussage bedarf es des Verständnisses auf Seiten des Pflegepersonals, um die älteren Menschen in diesem Punkt zu unterstützen. Im Gespräch mit verschiedenen Mitarbeitenden wird jedoch deutlich, dass das Verständnis alleine nicht ausreicht. Vielmehr erfordert es die Bereitschaft der Pflegenden, sich gemeinsam mit den Bewohnenden auf diese religiöse Praxis einzulassen. Das folgende Zitat der Pflegenden Giulia deutet darauf hin, dass dies zumindest nicht religiös praktizierenden Mitarbeitenden schwerfallen kann:

„[...] ich glaube, es hat auch ein Stück weit mit dir selbst zu tun, wie du zu dem stehst [...] ich bin jetzt auch nicht der Typ, [...] ich könnte es auch nicht, weil für mich stimmt es einfach nicht [...]. Und ich denke, wenn du eine Person bist, [...] für die es selber stimmt, dann ... hast du eher den Bezug, dich mit dem Bewohner

341 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

342 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

343 Interview mit der Pflegerin Felisa vom 20. Juni 2014.

hinzusetzen und den Rosenkranz zu nehmen und zu beten [...].“³⁴⁴

Demnach kann die eigene Haltung gegenüber religiösen oder spirituellen Ritualen für Pflegende ein Antrieb sein, die von ihnen betreuten Bewohnenden bei der Ausübung dieser Praktiken zu unterstützen. Mitarbeitende, denen der genaue Inhalt der Gebetstexte und der Ablauf der Rituale nicht bekannt sind, die jedoch die Wichtigkeit dieser religiösen Praktiken für einzelne Bewohnende erkennen und bereit sind, diese dabei zu begleiten, können die älteren Menschen durch ihre signalisierte Bereitschaft zur Teilnahme beim Beten unterstützen, wie der folgende Interviewausschnitt mit Felisa belegt:

I: „[...] du betest dann mit den Bewohnern? Oder machen sie das alleine?“

F: „Je nachdem ... manchmal schon, ich kann nicht viel beten! [*lacht verhalten*]
Aber ja, ... ich versuche ... Sie möchten einfach nur, dass jemand mit ihnen zusammen ist [...]. Und ja, einfach hilft, und [...] motiviert! Aber das ist wichtig.“³⁴⁵

Andererseits können auch externe Personen wie freiwillige Helferinnen und Helfer oder Vertreter kirchlicher Einrichtungen diese Unterstützung bieten. So wird beispielsweise das spezifische Bedürfnis einiger älterer Menschen, den Rosenkranz zu beten, in einer weiteren besichtigten „mediterranen“ Alterseinrichtung durch eine Vertreterin der Missione Cattolica Italiana abgedeckt. Einmal pro Woche besucht die betreffende Dame die Wohngruppe und betet gemeinsam mit einzelnen Bewohnenden den Rosenkranz.

Auch in der Pflegewohnung Isola erhalten die betreuten Personen in regelmässigen Abständen Besuch von einer Vertreterin der katholischen Kirche. Da, wie zuvor erwähnt, der Austausch mit der ortsansässigen Missione Cattolica Italiana gemäss der Wohngruppenleiterin nicht zufriedenstellend sei und die von ihr betreuten Personen ein Bedürfnis hinsichtlich einer religiösen Begleitung hätten, habe sie vor einigen Jahren eine schweizerische römisch-katholische Kirche kontaktiert. Seither besuche eine Vertreterin der Kirche, die der italienischen Sprache mächtig sei, die Bewohnenden der „mediterranen“ Alterseinrichtung. Die Wohngruppenleiterin erzählt, dass der persönliche Austausch mit der Kirchenvertreterin für die älteren Menschen sehr wichtig sei und von ihnen geschätzt werde. Für Signora Rossi, eine Bewohnerin der kulturspezifischen Alterseinrichtung, scheinen diese Besuche in religiöser Hinsicht jedoch immer noch nicht ausreichend zu sein. Während unseres Gesprächs erwähnt die ältere Dame, dass sie bei diesen Besuchen auch die heilige Kommunion empfangen könne. Auf die Frage, ob dies wichtig für sie sei, antwortet die Bewohnerin wie folgt:

„Importante, bah! Importante da una parte ... non è importante perché senza confessare, senza niente ... prendi la comunione così. Ma una confessione tante volte ci vuole pure!“³⁴⁶

344 Zitat von Giulia vom 21. November 2013.

345 Interview mit Felisa vom 20. Juni 2014.

346 „Wichtig, bah! Wichtig auf der einen Seite ... es ist nicht wichtig, denn ohne zu beichten, ohne nichts ... du empfängst einfach nur die Kommunion. Aber ab und zu braucht es auch eine Beichte!“ Interview mit Signora Rossi vom 1. Mai 2014.

Für die ältere Dame wäre es ein persönliches Bedürfnis, die Beichte durch einen katholischen Priester abgenommen zu bekommen.

Die genannten Beispiele machen deutlich, dass in den „mediterranen“ Alterseinrichtungen mit Vertreterinnen und Vertretern religiöser Einrichtungen kooperiert wird, damit die Bewohnenden in der Ausübung ihrer religiösen Praxis unterstützt werden. Dies erfolgt je nach Einrichtung im Bereich der gemeinschaftlichen oder auch der privaten religiösen Praxis. Die Angebote orientieren sich in der Regel an der von der Mehrheit der Bewohnenden praktizierten Religion und werden von einigen der befragten Personen sehr geschätzt und gerne in Anspruch genommen. Die religiösen oder spirituellen Bedürfnisse von religiösen Minderheiten werden dadurch jedoch nicht abgedeckt.

Die Kooperationen mit den Kirchen scheinen vor allem dort zu funktionieren, wo deren Vertreterinnen und Vertreter den Weg in die Alterseinrichtungen auf sich nehmen. Besuche von Gottes- oder Gemeindehäusern sind nur möglich, wenn in den betreffenden Alterseinrichtungen die dafür nötigen zeitlichen und personellen Ressourcen zur Verfügung gestellt werden oder wenn sich von Seiten der Kirchen Personen anbieten, die die Bewohnenden dorthin begleiten. Dies ist jedoch nicht überall der Fall und so kommt es, dass Signora Rossi beispielsweise auf das Sakrament der Beichte verzichten muss, obwohl es ihr ein persönliches Bedürfnis wäre. Einigen Bewohnenden scheint es darüber hinaus auch ein Bedürfnis zu sein, beim Gebet unterstützt zu werden. Auch hier bedarf es der Kooperation mit externen religiösen Vertreterinnen und Vertretern, denn nicht immer ist das Pflegepersonal in der Lage oder dazu bereit, die nötige Unterstützung zu bieten. Unabhängig von ihrer Herkunft sind es vor allem ihre individuellen Erfahrungen und Wertvorstellungen, die die Mitarbeitenden dazu veranlassen – oder auch davon abhalten – dieses Ritual mit den älteren Menschen zu praktizieren.

Über den Tod hinaus

Die Ausübung religiöser Praktiken in der Gemeinschaft oder auch für sich alleine, kann im letzten Lebensabschnitt eines gläubigen Menschen gemäss Friedman (2002) eine bedeutende Rolle spielen:

„Ritual can provide meaning in aging in the context of ongoing religious life, as well as in marking the transitions, losses, and gains of late life.“³⁴⁷

Rituale können wichtige Übergänge zwischen verschiedenen Lebensabschnitten markieren, zu welchen unter anderem die Geburt, die Pubertät, die Heirat sowie die Initiation in religiöse Gemeinschaften gehören (van Gennep 1986: 15). Auch das Lebensende wird meist mit Übergangsritualen (*rite de passage*; ebd.) begangen, die – je nach Glaubensauffassung – den Übertritt des Verstorbenen von der diesseitigen in die jenseitige Welt und den Hinterbliebenen den Abschied vom Verstorbenen ermöglichen sollen. Oftmals ist die Trauerzeit ein wichtiger Bestandteil dieser religiös oder spirituell verankerten Bestattungsrituale. Gemäss van Gennep ist sie „für die Hinterbliebenen eine Umwandlungsphase, in die sie mit Hilfe von Trennungsriten eintreten und aus der sie mit Hilfe von an die Gesellschaft wieder angliedernden Reintegrationsriten (Riten, die die Trauerzeit aufheben) heraustreten“ (ebd.: 143). Ein räumlicher Ausdruck dieser Umwandlungsphase ist nach römisch-katholischem Brauchtum das traditionelle Aufbahren des Leichnams im Hause des Verstorbenen (ebd.). Im Gespräch mit den Pflegerinnen des Alters- und Pflegeheims Buchmatt erwähnen diese, dass auch diesem

347 Friedman (2002: 137).

Pflegedienst

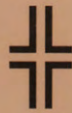


Con tristezza
diamo l'addio
al

Signore
Giorgio De Bartoli

2.OG

25. Aprile 1940
† 2. Novembre 2014



Traurig
nehmen wir Abschied
von

Frau
Thangarajah Thangamalar

3. OG

3. Juli 1946
† 6. November 2014

Traueranzeigen in einer Alterseinrichtung mit „mediterranem“ Betreuungsangebot, die über den Tod von Bewohnenden informieren.

Abschiedsritual bei verstorbenen Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Wenn die Bewohnenden vor ihrem Tod oder deren Angehörige keine Angaben zum gewünschten Ablauf dieses Rituals machen, handeln die Pflegenden nach eigenem Gutdünken, wie es die Pflegefachfrau Margrit beschreibt:

„[...] wenn niemand etwas sagt, wenn keine Angehörigen da sind, machen wir's so, wie wir uns das vorstellen.“³⁴⁸

Dabei orientieren sich die Pflegenden an Traditionen, die in den Herkunftsländern der Bewohnerinnen und Bewohner praktiziert werden, und die einigen Mitarbeitenden wie beispielsweise Giulia aufgrund ihres eigenen biografischen Hintergrundes aus persönlicher Erfahrung bekannt sind:

„[...] wenn du weisst, sie sind aus Italien, also, bei den Spaniern ist [es] auch so, in Italien wenn du stirbst, dann bist du ja zu Hause für die nächsten zwei bis drei Tage [...]. Dann wirst du schön angezogen und dann kommt einfach die ganze Verwandtschaft [...] zu dir und nimmt da Abschied [...].“³⁴⁹

Dementsprechend treffen die Mitarbeitenden der kulturspezifischen Alterseinrichtung die entsprechenden Vorkehrungen, wie Giulia fortfährt:

„Der Todesfall ist anders, läuft anders ab. Die Bewohner werden angezogen, und was bei den Schweizern in dem Sinn nicht der Fall ist ... Also, sehr, sehr selten.“³⁵⁰

Das Ankleiden der Toten ist Bestandteil dieser ritualisierten Form des Abschieds, bei der, gemäss Giulia, versucht wird, persönliche Präferenzen der Bewohnenden und deren Angehörigen zu berücksichtigen:

„Die Angehörigen [...], die können ja wünschen, ob sie vorbeikommen wollen oder nicht ... Aber sie [die Verstorbenen] werden auf jeden Fall angezogen, man schaut schon vorher, was sie gerne für ein Kleid an hätten.“³⁵¹

Die Aufbahrung des Leichnams in der Alterseinrichtung ermöglicht es Angehörigen, Mitbewohnenden sowie dem Betreuungspersonal, sich von der verstorbenen Person zu verabschieden.³⁵²

348 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

349 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

350 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

351 Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

352 Abschiedsrituale können eine Herausforderung darstellen, wenn sich beispielsweise sehr viele Menschen von einem verstorbenen Bewohner oder einer verstorbenen Bewohnerin verabschieden möchten. Im Gespräch mit dem Heimleiter des Alters- und Pflegeheims Buchmatt erwähnt dieser einen solchen Fall, bei dem ein tamilischer Bewohner verstorben war und daraufhin mehrere hundert Angehörige der tamilischen Gemeinschaft dem Leichnam die letzte Ehre erweisen wollten. Dies habe die Heimverantwortlichen vor räumliche Probleme gestellt, da die Institution über keinen ausreichend grossen Raum verfügte, der diesem Abschiedsritual hätte gerecht werden können.

7.5 Feste und Feiern

Feste und Feiern sind ein wichtiger Bestandteil kultureller Traditionen und werden deshalb in den „mediterranen“ Alterseinrichtungen entsprechend berücksichtigt. Gemäss Mötzing (2009) ist „die Art und Weise, wie Feste gefeiert werden, [...] ein Ausdruck der Kultur, in die der Mensch eingebunden und verwurzelt ist“ (Mötzing 2009: 132). Feste sind „Ausdruck von Lebensfreude und Gemeinschaft“ und sie „zu feiern stärkt die kulturelle Identität und damit auch das Selbstwertgefühl“ (ebd.). Periodische Feste wie religiöse Feiern, Feste zu Nationalfeiertagen oder bestimmten Jahreszeiten sowie Geburtstage sind Teil eines Jahreszyklus und strukturieren diesen. Für pflegebedürftige Menschen in Alterseinrichtungen sind Feiern und Feste Orientierungspunkte und bieten eine Abwechslung im Heimalltag, der oftmals von routinierten Abläufen geprägt ist:

„Für den alten Menschen haben Feiern immer einen physiologischen, psychologischen und sozialen Aspekt, denn sie befriedigen körperliche, seelische, geistige und soziale Bedürfnisse [...]. Hauptziel ist es, den alten Menschen aus seinem Alltag herauszulösen, damit etwas Besonderes in Gemeinschaft erlebt werden kann.“³⁵³

Das Feiern nach einem festgelegten Ablauf, begleitet von einem besonderen Menü, einer passenden Dekoration oder entsprechend musikalisch umrahmt, spricht sämtliche Sinne der Bewohnenden an und kennzeichnet die Besonderheit dieser Anlässe. Gemäss Mötzing (2009: 132) übernimmt das Feiern von Festen verschiedene Funktionen wie die körperliche Anregung oder Entspannung der älteren Menschen, die Steigerung ihres Wohlbefindens sowie das Ermöglichen von Gefühlen wie Freude, Spass und Rührung (gegebenenfalls auch Trauer) in der Gemeinschaft. Ferner sollen Feste die Bewohnenden von ihren Alltagssorgen ablenken, sie vor der Isolation bewahren, schöne Erinnerungen bieten und zur Pflege des Gemeinschaftsgefühls beitragen (ebd.).

Religiös verankerte Feste werden in den „mediterranen“ Alterseinrichtungen meist nach italienischem beziehungsweise spanischem Vorbild gefeiert. Um welche Feiertage es sich dabei handelt und wie diese in der Pflegewohnung Isola begangen werden, darüber gibt die Wohngruppenleiterin Claudia Auskunft:

„[...] zum Beispiel an Weihnachten haben wir eine Krippe, die wird genau so aufgestellt, wie es in Italien gemacht wird ... also [...] erst am Vierundzwanzigsten. Die Dreikönige [werden] dann erst am Dreikönigstag, am 6. Januar [aufgestellt]. [...] Am 15. August ist [...] Maria Himmelfahrt, [...] glaube ich ... Das ist auch ein ganz wichtiger Feiertag für sie.“³⁵⁴

Nebst den religiösen Feiertagen, die in den Herkunftsländern der Bewohnenden eine besondere Bedeutung haben, werden auch Schweizer Feiertage zelebriert.

„Ostern haben sie auch, aber Pfingsten zum Beispiel gibt es nicht in Italien. Das ist dann bei uns, das lassen wir doch auch ein bisschen durchblicken [...], weil

³⁵³ Mötzing (2009: 132).

³⁵⁴ Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.



Einladung zum sogenannten Enkelfest, das in der „mediterranen“ Pflegewohnung Isola mit Angehörigen der Bewohnenden gefeiert wird.

sie kennen es ja auch, sie haben das auch mitbekommen. Die meisten sind fünfzig oder [...] mehr Jahre in der Schweiz und kennen unsere Bräuche und Feste auch.“³⁵⁵

Claudias Aussage macht deutlich, dass somit nicht nur dem ethnisch-kulturellen Hintergrund der Bewohnenden Rechnung getragen wird, sondern auch ihrer persönlichen Biografie. Da die älteren Migrantinnen und Migranten bereits seit vielen Jahren in der Schweiz gelebt haben, sind sie mit den hiesigen Feiertagen ebenfalls bekannt. So zum Beispiel auch mit nicht-religiösen Festen wie dem Schweizer Nationalfeiertag am ersten August. Auch dieser wird in der Pflegewohnung wie auch in anderen „mediterranen“ Wohngruppen mit entsprechenden Feierlichkeiten begangen. In einer Alterseinrichtung gehört zu diesen nicht-religiösen Festen beispielsweise auch die *Castagnata*, ein Kastanienfest, das im Herbst sowohl in Italien als auch im Tessin gefeiert wird. Bereits die Vorbereitung dieser Feste kündigt die besonderen Anlässe an, denn hierfür werden die gemeinschaftlich genutzten Räume mit einer zum jeweiligen Motto des Festes passenden Dekoration geschmückt. Dies wird von den Heimbewohnenden in der Regel sehr geschätzt, denn sie empfinden die Dekorationen als Unterstützung, um die Festanlässe wahrzunehmen (Afzali et al. 2013).

Die Pflege des Gemeinschaftsgefühls

Zu einigen feierlichen Anlässen werden mancherorts auch die Angehörigen der Bewohnenden eingeladen. Für diese Art der familiären Zusammenkunft hat man in der „mediterranen“ Pflegewohnung sogar neue Feste kreiert, da man hier den Kontakt zu den Angehörigen der Bewohnenden als besonders wichtig erachtet, wie Claudia ausführt:

„Was wir hier angefangen haben, ist so ... zwei, drei Mal im Jahr ein *Festli* zu machen mit den Angehörigen, mit der Familie. Also, ob das jetzt ein Hutfest ist oder ein Frühlingsfest oder ein Enkelfest, da versuchen wir auch, wirklich die Angehörigen mit einzubeziehen, dass sie entweder helfen ... im kulinarischen Teil, oder dass sie sich an den Spielen beteiligen. Oder als das Enkelfest war, bekam jeder Enkel so eine Box, die er dann quasi gestalten konnte wie er wollte als Geschenk für die Grossmutter ... [Ein] bisschen solche Sachen. [...] Das ist auch für uns noch wichtig, weil der Kontakt zu den Angehörigen, der ist sehr wichtig.“³⁵⁶

Die Angehörigen der Bewohnenden werden somit nicht nur zu den Festen eingeladen, sondern auch aktiv in deren Vorbereitung miteinbezogen. In der Alterseinrichtung werden die Feiern meist fotografisch festgehalten und anschliessend als Collagen in grossformatigen Bilderrahmen in den Fluren der Wohngruppe aufgehängt. Diese Abbildungen belegen die gemeinsamen Momente des Feierns, die das Gemeinschaftsgefühl der Wohngruppe stärken sollen (vgl. Kap. 5.7). Claudia ist sich bewusst, dass der Kontakt zu den Angehörigen sowohl für die Bewohnenden aber auch für die Mitarbeitenden der Alterseinrichtung sehr wichtig ist. Im Folgenden wird aufgezeigt, welcher Stellenwert den sozialen Kontakten der Bewohnenden in den „mediterranen“ Alterseinrichtungen beigemessen wird, und mit welchen weiteren Massnahmen diese gepflegt oder erst ermöglicht werden.

³⁵⁵ Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

³⁵⁶ Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

7.6 Soziale Netzwerke

Der Erhalt und die Pflege bestehender sozialer Kontakte sind für Bewohnerinnen und Bewohner von Alterseinrichtungen sehr wichtig. Familienmitglieder, Freunde oder Bekannte können hier einen bedeutenden Beitrag leisten, indem sie die älteren Menschen an ihrem betreuten Wohnort besuchen oder ausserhalb der Alterseinrichtung gemeinsam mit ihnen etwas unternehmen. Im Idealfall befindet sich der betreute Wohnort im gleichen Stadtviertel, in dem die älteren Menschen zuvor gelebt haben. Denn hier haben sie über die Jahre soziale Kontakte aufgebaut, die sie auch im Alter nicht abbrechen lassen möchten.³⁵⁷ So berichtet beispielsweise Signora Muratori von den Besuchen ihrer Freunde, die in der Nähe der Pflegewohnung Isola leben:

„[...] conosco gente ... pure amici abitano anche vicini e vengono sempre a trovarmi.“³⁵⁸

Auch die örtliche Nähe zu Familienmitgliedern wird von den Bewohnenden geschätzt, wie die folgende Aussage von Signora Rossi belegt. Bis vor kurzem habe ihr Sohn mit seiner Familie noch in der Nähe der Alterseinrichtung gewohnt, in der seine Mutter betreut wird. Die alte Dame habe deshalb ihre Angehörigen regelmässig besuchen und mit ihnen viel Zeit verbringen können.

„[...] venivo a trovare loro, stavo la sera con loro, tante volte in compagnia, mangiavamo insieme, una volta venivano loro, un'altra ... poi.“³⁵⁹

Die alte Dame sagt über diese Zeit: „Era bello così“³⁶⁰. Umsomehr vermisst sie diese Besuche, die durch den Wegzug des Sohnes und seiner Familie in einen Vorort seltener geworden sind.

„Se ne sono andati così lontano ... io là non posso andare sempre. Non ce la facevo più.“³⁶¹

Nicht selten leben Familienangehörige der älteren Migrantinnen und Migranten in noch grösserer Entfernung als der Sohn von Signora Rossi. Wenn Geschwister oder andere nahestehende Familienmitglieder in der Heimat geblieben oder in andere Länder migriert sind, wenn sich die eigenen Kinder dafür entschieden haben, in die Heimat ihrer Eltern zurückzukehren, dann beschränkt sich die Kontaktpflege zu diesen Personen oftmals auf regelmässige Telefonate. Trotz der heutigen technischen Möglichkeiten werden neue Medien wie beispielsweise Skype, die den Kontakt zu Angehörigen auch über grosse Distanzen erlauben würden (und bei der sich die Beteiligten nicht nur hören, sondern auch sehen könnten) in den teilnehmenden „mediterranen“ Alterseinrichtungen noch nicht eingesetzt. Umso wichtiger scheint es, dass die Bewohnerinnen und Bewohner nicht nur von bestehenden, langjährigen sozialen Beziehungen profitieren können, sondern auch von neuen Kontakten, die sie am betreuten Wohnort zu

357 Aus diesem Grund liegen einige der Alterseinrichtungen mit kulturspezifischem Angebot in Stadtvierteln, in denen sich in der Vergangenheit ein hoher Anteil der Migrationsbevölkerung niedergelassen hat.

358 „[...] ich kenne Leute ... auch Freunde wohnen in der Nähe und kommen immer, um mich zu besuchen.“ Interview mit Signora Muratori vom 29. April 2014.

359 „[...] ich ging hin, um sie zu besuchen, ich blieb den Abend bei ihnen, war viele Male in Gesellschaft, wir assen zusammen, einmal kamen sie, ein andermal ... dann.“ Interview mit Signora Rossi vom 1. Mai 2014.

360 „Es war schön so.“ Interview mit Signora Rossi vom 1. Mai 2014.

361 „Wenn sie nicht so weit weggegangen wären ... ich kann dort nicht immer hingehen. Ich konnte das nicht mehr machen.“ Interview mit Signora Rossi vom 1. Mai 2014.

externen Personen knüpfen können. Hier spielt die Zusammenarbeit von Alterseinrichtungen mit gemeinnützigen Organisationen und die Arbeit von Freiwilligen eine wichtige Rolle:

„In Zeiten knapper personeller und finanzieller Ressourcen wird für die Altenhilfe vermehrt gefordert, Freiwillige, bürgerschaftliches Engagement, ehrenamtliche Tätigkeit und Angehörige in die Arbeit mit alten Menschen einzubeziehen. Die Freiwilligenarbeit und die Arbeit von Angehörigen sind ein wichtiger und unersetzlicher Beitrag zur sozialen Betreuung von alten Menschen.“³⁶²

Einbezug von Angehörigen

Angehörigenarbeit gilt als „wichtiger Bestandteil der Betreuung in der Altenhilfe“ (Mötzing 2009: 28), denn Angehörige und Verwandte von älteren pflegebedürftigen Menschen können in verschiedenen Bereichen des Betreuungsalltags eine unterstützende Rolle einnehmen. Nicht nur, dass sie durch ihre regelmässigen Besuche zum Wohlbefinden der Bewohnenden beitragen können; für die Mitarbeitenden von Alterseinrichtungen können Angehörige und Verwandte auch wichtige Quellen für Informationen über die Bewohnenden und deren Biografien darstellen (ebd.). Wie zuvor beschrieben, wird in der „mediterranen“ Pflegewohnung Isola der Kontakt zu den Familien der Bewohnenden gepflegt, indem diese in die Planung und Durchführung von Festen eingebunden werden. Laut der Wohngruppenleiterin Claudia profitierten nicht nur die Bewohnenden von diesen Feiern, sondern auch deren Angehörige, denn für diese seien die Anlässe auch eine Möglichkeit, Familienmitglieder anderer Bewohnenden kennenzulernen. Dieser Austausch kann für Angehörige von pflegebedürftigen Menschen sehr wichtig sein, da sie sich oftmals überfordert fühlen und unter Schuldgefühlen leiden (ebd.). Die Pflegefachfrau benennt noch einen weiteren Aspekt, bei dem die Angehörigen vom Austausch mit anderen Betroffenen profitieren könnten:

„[...] ich denke das ist wirklich etwas vom Positiven. Ich denke auch für die Angehörigen, also jetzt gerade mit dementen Eltern, da können sie sich auch austauschen und sehen es hat noch andere [...]. Zum Beispiel bei den Italienern ist das ein wenig ... ja, immer noch ein Tabuthema ... also, eine Scham ... Man erzählt auch nicht unbedingt, dass ... Sie [die Bewohnenden] sind dann einfach ein bisschen vergesslich, aber man redet eigentlich selten von Demenz. [...] Wie psychische Krankheiten, oder so, die sind auch nicht so ... das erzählt man nicht, oder? Ich denke für die Angehörigen ist das dann auch noch hilfreich, eben einen Kontakt zu haben mit anderen Angehörigen, und sich mit diesen austauschen können ...“³⁶³

Da in der Pflegewohnung der Kontakt zu den Angehörigen der Bewohnenden als sehr wichtig erachtet wird, wurde nebst den oben genannten Feiern noch ein weiterer Anlass eingeführt, bei dem Familienmitglieder der älteren Menschen aktiv mitwirken: das sogenannte Angehörigen-Kochen. Im Rahmen dieses in mehr oder weniger regelmässigen Abständen stattfindenden Anlasses kochen Angehörige der betreuten Personen in der wohngruppeneigenen Küche für alle Bewohnenden der Pflegewohnung. Claudia sieht in diesen Kochanlässen einen bestimmten Sinn:

³⁶² Mötzing (2009: 26).

³⁶³ Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

„Für die Bewohner ist es auch noch schön, wenn wiederum die Angehörigen kochen.“³⁶⁴

Abgesehen davon, dass die Bewohnenden von der Anwesenheit ihrer Angehörigen emotional profitieren sollen, verspricht man sich durch das Angehörigen-Kochen, wie in Kapitel 7.3 bereits ausgeführt, dass die Zubereitungsart der Speisen am ehesten den Gewohnheiten der älteren Menschen entspricht. Zudem könnten die Angehörigen, die gemäss Claudia an diesen Kochanlässen gerne teilnahmen, auf diese Weise am Alltag in der Betreuungseinrichtung teilhaben. Sie erhielten somit einen Einblick in die Arbeit der Betreuerinnen und Betreuer:

„Für uns ist es jetzt zwar nicht unbedingt eine Erleichterung, im Gegenteil, es ist fast ein bisschen mehr Aufwand ... Aber gut [ist es] auch, dass die Angehörigen wieder mal sehen, was wir machen, wie wir es machen.“³⁶⁵

Das Angehörigen-Kochen scheint für Claudia nicht nur eine Möglichkeit darzustellen, den Angehörigen einen Einblick in den Betreuungsalltag zu ermöglichen, sondern ihnen auch den „Wert“ der tagtäglich geleisteten Pflegearbeit zu vermitteln. In Anbetracht der Tatsache, dass es sich bei der Alterseinrichtung um eine Pflegewohnung handelt, die sich in räumlicher Distanz zur Geschäftsstelle der betreibenden Stiftung befindet, scheint dabei ein Aspekt nicht unwesentlich zu sein:

„[...] mir ist es eigentlich auch ganz wichtig, dass wirklich eine Transparenz vorhanden ist ..., dass sie wirklich sehen, was wir hier machen. Wie es mit den Bewohnern ist, auch während des Tages, auch normale Tage, wie das abläuft. Ja, und wir haben ja auch nichts zu verheimlichen [...].“³⁶⁶

Während die Festanlässe in der Alterseinrichtung besondere Tage sind, die sich bewusst vom Alltag unterscheiden sollen, vermittelt das Angehörigen-Kochen ein Stück Normalität. Wie in einer „richtigen“ Familie kocht ein Familienmitglied für alle anderen. Indem die Angehörigen in dieser Form am Betreuungsalltag teilnehmen, können sie sich ein eigenes Bild davon machen, wie ihre Angehörigen umsorgt werden. Die dadurch ermöglichte „Transparenz“ soll das Vertrauen der Angehörigen in die Alterseinrichtung stärken und zu deren Zufriedenheit beitragen.

Von anspruchsvollen Angehörigen

Die Äusserungen des Pflegepersonals über die Angehörigen der italienisch- und spanischstämmigen Bewohnenden machen deutlich, weshalb Claudia Transparenz gegenüber den Familienmitgliedern wichtig ist. Die befragten Mitarbeitenden weisen alle darauf hin, dass der Kontakt zu den Angehörigen in den „mediterranen“ Wohngruppen intensiver sei als bei deutschsprachigen Regelwohngruppen. Die Familienmitglieder nähmen stärker am Betreuungsalltag teil und würden höhere Anforderungen an das Pflegepersonal stellen. Giulia, die im Alters- und Pflegeheim Buchmatt arbeitet, beschreibt die Angehörigen der von ihr betreuten Personen mit den folgenden Worten:

„[...] teils ist das soziale Umfeld auch sehr, sehr nahrhaft. Es sind dann nicht nur

³⁶⁴ Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

³⁶⁵ Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

³⁶⁶ Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

die Bewohner, die Angehörigen sind auch nicht ohne.“³⁶⁷

Vor diesem Hintergrund kann das Angehörigen-Kochen, das in der Pflegewohnung Isola durchgeführt wird, auch als Möglichkeit verstanden werden, etwaigen Beanstandungen durch die Angehörigen vorzubeugen, indem diese in den Pflegealltag mit eingebunden werden. Gleichzeitig können derartige Massnahmen bewirken, dass sich die Angehörigen der Einrichtung gegenüber weniger ausgeliefert fühlen (Mötzing 2009: 28). Claudias Aussagen zufolge scheinen sich die Angehörigen in der Pflegewohnung sogar regelrecht heimisch zu fühlen. Nicht die Häufigkeit ihrer Besuche sei ein Indiz dafür, sondern ihr Verhalten während der Besuche:

„[...] wenn sie da sind, sind sie wie ein Teil von uns. Sie fühlen sich hier auch zu Hause, gehen sich zum Beispiel selber einen Kaffee machen oder helfen oder sind auch mit den anderen Leuten im Kontakt ... die Angehörigen untereinander sind im Kontakt.“³⁶⁸

Unterstützt wird das Verhalten bei dieser Pflegewohnung vermutlich auch durch die räumlichen Gegebenheiten. Während sich in Altersheimen der gemeinschaftlich genutzte Bereich oftmals über mehrere Räume beziehungsweise Etagen erstreckt und die Bewohnenden und ihre Angehörigen beispielsweise auch heimeigene Restaurationsbetriebe aufsuchen können, spielen sich in dieser Pflegeeinrichtung sämtliche Bereiche des Betreuungsalltags in einer einzigen Wohnung ab.

Angehörige als Ressource

Für die Betreuung älterer Menschen ist gemäss Mötzing (2009) die professionelle Einbindung von Angehörigen entlastend und bereichernd, wobei „[i]n der Zusammenarbeit ein Gleichgewicht zwischen Geben und Nehmen bestehen“ müsse (ebd.: 28). Professionelle Angehörigenarbeit setze voraus, dass Angehörige von den Mitarbeitenden der Alterseinrichtungen informiert, unterstützt, motiviert, beraten und begleitet würden (ebd.).³⁶⁹ Die Gespräche mit den Bewohnerinnen und Bewohnern der teilnehmenden Alterseinrichtungen machen deutlich, dass Angehörige und Verwandte nicht nur in emotionaler Hinsicht eine grosse Bedeutung für die Bewohnenden haben können, sondern dass sie auch wichtige Ressourcen für die Versorgung mit persönlichen Dingen sein können. Dies zeigt beispielsweise der folgende Auszug aus einem Interview mit Signora Muratori, die aufgrund ihrer Erkrankung die Alterseinrichtung nicht mehr selbstständig verlassen kann:

I: „Lei va fuori di fare le spese?“

M: „Nooo! Non ce la faccio, è impossibile! No ...“

I: „Ma se lei vuole qualcosa speciale, come dei fichi ... o non so?“

M: „Eh, ce lo dico a mio ma ... a mia figlia, ce lo dico!“

I: „E lei ...“

³⁶⁷ Zitat aus dem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

³⁶⁸ Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

³⁶⁹ Zu den konkreten Bereichen, in denen Angehörige in den Betreuungsalltag eingesetzt werden können, siehe Mötzing (2009: 28).

M: „Mi porta tutto, sì!“³⁷⁰

Ob Feigen, ein neuer Pullover oder Bücher in der Erstsprache – immer wieder nennen die befragten Bewohnerinnen und Bewohner Angehörige als diejenigen Personen, die sie mit neuen, gewünschten oder benötigten Dingen versorgen.

Zusammenarbeit mit gemeinnützigen Organisationen

Wenn Bewohnende keine oder nur wenige soziale Kontakte zu Familie, Freunden oder Bekannten haben, kann die Arbeit von gemeinnützigen Organisationen einen wertvollen Beitrag zur sozialen Betreuung und Integration der älteren Menschen leisten. Einige „mediterrane“ Alterseinrichtungen arbeiten deshalb mit gemeinnützigen Institutionen oder Migrantenorganisationen zusammen. Die Intensität dieser Zusammenarbeit hängt vom Engagement der entsprechenden Organisationen ab und fällt dementsprechend – je nach Alterseinrichtung – sehr unterschiedlich aus. Wie zuvor erwähnt, erhalten die Bewohnenden in einigen Alterseinrichtungen Besuch von Vertreterinnen und Vertretern der Missione Cattolica Italiana. So auch im Alters- und Pflegeheim Buchmatt. Nebst diesen vorwiegend religiös motivierten Kontakten haben die Bewohnenden dieser Alterseinrichtung auch Kontakt zu italienischsprachigen Mitgliedern einer Migrantenorganisation. Diese besuchen die kulturspezifische Wohngruppe einmal im Monat, um für die Bewohnerinnen und Bewohner italienische Speisen zuzubereiten.³⁷¹ Darüber hinaus besteht für sämtliche Bewohnenden des Heimes die Möglichkeit, einmal pro Woche Besuch von Personen zu erhalten, die Freiwilligenarbeit leisten. Im Falle der „mediterranen“ Wohngruppe sprechen diese Personen die Erstsprachen der Bewohnenden, sind meist selbst italienisch- oder spanischstämmig und besuchen die älteren Menschen an einem festgelegten Wochentag. Gemeinsam mit ihnen können die Bewohnerinnen und Bewohner sich bei Kaffee und Kuchen in ihrer Erstsprache unterhalten, ein Gesellschaftsspiel spielen, einen Spaziergang machen oder Einkäufe ausserhalb der Alterseinrichtung tätigen. Diese Ausflüge werden von einigen Bewohnenden fest in ihren Wochenablauf eingeplant, wie das folgende Zitat von Signor Bonanno belegt:

„[...] si va quando si deve fare qualche cosa. Martedì lo lasciamo per il martedì come domani. Domani viene alle due credo, domani voglio andare a comprare qualche cosa al Manor al Lindenplatz, andiamo con lui e lo compriamo.“³⁷²

Die Gespräche mit den Bewohnerinnen und Bewohnern der Alters- und Pflegeeinrichtung Buchmatt lassen erkennen, dass die regelmässigen Besuche der Freiwilligen von vielen sehr geschätzt werden. So kann die 93-jährige Signora Bianchi, deren Sehkraft stark beeinträchtigt ist, dank der wöchentlichen Besuche „ihres“ Freiwilligen die Alterseinrichtung ebenfalls in Begleitung verlassen. Die Besuche des Mannes, der der älteren Dame offenbar sehr sympathisch

370 I: „Gehen Sie hinaus, um Einkäufe zu erledigen?“; M: „Neeeeein! Das kann ich nicht, das ist unmöglich! Nein ...“; I: „Aber wenn sie etwas Besonderes wollen, wie zum Beispiel Feigen ... oder ich weiss nicht?“; M: „Äh, dann sage ich es meiner ... meiner Tochter, sage ich das!“; I: „Und sie ...“; M: „Sie bringt mir alles, ja!“ Interview mit Signora Muratori vom 29. April 2014.

371 Im Rahmen der Vorstudie *KULTurA* wurde deutlich, dass diese regelmässigen Anlässe von den Bewohnenden der entsprechenden Alterseinrichtung sehr geschätzt werden. Aus diesem Grund veranlasste die Heimleitung, dass die Anzahl der Kochmitten von einmal auf zweimal pro Monat erhöht wurden.

372 „[...] man geht, wenn man etwas zu erledigen hat. Dafür planen wir den Dienstag ein wie beispielsweise morgen. Morgen kommt er [der freiwillige Helfer] um zwei, glaube ich, morgen will ich etwas im Manor am Lindenplatz einkaufen, dann gehen wir zusammen mit ihm und kaufen es ein.“ Interview mit Signor Bonanno vom 21. Januar 2013.

ist, scheinen zudem eine Bereicherung ihres Alltags im betreuten Wohnumfeld zu sein:

„[...] lui [...] adesso viene oggi martedì, viene, per esempio, [...] e io se non ho niente,[...] stiamo qui. Lui parla sempre, è molto romantico, dice tante cose, e a me mi piace, perché lui, sa tante cose più di me, capisce?“³⁷³

Die wöchentlichen Besuche der Freiwilligen sind – wie es ein Informationsblatt einer Schweizer Alterseinrichtung zur Anwerbung von Freiwilligen beschreibt – eine „Möglichkeit, Einblick in verschiedene Lebenswelten zu gewinnen, neue Erfahrungen zu machen“ (Zentrum Schönberg, o. J.) – und dies sowohl für die Bewohnenden als auch für die sich freiwillig engagierenden Personen. Deutlich wird dies bei einem Gespräch mit Renata, einer Frau mittleren Alters, die ich per Zufall in der Cafeteria des Alters- und Pflegeheims Buchmatt kennenlerne, wo sie gemeinsam mit der Bewohnerin Signora Pozzi einen Kaffee trinkt. Schon bald wird mir klar, dass es sich bei der Frau nicht um die Tochter der Bewohnerin handelt und so frage ich sie, woher sie die ältere Dame kenne. Renata führt aus, dass sie in zwei Altersheimen Freiwilligenarbeit mache und dass sie bei einem ihrer Besuche im Alters- und Pflegeheim Buchmatt Signora Pozzi kennengelernt habe. Da die ältere Bewohnerin „Probleme mit den übrigen Bewohnerinnen“³⁷⁴ habe, habe sich Renata dazu entschieden, auch Signora Pozzi regelmässig im Heim zu besuchen. Die Biografie der freiwilligen Helferin ist derjenigen von Signora Pozzi nicht unähnlich: Vor vielen Jahren emigrierte Renata aus Italien in die Schweiz, lernte hier ihren Mann kennen und zog gemeinsam mit ihm für einige Jahre nach Südamerika. Mittlerweile lebt das Paar wieder in der Schweiz und möchte künftig hierbleiben. Bei unserem Gespräch wird deutlich, dass Renata mittlerweile eine persönliche Beziehung zur älteren Bewohnerin aufgebaut hat, die über ihre Besuche im Heim hinausgeht. So erzählt die engagierte Frau, dass sie tags zuvor Signora Pozzi in ihrem Zimmer angerufen habe, um ihr mitzuteilen, dass soeben ein Bericht über das Heimatdorf der alten Dame im Fernsehen übertragen werde und sie sich dies anschauen solle. Die kleine Episode zeigt, dass Renatas Engagement über ihre Besuche im Heim hinausgeht. Aufgrund ihrer eigenen Migrationserfahrung ist ihr bewusst, dass Signora Pozzi, die seit vielen Jahren fernab ihres Heimatdorfes lebt, über dessen Anblick im Fernsehen erfreut wäre. Renata weiss um die Wirkung eines solchen Anblicks, weil sie ihn aufgrund ihrer eigenen Migrationserfahrung selber nachempfinden kann. Doch auch die Begegnungen mit Signora Pozzi rufen bei der Freiwilligen Erinnerungen an Vergangenes hoch. Renata erklärt nämlich liebevoll, dass Signora Pozzis Gesicht Ähnlichkeiten mit dem ihrer verstorbenen Mutter habe. Durch ihr Engagement in den Alterseinrichtungen pflegt die Freiwillige Kontakt zu Personen, die der Generation ihrer Mutter angehören und die – wie sie selbst auch – eine Migrationserfahrung gemacht haben. Das Beispiel macht deutlich, dass durch die organisierten Besuche der Freiwilligenarbeit soziale und emotionale Bindungen zwischen den Beteiligten entstehen können. Diese Bindungen können (auf beiden Seiten) Erwartungen schüren, die – wenn sie nicht erfüllt werden – zu Enttäuschungen führen können, wie das folgende Beispiel zeigt. Signora Trentin, eine Bewohnerin der „Wohngruppe B/2“, wurde bis anhin ebenfalls einmal pro Woche von einem freiwilligen Helfer im Heim besucht, der mit ihr spazieren ging und sich mit ihr auf Italienisch unterhielt. Seit einigen Wochen bleiben diese Besuche aus ihr unbekannten Gründen jedoch aus. Die Enttäuschung der Dame darüber ist offensichtlich und weist darauf

373 „[...] er [...] kommt jetzt heute, Dienstag, kommt er beispielsweise, [...] und wenn ich nichts anderes vorhabe, bleiben wir hier. Er redet immer, er ist sehr romantisch, sagt viele Dinge, und das gefällt mir, denn er weiss vieles mehr als ich, verstehen Sie?“ Interview mit Signora Bianchi vom 15. Januar 2013.

374 Gesprächsnotiz im Feldtagebuch vom 19. März 2013.

hin, dass sie in der Vergangenheit mit diesen organisierten Besuchen rechnete und dass sie sie nun vermisst. Die Beziehungen, die Bewohnende wie Signora Trentin zu den Freiwilligen aufbauen, können als Teil ihres sozialen Kapitals angesehen werden, denn es handelt sich „um ein Netzwerk von Relationen zwischen Individuen, um gegenseitige Verpflichtungen und Investitionen“ (Diekmann 1993: 23).³⁷⁵ Das persönliche Engagement und die regelmässigen Besuche von Freiwilligen können zur Lebensqualität von Heimbewohnenden beitragen und für die älteren Menschen einen wertvollen sozialen Kontakt zur Aussenwelt darstellen.³⁷⁶ Aus diesen organisierten Treffen können persönliche Bindungen entstehen, die nicht selten sowohl von den Bewohnenden als auch von den Ehrenamtlichen als persönliche Bereicherung empfunden werden (Höpler 2010: 80). Das Beispiel der freiwilligen Helferin Renata zeigt zudem, dass die eigene Migrationserfahrung sowohl eine Motivation als auch eine Ressource für die Freiwilligenarbeit in den kulturspezifischen Wohngruppen darstellen kann.

7.7 Unterhaltungs-, Beschäftigungs- und Aktivierungsangebote

Die Beschäftigung und Aktivierung pflegebedürftiger Menschen ist ein wichtiger Bestandteil des Betreuungsalltags in Alterseinrichtungen und so bestehen auch in den „mediterranen“ Wohngruppen diesbezüglich verschiedene Massnahmen. Zur Unterhaltung der älteren Menschen stehen diesen beispielsweise in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen italienischsprachige Bücher zur Verfügung. Im Rahmen der Feldstudie wurden jedoch weder im Alters- und Pflegeheim Buchmatt noch in der Pflegewohnung Isola je ein Bewohner oder eine Bewohnerin beim Lesen oder Betrachten eines solchen Buches beobachtet. Dies ist Grund für die Vermutung, dass die Bücher vor allem als Dekorationselemente zur Inszenierung eines „mediterranes“ Ambientes dienen (vgl. Kap. 5.5) oder bestenfalls als Kommunikationsmittel im Gespräch mit den Mitarbeitenden verwendet werden (z. B. im Rahmen der Biografiearbeit). Andere Printmedien, die die Bewohnenden der kulturspezifischen „Wohngruppe A/2“ über das Alters- und Pflegeheim Buchmatt beziehen können, sind italienischsprachige Zeitschriften. Diese befinden sich in einigen privaten Zimmern der befragten Bewohnenden und werden von diesen offensichtlich gerne konsumiert. Sie ermöglichen es den älteren Menschen, sich über gesellschaftliche Themen zu informieren, die in ihren Herkunftsländern aktuell sind.

Ebenfalls zur Unterhaltung und Information zu Tagesaktualitäten dient der bereits zuvor erwähnte Fernseher, der sich im gemeinschaftlich genutzten Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe im Alters- und Pflegeheim Buchmatt befindet und auf dem vor allem italienischsprachige Sender konsumiert werden. Während das Gerät hier ausserhalb der Mahlzeiten bei nahezu jedem meiner Besuche läuft, ist der Fernseher im gemeinschaftlich genutzten Bereich der Pflegewohnung Isola meist ausgeschaltet.³⁷⁷ Was den Einen zur Unterhaltung dient, ist den

³⁷⁵ Coleman definiert soziales Kapital folgendermassen: "Social capital inheres in the structure of relations between persons and among persons" (Coleman 1994: 302).

³⁷⁶ Dieser Kontakt erfolgt in einer weiteren „mediterranen“ Alterseinrichtung nicht über eine Migrantenorganisation sondern über eine soziale Einrichtung, die sich für die Wiedereingliederung von psychisch beeinträchtigten Personen engagiert. Einige dieser Personen besuchen Bewohnende des Heims und trinken gemeinsam mit ihnen einen Kaffee in der hauseigenen Cafeteria. Den Kaffee bezahlen müssen laut Pflegedienstleitung die Bewohnenden.

³⁷⁷ Sowohl der gemeinschaftlich genutzte Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt als auch derjenige der Pflegewohnung verfügen über einen offenen Grundriss.

Anderen offenbar ein Dorn im Auge. So stört sich beispielsweise die Pflegefachfrau Claudia an den Inhalten der Sendungen, die die Bewohnenden der Pflegewohnung konsumieren. Aus diesem Grund achte sie darauf, dass das Gerät nicht allzu oft in Betrieb ist:

„[...] das hat mit mir zu tun. Ich will das nicht. [...] weil es ist eine Dauerberieselung, die für die Dementen sehr schnell zu viel ist. Es stört wirklich ... und das Problem ist halt, wenn man wirklich zuhört, ich meine ... es ist eine Strafe. Wenn ich nicht hier bin, passiert es noch oft ... , wenn ich hier hereinschneie, dass hier schon am Nachmittag um eins der Fernseher läuft. Und dann schauen sie nur Katastrophen-Sendungen! Also alles, was, wer wen umgebracht hat, wer wen betrogen hat, ... sämtliche Katastrophen, die passiert sind ... , alles nur negativ! Nur! Und wenn man dann irgendwie mal einen Naturfilm, oder einen Tierfilm oder irgendetwas einstellt ... dann schaut niemand mehr. Es geht wirklich nur [darum] zu zeigen, wie schlecht die Welt ist ... Und ich finde wir haben genug Depression hier drin. Es ist nicht nötig, dass das auch noch kommt! Und ich sage, also aus Prinzip eigentlich, vor zwei gibt's sowieso kein Fernsehen ... Und meistens eigentlich erst nach vier Uhr. [...] die meisten haben einen Fernseher im Zimmer! Die können da den ganzen Tag fernsehen! Das stört mich nicht! Und das dürfen sie auch, das ist ihr freier Wille und was wer schaut, aber hier im öffentlichen Raum finde ich das nicht gut.“³⁷⁸

Claudias Bemerkung zeigt, dass die Nutzung des medialen Angebots zwischen den unterschiedlichen Akteuren verhandelt wird und die letzte Entscheidungsinstanz in diesem Falle das Pflegepersonal ist. Die persönliche Präferenz einiger Bewohnenden, den Fernseher eingeschaltet zu lassen, wird nur so lange geduldet, wie es die anderen Akteure nicht allzu sehr stört. Claudia nennt in diesem Zusammenhang Bewohnende, die an Demenz erkrankt sind. Denn bei diesen Personen können „durch einen krankheitsbedingten Verlust der Filterfunktion [...] Geräusche vielfach nicht mehr interpretiert oder weggeblendet werden“ (Gärtner 2016: 225). Aus diesem Grund kann die vom Fernseher verursachte Geräuschkulisse bei dementen Bewohnerinnen und Bewohnern Irritationen hervorrufen und somit einen negativen Einfluss auf deren Wohlbefinden haben. Darüber hinaus stört sich jedoch vor allem die Pflegenden selbst an der „Dauerberieselung“. Nicht nur die Menge des Fernsehkonsums der Bewohnenden scheint ihr an ihrem Arbeitsplatz Mühe zu bereiten, sondern auch die Inhalte der Sendungen, die ihrem persönlichen Geschmack zuwiderlaufen.

Im Alters- und Pflegeheim Buchmatt hingegen scheint sich das Pflegepersonal am Geräusch, das der Fernseher der „mediterranen“ Wohngruppe verursacht, nicht allzu sehr zu stören, denn hier läuft das Gerät nach Aussagen der Pflegerin Giulia „von morgens um acht bis abends um elf ... ununterbrochen.“³⁷⁹

Vergleicht man die gemeinschaftlich genutzten Bereiche dieser beiden Wohngruppen, so wird deutlich, dass auch in diesem Zusammenhang räumliche Faktoren nicht unwesentlich sind. Da der Grundriss der Pflegewohnung auf demjenigen einer Altbauwohnung basiert, ist hier der gemeinschaftlich genutzte Bereich um einiges kleiner als derjenige im Alters- und Pflegeheim Buchmatt. Einer störenden Geräuschkulisse können die Bewohnenden und Mitarbeitenden somit auch weniger ausweichen – ausser sie ziehen sich in ihre privaten Zimmer

³⁷⁸ Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

³⁷⁹ Fokusgruppeninterview mit Pflegepersonal der mediterranen Wohngruppe am 21. November 2013.



Musik von früher: CDs, die in der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt zur Unterhaltung der Bewohnenden dienen.

oder in ein kleines Arbeitsbüro zurück beziehungsweise sie verlassen die Wohnung. In den besichtigten Heimen, wo der gemeinschaftlich genutzte Bereich um einiges grösser ist und der Fernseher mancherorts in einem separaten Zimmer steht, können sich die Bewohnenden und Mitarbeitenden hingegen bei Bedarf in andere Bereiche zurückziehen. So steht ihnen im Alters- und Pflegeheim Buchmatt hierfür beispielsweise die Sitzecke im hinteren Bereich der „mediterranen“ Wohngruppe zur Verfügung oder auch die öffentlichen Bereiche im Erdgeschoss der Einrichtung.

Die aktivierende Wirkung von Musik

Während das Lesen von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften meist individuell erfolgt, wird Musik in den „mediterranen“ Wohngruppen oftmals in der Gemeinschaft gehört. Sich der aktivierenden Wirkung der Klänge bewusst, lässt das Pflegepersonal oftmals italienische Musik von Tonträgern abspielen. Dabei sind sowohl Schlager der 1950er und 60er Jahre zu hören, die den meisten Bewohnenden aus der Vergangenheit vertraut sind, als auch modernere italienische oder spanische Interpreten.³⁸⁰ Die Pflegerin Stefania sagt hierzu:

„Wir fragen dann, ob sie ein wenig Lust auf Musik haben. Dann nehmen wir alte Lieder von früher, wo sie sehr gerne noch mitgesungen haben. [...] das merken wir dann, dass sie miteinander sitzen und ... versuchen auch zu singen ... und die ganzen Erinnerungen von früher kommen wieder hoch [...].“³⁸¹

Der Klang vertrauter Musik kann bei älteren Menschen „Gefühle aktivieren und Erinnerungen an emotional meist positiv gefärbte Erlebnisse in der Vergangenheit wecken“ (Hesse und Bernatzky 2005: 132). So wirkt beispielsweise bei demenzerkrankten Personen das Hören ihrer Lieblingsmusik oftmals beruhigend (Sung und Chang 2005). Dies bestätigt auch Felisa, die die Reaktion der von ihr betreuten Personen auf bekannte Lieder wie folgt beschreibt:

„Sie [die Bewohnenden] haben sehr, sehr viel Freude. Und das merkst du sofort. Weil sie ... fangen an zu lachen, werden entspannt ... das merkst du.“³⁸²

Die Bewohnerin der Pflegewohnung Isola, Signora Rossi, die eine Vorliebe für italienische Musik hat, erklärt, weshalb sie vor allem ältere Lieder bevorzugt:

„Che si ricordano più facilmente di quelle di oggi [...] almeno per me, che sono anziana ... Perché queste di ora non le ricordo più. Qualche parola quando la sento, magari! [...] Ma se no ... Poi prima c'erano i canzonieri! Una li leggeva più spesso, li imparava a memoria ... era diverso, ora non è così. Ora ci sono i CD, ci sono tante robbia, si mettono là e ascoltano e basta! Non è come una volta che imparavano a memoria per cantare.“³⁸³

Wenn Lieder wie „Fiorin, fiorello“ oder „Volare“ erklingen, stimmen nicht selten auch die Mitarbeitenden der „mediterranen“ Wohngruppen in den Gesang mit ein – vorausgesetzt, sie sind

380 Die Musik stammt unter anderem auch von Tonträgern, die die Angehörigen der Bewohnenden mitbringen.

381 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

382 Interview mit Felisa vom 20. Juni 2014.

383 „Dass man sich besser an sie [traditionelle Lieder] erinnert, als an diejenigen von heute [...] zumindest ich, die ich alt bin ... Denn an die jetzigen [Lieder] erinnere ich mich nicht mehr. Vielleicht an manche Passagen, wenn ich sie höre! [...] Aber wenn nicht ... Und dann gab es früher die Liederbücher! Man las sie viel häufiger, lernte sie auswendig ... es war anders, jetzt ist es nicht mehr so. Jetzt gibt es CDs, es gibt viele Dinge, man legt sie ein und hört zu und fertig! Es ist nicht mehr wie damals, als man sie zum Singen auswendig lernte ...“ Interview Signora Rossi vom 1. Mai 2014.

mit dem traditionellen Liedgut vertraut.³⁸⁴ Im Rahmen des Fokusgruppeninterviews mit den vier Pflegemitarbeiterinnen des Alters- und Pflegeheims Buchmatt berichtet beispielsweise Sofia, dass sie im persönlichen Kontakt mit den Bewohnenden manchmal spontan zu singen beginnt, was von den älteren Menschen offenbar positiv aufgenommen wird:

„[An Margrit gerichtet] Das haben Du und ich ab und zu auch schon gemacht ... Weisst Du noch, bei der Brunelli [Bewohnerin]? Bei der Brunelli im Zimmer fangen wir an zu singen, und sie [die Bewohnerin] fängt auch an zu singen, und das macht Spass [lachend].“³⁸⁵

Ihre Kollegin Margrit beobachtet zudem, dass auch demenzerkrankte Bewohnende beim Hören von Musik freudig reagieren. So zum Beispiel die von ihr betreute Bewohnerin Signora Serra:

„[...] kürzlich habe ich mich mal an den „Frauentisch“ gesetzt und habe irgendwie etwas angefangen zu singen, und Frau Serra hat gleich ein wenig gelächelt.“³⁸⁶

Doch nicht immer scheint Musik diese positive Wirkung auf kognitiv beeinträchtigte Bewohnende zu haben. Davon berichtet die Leiterin einer weiteren Alterseinrichtung mit „mediterranem“ Angebot. In der von ihr geleiteten kulturspezifischen Wohngruppe werde die aktivierende Wirkung von Musik bewusst eingesetzt, um die Bewohnenden zur Bewegung zu mobilisieren. Hierzu würde jeweils morgens und nachmittags Musik von einem Tonträger abgespielt. Laute Musik empfänden jedoch einige demente Bewohnerinnen und Bewohner als störend und deren Wohlbefinden könne dadurch stark beeinträchtigt werden. Dass die musikalische „Dauerberieselung“ auch von Bewohnenden, die nicht kognitiv eingeschränkt sind, als störend empfunden werden kann, davon berichtet die Pflegefachfrau Claudia. In ihren privaten Zimmern würden die Bewohnenden der Pflegewohnung Isola oftmals italienische und spanische Musik „von früher“ hören, die sie vielfach von ihren Angehörigen mitgebracht bekämen. In den gemeinschaftlich genutzten Bereichen scheint die Musikauswahl jedoch nicht so einfach zu sein:

C: „[...] manchmal ist es ein wenig schwierig. Wir haben auch so die alten Schlager und so ... , die sind zwischendurch auch wunderbar. Aber ich merke, es geht oft auch noch einigen auf die Nerven.“

I: „Inwiefern?“

C: „Ja, dass sie finden ‚Oh nein, jetzt schon wieder das!‘ oder ‚Oh nein, müssen wir jetzt wieder singen?‘. Es ist noch schwierig.“³⁸⁷

Claudias Äusserung deutet darauf hin, dass im Zusammenhang mit der Musikkwahl verschiedene Aspekte berücksichtigt werden müssen. Obwohl einige der befragten Bewohnerinnen und Bewohner bestätigen, dass sie vor allem Musik aus ihren Herkunftsländern bevorzugen,

384 Nicht nur in den „mediterranen“ Wohngruppen kann die Unkenntnis über traditionelles Liedgut eine Hürde für das Pflegepersonal darstellen. In einem Fernsehbeitrag über ein Schweizer Pflegezentrum wird berichtet, wie Pflegenden mit Migrationshintergrund, die an ihrem Arbeitsplatz ältere Schweizerinnen und Schweizer mit Demenz betreuen, traditionelles Schweizer Liedgut lernen, um mit den von ihnen betreuten Personen singen zu können (SF 2012).

385 Zitat aus einem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe vom 21. November 2013.

386 Zitat aus einem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe vom 21. November 2013.

387 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

scheint ein ausschliesslich auf altes Liedgut fokussiertes musikalisches Angebot Gefahr zu laufen, eintönig zu wirken, denn die Präferenzen der Bewohnenden sind diesbezüglich sehr individuell. Alte Schlager aus den Herkunftsländern der Bewohnenden kennen die meisten der betreuten Personen zwar aus ihrer Jugend und sie bilden somit einen „gemeinsamer Nenner“, einen von allen verstandenen und geteilten musikalischen Code. Diese vertrauten Lieder können die meisten Personen mitsummen oder – wie Signora Rossi ausführt – gar mitsingen. Und dennoch müssen sie nicht unbedingt dem persönlichen Musikgeschmack aller Bewohnenden entsprechen. Signora Muratori beispielsweise, die ursprünglich aus Italien stammt und eine leidenschaftliche Tänzerin ist, liebt Tango und hört diese Musik auch in ihrem privaten Zimmer. Musik „von früher“ ist nicht nur Musik aus den Herkunftsländern der Bewohnenden, sondern Musik, die Teil ihrer persönlichen Biografie ist. Und dazu können italienische und spanische Schlager ebenso gehören wie zum Beispiel Rock ,n‘ Roll oder andere Musikstile aus den 1950er, 60er und 70er Jahren, die die älteren Menschen damals im Radio hörten oder von Schallplatten abspielen liessen. Diese Melodien waren ebenfalls Teil ihrer Jugendkultur und prägten den Musikgeschmack einer ganzen Generation. So hört Signor di Bartolli, der einen kurzen Auftritt in einem Fernsehbeitrag des Schweizer Fernsehens über eine „mediterrane“ Wohngruppe hat, denn auch nicht italienischen Schlager, sondern Jonny Cash, dessen Schallplatte er auf seinem Plattenspieler in seinem Zimmer laufen lässt und dazu fröhlich mit den Füßen wippt (SRF 2010). Zudem deutet Claudias Äusserung darauf hin, dass die Melodien alter Schlager, wenn sie für die Allgemeinheit gespielt werden, bei den Bewohnenden offenbar nicht nur positive Erinnerungen auslösen können. Einige Personen scheinen beim Ertönen dieser spezifischen Musikrichtung, die als kultureller Code „das Verbindende“ zwischen den Bewohnenden verkörpern soll, das Gefühl zu bekommen, sich erneut an einer programmierten Aktivierungsmassnahme beteiligen zu müssen, nämlich dem gemeinsamen Singen. Dieses wird von den betreffenden Personen offenbar nicht als freiwillige und somit autonom verantwortete Tätigkeit in der Gemeinschaft wahrgenommen, sondern als Teil eines strukturierten und von institutioneller Seite auferlegten Tagesablaufs, den sie nicht selber mitbestimmen. Im Zusammenhang mit der Wirkung von Musik hat Claudia eine weitere, unerwartete Entdeckung bei den von ihr betreuten dementen Personen gemacht:

„[...] was ich festgestellt habe, [...] ich habe nie damit gerechnet: Jazz! Ich lasse manchmal Jazz laufen, mehr also egoistisch für meine Entspannung ... [*lachend*] Wenn ich am Kochen bin, läuft oft Jazz. Und lustig ist, ich habe bemerkt, dass die Dementen völlig auf das ansprechen! Und oft anfangen, entweder improvisiert dazu zu singen ... oder ruhig werden.“³⁸⁸

Die Pflegenden, die ihren präferierten Musikstil von Zeit zu Zeit im gemeinschaftlich genutzten Bereich abspielt, trägt dadurch zur Steigerung ihres eigenen Wohlbefindens am Arbeitsplatz bei. Ihren Beobachtungen zu Folge hat die Musik jedoch auch auf demente Bewohnende eine positive Wirkung. Claudias anfängliche Überraschung über diese Beobachtung rührt vermutlich daher, dass sie Jazz nicht unbedingt zum musikalischen Repertoire der älteren Bewohnerinnen und Bewohner gezählt hätte. Somit würde die erzeugte Wirkung der gängigen Annahme widersprechen, dass Musik „von früher“ zum Wohlbefinden von dementen Personen beitragen kann. Ob die entsprechenden Bewohnerinnen und Bewohner tatsächlich Jazz aus ihrer Jugend her kennen und der Klang dieser Musik alte Erinnerungen bei ihnen wachruft oder

388 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.



Ankündigung des Unterhaltungsangebots in einer „mediterranen“ Wohngruppe.

ob es die Musik an sich ist, die eine positive Wirkung auf die älteren Menschen hat, kann hier nicht überprüft werden. Die Beispiele machen jedoch deutlich, dass Musik dann aktivierend wirken kann, wenn sie sich am persönlichen Musikgeschmack der Bewohnenden orientiert. Es scheint zu kurzfristig zu sein, davon auszugehen, dass ausschliesslich alte Schlagermusik aus den Herkunftsländern der Bewohnenden bei diesen eine positive Wirkung entfalten kann. Denn auch andere Musikstile haben die Biografien der Bewohnenden geprägt und werden von ihnen geschätzt. Zudem scheint eine durch Musik verursachte, regelmässige Geräuschkulisse nicht dem Bedürfnis aller Bewohnenden zu entsprechen. Nicht nur demente Bewohnende können sich dadurch gestört fühlen, sondern – wie Claudia beschreibt – auch Personen, die nicht kognitiv beeinträchtigt sind. Da bei den besichtigten Alterseinrichtungen in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen momentan keine Möglichkeit besteht, Musik individuell zu konsumieren, ohne andere Bewohnende dabei zu stören,³⁸⁹ scheint das private Zimmer auch diesbezüglich als Rückzugsort sehr wichtig zu sein. Denn hier können die Bewohnenden bei Bedarf ihrem individuellen Musikgeschmack ohne Rücksichtnahme nachgehen.

In den besichtigten Altersheimen wird Musik nicht nur im Alltag in den „mediterranen“ Wohngruppen gehört, sondern auch im Rahmen des monatlichen Veranstaltungsprogramms. Dieses beinhaltet unter anderen auch musikalische Darbietungen, die von allen Heimbewohnenden besucht werden können. Dabei bieten Musizierende eine Kostprobe ihres Könnens und singen oder spielen Liedgut, das den älteren Menschen nicht selten aus ihrer Vergangenheit vertraut ist. Die musikalischen Darbietungen erfolgen meist in Räumlichkeiten, die allen Bewohnenden offenstehen, beispielsweise in der hauseigenen Cafeteria oder in einem Saal der Alterseinrichtung. Auch bei diesen Angeboten bemühen sich die verantwortlichen Programmplaner, in regelmässigen Abständen eine musikalische Referenz zu den Herkunftsländern der Bewohnerinnen und Bewohner der „mediterranen“ Wohngruppen zu machen. Das dargebotene Repertoire umfasst dann vor allem traditionelle Melodien aus Italien oder Spanien und soll vor allem die Bewohnenden der kulturspezifischen Wohngruppen ansprechen. Signora Bianchi, die in der „Wohngruppe B/2“ des Alters- und Pflegeheims Buchmatt lebt, nimmt regelmässig an diesem soziokulturellen Angebot teil, über das sie sich wie folgt äussert:

B: „[...] e qui che cosa abbiamo di bello? Che la casa fa' per noi tutte le settimane due cose belle. Fanno la musica, che fanno qualche cosa [...] o la musica, e un'altra volta un'altra musica.“

I: „E la musica italiana?“

B: „No, no, è la svizzera, c'è anche un po' d'italiano, ma normale, ... è la musica è svizzera.“³⁹⁰

Die stark sehbeeinträchtigte Bewohnerin, die sich laut eigenen Aussagen sehr wohl in der Betreuungseinrichtung fühlt, schätzt das musikalische Programm. Dabei spielt es offensichtlich weniger eine Rolle, aus welchem Land das vorgetragene Liedgut stammt. Für sie stellt dieses Angebot vielmehr eine „schöne“ und willkommene Abwechslung im Heimalltag dar, die sie

389 Man denke hier an Lösungen, die im Bereich der Ausstellungsgestaltung eingesetzt werden. Hier ermöglichen beispielsweise sogenannte Soundsessel den Besucherinnen und Besuchern, Musik individuell über eingebaute Lautsprecher zu hören, ohne dabei die übrigen Ausstellungsbesucher zu stören.

390 „B: „[...] und was haben wir hier noch Schönes? Dass das Haus für uns jede Woche zwei schöne Dinge veranstaltet. Sie machen Musik, dass sie etwas veranstalten [...] oder Musik, und ein anderes Mal eine andere Art Musik.“ I: „Und die Musik ist italienisch?“ B: „Nein, nein, sie ist schweizerisch, es gibt auch ein bisschen italienische, aber das ist normal, ... die Musik ist schweizerisch.“ Interview mit Signora Bianchi vom 15. Januar 2013.

dankbar in Anspruch nimmt. Dass sie dabei vor allem ihren Hörsinn gebrauchen kann und weniger von ihrer geringen Sehkraft abhängig ist, mag dabei ebenfalls eine Rolle spielen. Die ältere Dame betrachtet das Unterhaltungsangebot, bei dem abwechselnd Schweizer und italienische Musik gespielt wird, als Service des Heimes für seine Bewohnenden und bewertet diesen sehr positiv. Ebenfalls mit Begeisterung erzählt Signora Muratori, die in der Pflegewohnung Isola wohnt, von musikalischen Anlässen, die sie regelmässig besucht. Anders als in den besichtigten Altersheimen finden diese nicht in den Räumlichkeiten der Pflegewohnung statt, sondern es werden hierfür externe Angebote wahrgenommen. In Signora Muratoris Fall handelt es sich um Tanznachmittage, die in einem Kirchgemeindehaus durchgeführt werden, und die die ältere Dame gemeinsam mit anderen Mitbewohnenden besucht. Doch nicht nur die Bewohnenden der kulturspezifischen Pflegewohnung nehmen an diesen Veranstaltungen teil, sondern auch andere ältere Menschen, die unterschiedlicher Herkunft sind. Die dabei gespielte Musik ist laut Signora Muratori sehr unterschiedlich und gefällt ihr mal mehr, mal weniger. Dennoch sagt die passionierte Tänzerin, „[i]o non manco mai! [lacht]“³⁹¹, denn diese Nachmittage geben ihr die Möglichkeit, auch weiterhin ihrer persönlichen Leidenschaft nachzugehen. Durch Veranstaltungen wie diese kommen die Bewohnenden der kulturspezifischen Alterseinrichtung zudem in Kontakt mit anderen älteren Menschen. In Signora Muratoris Fall scheint es dabei weniger eine Rolle zu spielen, welcher Nationalität diese Personen angehören, als dass sie vielmehr ein gemeinsames Interesse teilen, dem sie während dieser Anlässe nachgehen können. Dass dabei weniger Männer als Frauen anwesend sind, scheint der Begeisterung der Bewohnerin für die Veranstaltungen keinen Abbruch zu tun, und so sagt die tanzbegeisterte Dame:

„Se c'è un uomo che balla anche ... ballo insieme! Dipende! [...] Da sola anche!“³⁹²

Nicht für jederman

Nebst musikalischen Darbietungen finden in den Alters- und Pflegeeinrichtungen weitere Aktivierungs- und Beschäftigungsangebote statt, bei denen sich Personen aus verschiedenen Berufsfeldern engagieren (Mötzing 2009: 24). Ob bei der morgendlichen Gymnastik oder bei gestaltungstherapeutischen Übungen: Bei diesen Angeboten gilt es, zunächst die eingeschränkten motorischen und kognitiven Fähigkeiten der Bewohnenden zu berücksichtigen, die oftmals an Arthrose, Sehschwäche oder Demenz leiden (ebd.). Darüber hinaus kann beispielsweise ein gestalterisches Angebot „eine Entlastung für den alten Menschen sein, weil es ihn von Sorgen und Kummer ablenkt und die Konzentration auf das Tun ausrichtet“ (Mötzing 2009: 246). Damit das Aktivierungs- und Beschäftigungsangebot von den Bewohnerinnen und Bewohnern in Anspruch genommen wird, sollte dabei aber auch anderen Faktoren Rechnung getragen werden, wie die folgenden Beispiele zeigen.

In den besichtigten Altersheimen bestehen sowohl wohngruppenübergreifende Aktivierungs- und Beschäftigungsangebote,³⁹³ die sich an Bewohnende aller Wohngruppen richten, als auch Angebote, die sich gezielt an die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppen richten. Ob erstere von den Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppen angenommen werden, hängt scheinbar auch von den sprachlichen Kompetenzen der durchführenden

391 „Ich fehle niemals! [lacht]“ Interview mit Signora Muratori vom 29. April 2014.

392 „Wenn ein Mann da ist, der ebenfalls tanzt ... dann tanze ich zusammen! Es kommt darauf an! [...] Auch alleine!“ Interview mit Signora Muratori vom 29. April 2014.

393 Für die Bewohnerinnen und Bewohner des Alters- und Pflegeheims Buchmatt werden hierfür beispielsweise in regelmässigen Abständen Lotto-Nachmittage in einem Saal der Alterseinrichtung durchgeführt.

Personen ab. Während in einer besichtigten Alterseinrichtung mit kulturspezifischem Betreuungsangebot die befragte Pflegeleiterin bekräftigt, dass die Aktivierungstherapie des Hauses sehr gut sei, da sie die Bewohnenden „dort abhole“ wo sie stünden, kritisiert die Pflegerin Susanne die hausinterne Aktivierungstherapie (AT) des Alters- und Pflegeheims Buchmatt mit den Worten „die AT [...] ist eigentlich in dem Sinn schlecht für unsere Bewohner“.³⁹⁴ Den Grund hierfür nennt ihre Kollegin Stefania:

„[...] es ist schon in der Aktivierung selber ... die reden kein Italienisch, und die Leute gehen dementsprechend auch nicht gern, ... es sind wenige, die runter gehen von unseren Bewohnern. Ich meine, auch wenn man jetzt eine Spanierin nach unten [zur Aktivierung] gibt, ist es oft so, dass sie uns dann anrufen: ‚Kommen Sie!‘ und ‚Kommen Sie sie wieder holen, sie ist unruhig. Sie sagt etwas, ich verstehe sie nicht.‘ Und wenn jetzt zum Beispiel jemand von uns unten wäre, dann könnten wir fragen: ‚Was haben Sie? Bleiben Sie, jetzt wird das gemacht und so.‘ Dann ist klar, dass sie gehen will. Das ist verständlich, oder? Da müssten einfach wirklich mehr Leute im Haus arbeiten, die die Sprache verstehen.“³⁹⁵

Welche Wirkung dies bei den Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe hätte, wird während eines Feldaufenthaltes deutlich. Bei diesem suchen zwei junge Studentinnen die kulturspezifische Wohngruppe auf und holen die Bewohnenden zu einem hausübergreifenden Aktivierungsangebot ab. Die zwei Praktikantinnen einer Kunsthochschule, die im Rahmen eines Vermittlungsprojekts gestalterische Arbeiten mit den Bewohnenden anfertigen, sprechen nämlich beide Italienisch. Eine der beiden Praktikantinnen ist selbst italienischstämmig und kann sich mit den teilnehmenden Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe mühelos unterhalten. Auch die zweite Praktikantin hat grundlegende Italienischkenntnisse, die ihr bei der Arbeit mit den italienischstämmigen Bewohnenden von Vorteil sind. Als sie nämlich der Bewohnerin Signora Pozzi vorschlägt, einen farbigen Papierstern auszuschneiden, löst dies bei der alten Dame Erinnerungen an ein altes Wiegenlied aus. Das Lied „Stella, stellina“ hatte die Bewohnerin bereits im Kindergarten gelernt und so zitiert sie den Vers, ohne zu zögern, aus dem Stehgreif:

„Stelluce stellina / la notte si avvicina: / la fiamma traballa, / la mucca è nella stalla. / La mucca e il vitello, / la pecora e l’agnello, / la chioccia coi pulcino, / ognuno ha il suo bambino. / Ognuno ha la sua mamma / e tutti bimbi fan la nanna.“³⁹⁶

Während die ältere Dame diesen Vers aufsagt, schreibt die Praktikantin den Text auf ein Stück Papier, auf das sie auch den ausgeschnittenen Stern klebt. Den geschriebenen Text erkennt Signora Pozzi aufgrund ihrer eingeschränkten Sehkraft nur schlecht. Doch anstelle sich zu grämen, nimmt die ältere Dame die Situation mit Humor und sagt auch dazu einen passenden Liedvers auf:

„Dove sei, che non ti vedo, / son qui sotto, all’erba rosa, / per trovar la mia morosa / tutti giorni festegiare.“³⁹⁷

394 Zitat aus einem Fokusgruppeninterview mit vier Pflegenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt vom 21. November 2013.

395 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

396 Kinderlied „Stella, stellina“ in der Version von Signora Pozzi, 3. August 2012.

397 Lied „Dove sei, che non ti vedo“ in der Version von Signora Pozzi, 3. August 2012.

Im Anschluss bastelt Signora Pozzi unter Anleitung der Praktikantin noch eine Papierblume. Auch dieses Objekt löst bei der Bewohnerin die Erinnerung an einen alten italienischen Schlager aus, den sie ebenfalls nahezu fehlerfrei wiedergibt:

„Fiorin fiorello / l'amore e' bello / vicino a te / mi fa sognare / mi fa cantare /
chissà' perche' / fior di margherita / cos'e' mai la vita / se non c'e' l'amore /
che il nostro cuore / fa palpar / fior di verbena / se qualche pena / l'amor ci
da' / fiorin fiorello / l'amore e' bello / vicino a te.“³⁹⁸

In der Interaktion mit der älteren Bewohnerin kommen der Praktikantin ihre Sprachkenntnisse zugute. Aufgrund dieser Kenntnisse kann sie Signora Pozzis Erinnerungen in die gestalterische Arbeit mit einfließen lassen, was wiederum neue Erinnerungen bei der Bewohnerin auslöst. In einer weiteren besichtigten Alterseinrichtung berichtet die Pflegeleiterin der „mediterranen“ Wohngruppe ebenfalls von einem gestalterischen Projekt, das eine bestimmte Sprachkompetenz bei den durchführenden Personen voraussetzte. Das Projekt, das bereits in Kapitel 5.8 beschrieben wurde, ging auf die Initiative zweier italienischsprachiger Schüler zurück. Die dabei entstandene Landkarte ziehe laut der Pflegefachfrau auch im Alltag die Aufmerksamkeit der älteren Menschen auf sich. So zeige beispielsweise ein dementer Bewohner jeden Tag beim Vorbeigehen auf der Karte auf denjenigen Ort, von dem er ursprünglich stamme und erkläre dazu, dass er „von da unten“ komme.³⁹⁹

Die beiden Beispiele machen deutlich, dass gestalterische Aktivitäten vor allem dann die soziale Kommunikation fördern, wenn die durchführenden Personen die Erstsprache der Bewohnerinnen und Bewohner mit Migrationshintergrund sprechen. Dadurch kann der therapeutische Wert des gestalterischen Tuns voll ausgeschöpft und die Bewohnenden darin unterstützt werden, ihre „Gefühle und das persönliche Erleben“ (Mötzing 2009: 246) zum Ausdruck zu bringen. Nebst der „schöpferischen Arbeit“ fördert die gemeinsame Sprache, dass bei den Bewohnenden „Erfahrungen, Wünsche und Sehnsüchte [...] ins Bewusstsein“ rücken „und [...] dann ›verarbeitet‹ werden“ können (ebd.).

Die Pflegerin Stefania macht einerseits sprachliche Barrieren dafür verantwortlich, dass die von ihr betreuten Personen an bestimmten Aktivierungsangeboten der Alterseinrichtung nicht teilnehmen. Doch sie nennt auch noch einen anderen Faktor, der dazu führe, dass die soziokulturellen Angebote nicht die gewünschte Wirkung zeigten. Die Angebote seien im Alters- und Pflegeheim Buchmatt nämlich so ausgerichtet, dass sie vor allem den Interessen einer überwiegend weiblichen Bewohnerschaft entsprächen. So meint die Pflegerin zu den bestehenden hausübergreifenden Beschäftigungsangeboten ihrer Einrichtung:

„Das ist nicht für jedermann.“⁴⁰⁰

Sie beobachte beispielsweise bei den von ihr betreuten männlichen Bewohnenden einen gewissen Widerwillen, an der morgendlichen Gymnastik im Erdgeschoss der Alterseinrichtung teilzunehmen. Zur Förderung der motorischen Fähigkeiten und Erhaltung ihrer Beweglichkeit sässen die älteren Menschen dabei beispielsweise in einem Kreis und machten Übungen mit einem farbigen Gymnastikball.

398 Schlager „Fiorin, fiorello“ (Komponist: V. Mascheroni-P. Mendes) in der Version von Signora Pozzi, 3. August 2012.

399 Aus dem Protokoll des Gesprächs mit einer Pflegefachfrau in leitender Funktion vom 6. November 2014.

400 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

„[...] es gibt schon auch Männer, die runtergehen. Aber sie sitzen dann da. Oder dann mal so mit dem Ball spielen, oder es sind Sachen ... Also, grad jetzt die Italiener, die sagen: ‚Was geh ich da unten jetzt spielen?‘ oder ‚Das sagt mir nichts.“⁴⁰¹

Für die Pflegende steht fest: Die betreuten Männer ihrer Wohngruppe haben aufgrund ihrer Sozialisation andere Interessen, die es auch bei der Aktivierung zu berücksichtigen gilt.

Für den Mann

Stefanias Beobachtung beschränkt sich offenbar nicht nur auf die Bewohner der „mediterranen“ Wohngruppen. Auch Schäufele et al. (2009) berichten davon, dass sich Männer in stationären Pflegeeinrichtungen weniger häufig an Aktivierungs- und Beschäftigungsangeboten beteiligen als Frauen. Einen möglichen Grund hierfür sehen sie darin, „dass das Angebotsspektrum in den Einrichtungen dem Interesse der männlichen Bewohnerschaft in geringe[re]m Umfang entspricht als dem der Bewohnerinnen. Angebote, die sich speziell an Männer wenden, sind offenbar seltener“ (Schäufele et al. 2009: 198). Mötzing (2009) berichtet darüber hinaus von der Schwierigkeit, „Männern in stationären Altenhilfeeinrichtungen sinnvolle hausarbeitsnahe Tätigkeiten anzubieten“ (Mötzing 2009: 284). So könnten ältere Frauen einfacher in haushaltsorientierte Beschäftigungsangebote eingebunden werden, da die Bewohnerinnen in der Regel über einen „großen hausfraulichen Erfahrungshintergrund verfügen“ (ebd.).⁴⁰² Um auch Männern sinnvolle Beschäftigungen im Betreuungsalltag zu ermöglichen, schlägt Mötzing (2009) deshalb vor:

„Wenn ein Garten vorhanden ist, können kleine Gartenarbeiten, Aufräum- und Pflegearbeiten oder handwerkliche Beschäftigungsangebote gemacht werden.“⁴⁰³

Leitgedanke sei bei diesen Tätigkeiten, „an der Biografie und den vorhandenen Ressourcen“ der Bewohnenden anzuknüpfen (ebd.). Dafür sei es wichtig, „die im Erwachsenenalter gelebten Rollen des Menschen zu erfahren“ und diese zu berücksichtigen (ebd.: 285).

Auch das Alters- und Pflegeheim Buchmatt verfügt über einen grosszügigen Garten, in dem sich nebst erhöhten Blumenbeeten auch eine Bocciabahn befindet. Stefania beschreibt, dass sie in der Vergangenheit vor allem mit einigen Herren der „mediterranen“ Wohngruppe diese Bahn genutzt habe. Diejenigen Bewohnenden, die dazu körperlich in der Lage waren, seien von den Pflegenden in die Grünanlage begleitet worden und konnten somit offenbar zu mehr Bewegung motiviert werden.

„Am Anfang konnten wir das auch machen. Da sind wir manchmal zu zweit runter und haben mit den Leuten Boccia gespielt, das war schön. Man hätte nie gedacht, dass die Leute so eine Kraft haben und sich bücken können und alles aufheben können. Das haben sie alles selber gemacht.“⁴⁰⁴

401 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

402 Bei den Bewohnerinnen der „mediterranen“ Wohngruppen kommt hinzu, dass sie nebst ihren hausfraulichen Pflichten oftmals in Restaurationsbetrieben gearbeitet hatten. Das heisst, diese „hausarbeitsnahen“ Tätigkeiten waren auch Teil ihrer beruflichen Praxis. So ist es der demenzerkrankten Signora Zanetti beispielsweise nach wie vor ein Bedürfnis, auch im Heim diesen Tätigkeiten nachzugehen. Jeden Tag hilft sie beim Decken und Abräumen des Tisches und richtet ihren Tagesablauf zeitlich nach diesen Aufgaben, die sie freiwillig übernommen hat (vgl. Kap. 5.1).

403 Mötzing (2009: 284).

404 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

Nachdem die Bewohnenden, die die Bocciabahn regelmässig nutzten, verstorben seien, habe der Gebrauch der Anlage abgenommen. Zum einen mag dies an den körperlichen Fähigkeiten der derzeitig betreuten Personen und deren persönlichen Interessen liegen. Zum anderen weist die Pflegefachfrau darauf hin, dass die Mitarbeitenden heute in ihrem Pflegealltag weniger Zeit für derartige Aktivitäten hätten:

„Für so Sachen jetzt weniger. Weil es kommt immer mehr, mehr, was man machen muss. Und Schriftliches, man hat dieses und jenes. Man hat schon mal fünf Minuten, zehn Minuten Zeit, oder wir nehmen uns auch die Zeit, dass wir uns zu ihnen setzen und ein Lied singen.“⁴⁰⁵

Doch ein Ausflug in den Garten, um dort mit den Bewohnenden eine Partie Boccia zu spielen, scheint in Stefanias Arbeitsalltag zeitlich kaum mehr möglich zu sein. Auf die Frage, ob man ihrer Ansicht nach etwas am Angebot für die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe verbessern könnte, formuliert die italienischstämmige Pflegerin eine Idee, die sich vor allem an die männliche Bewohnerschaft richten würde:

„[...] was ich von vielen Italienern kenne, Männer vor allem, die sind oft am Wochenende ... grad in den Dörfern ... immer in einen Club rein, wo sie Karten gespielt haben [...].“⁴⁰⁶

Stefanias Idee beruht auf einer Beobachtung aus ihrer eigenen Vergangenheit. Im weiteren Verlauf des Gesprächs wird deutlich, dass die Pflegenden diese persönliche Erfahrung bereits als Ressource in ihrem Arbeitsalltag genutzt hat. Sie erklärt nämlich, dass sie sich früher ab und zu die Zeit genommen habe, um mit einigen Herren ihrer Wohngruppe zusammenzusitzen und zu spielen:

„Ich habe mit ihnen hier [in den Räumen der Wohngruppe] Karten gespielt, oder unten im Garten haben wir Karten gespielt. Das haben sie [die Bewohner] schon genossen. Denn sie können [es] gut, und ich kann auch gut Karten spielen – italienische Karten [*lacht*].“⁴⁰⁷

Dass Spielen eine positive Wirkung auf ältere Menschen haben kann, ist jedoch nicht nur eine subjektive Vermutung der Pflegerin, die aktivierende Wirkung von Spielen wird auch von Fachpersonen aus dem Bereich der Alterspädagogik⁴⁰⁸ postuliert:

„Spiele sind in der Altenarbeit unverzichtbar, um Körper, Geist und Seele gleichermaßen zu aktivieren. Sie setzen auf natürliche, entspannte und nicht leistungsorientierte Art und Weise Ressourcen und Kräfte frei und besitzen einen hohen pädagogischen und therapeutischen Wert. Verbunden mit Spaß und Fröhlichkeit sind sie ein bedeutender Beitrag zur Verbesserung der Lebensqualität.“⁴⁰⁹

405 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

406 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

407 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

408 auch Geragogik genannt.

409 Motzing (2009: 190).

Doch auch für diese Art der Beschäftigung mit den Bewohnenden fehlt es Stefania in ihrem Arbeitsalltag offenbar an Zeit, was die Mitarbeiterin sehr bedauert. Denn es scheint, als hätten nicht nur die Bewohner, sondern auch die Pflegende selbst Gefallen am Kartenspiel gefunden. Stefanias Bemühung, den Interessen der von ihr betreuten Männer mit Hilfe eines spezifischen Beschäftigungsangebotes gerecht zu werden, erfolgte aufgrund ihrer persönlichen Initiative. Trotz der vorhandenen transkulturellen Kompetenz der Pflegenden scheiterte ihre Bemühung aufgrund der mangelnden zeitlichen Ressourcen in ihrem Pflegealltag. Dies deutet darauf hin, dass eine kultursensible Betreuung, die den Bedürfnissen der betreuten Personen Rechnung trägt, strukturelle Rahmenbedingungen benötigt, die unterstützend wirken.

In einer anderen besichtigten Alterseinrichtung wurde hierfür ein Format für die „mediterrane“ Wohngruppe geschaffen, das fester Bestandteil der soziokulturellen Angebote ist. Mit dem Angebot eines „Männer-“ beziehungsweise eines „Frauenclubs“ soll dem Umstand Rechnung getragen werden, dass die männliche Bewohnerschaft unter Umständen andere Interessen hat als die betreuten Frauen. Laut der Wohngruppenleitung gehen die betreuten Bewohnerinnen im Rahmen des Frauenclubs zusammen mit einigen Pflegemitarbeiterinnen zum gemeinsamen Pizza-Essen in ein nahegelegenes Restaurant. Die Herren der Wohngruppe begeben sich hingegen in ein Lokal einer amerikanischen Restaurantkette, wo sie von leicht bekleideten Kellnerinnen auf Rollschuhen bedient werden. Begleitet werden sie dabei von einem Pfleger und – vermutlich aufgrund des Mangels an männlichem Personal – auch von einzelnen Pflegerinnen. Ziel der geschlechterspezifischen Clubs sei es, dass die Bewohnenden in dieser Zeit unter „ihresgleichen“ sein und so ungestört über bestimmte „Frauen-“ und „Männerthemen“ sprechen könnten. Ausserdem könne man so den bestehenden sexuellen Bedürfnissen der männlichen Bewohnenden entgegenkommen, indem man sie durch das leicht bekleidete Servicepersonal „ein wenig reize“.^{410 411} Der Besuch dieser Clubs ist ein Versuch, nicht nur der ethnischen Zugehörigkeit der betreuten Personen Rechnung zu tragen, sondern auch ihre geschlechtsbedingten Interessen zu berücksichtigen. Gleichzeitig zeigen sie, dass durch die Zuschreibung von „typisch männlichen“ und „typisch weiblichen“ Präferenzen eine essentialisierende und binäre Geschlechterordnung vorausgesetzt wird.⁴¹²

410 Aus dem Protokoll des Gesprächs mit der Leiterin einer „mediterranen“ Wohngruppe vom 6. November 2014.

411 Über Sexualität im Alter schreiben Biedermann und Hoffmann: „Wenn der alternde Mensch gesundheitlich nicht schwer eingeschränkt ist [...], oder stark unter dem Einfluss dämpfender Medikamente steht, so zeigen viele medizinische und sozialwissenschaftliche Untersuchungen, dass die Ausübung der Sexualität bis ins höchste Alter erhalten werden kann. Sexuelle Phantasien bleiben überhaupt erhalten oder nehmen mit dem Alter sogar noch zu, sie verschwinden nicht.“ (Biedermann und Hoffmann 2005: 17).

412 Mit der Ausrichtung dieser Clubs wird ausserdem davon ausgegangen, dass sexuelle Phantasien ausschliesslich älteren Männern vorbehalten sind. In den teilnehmenden Alterseinrichtungen kokettierten jedoch durchaus auch ältere Frauen mit männlichen Pflegenden und machten diesen gegenüber sexuelle Anspielungen.

Aktivitäten Plan

Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag	Sonntag
Fit in den Tag durch Morgenbetreuung (Pflege)	Fit in den Tag durch Morgenbetreuung (Pflege)	Fit in den Tag durch Morgenbetreuung (Pflege)	Fit in den Tag durch Morgenbetreuung (Pflege)	Fit in den Tag durch Morgenbetreuung (Pflege)	Fit in den Tag durch Morgenbetreuung (Pflege)	Fit in den Tag durch Morgenbetreuung (Pflege)
Nachmittag	Nachmittag	Nachmittag	Nachmittag	Nachmittag	Nachmittag	Nachmittag
Velo-Training (Pflege) Kochgruppe Zweimal monatlich	Beauty Manicure (Pflege) Singen oder Lotto (Pflege) Herrenclub (Pflege) einmal monatlich	Velo-Training (Pflege) Spirituelle Gruppe (Pflege) oder Messe mit katholischen italienischen Priester	Musik auf der Abteilung (Pflege) oder in der Cafeteria	Spiele (Pflege) Frauenclub (Pflege) Gymnastik 14.45 – 15.15 (im Hause mit Physio)	Kuchenbacken (Pflege)	Gemütliches Zusammensein beim einem Glas Martini und dem selbst gemachten Kuchen evtl. ein „Sonntagstänzli“

Im Sommer sind wir sehr oft im Garten anzutreffen, ab und zu essen wir auch im Garten „Z' Mittag, Spatziergänge und Besuche am Markt, Bastelgruppen zur Verschönerung der Station bei Saisonwechsel. Dieser Aktivitäten Plan ist sowohl Bewohner als auch Personal abhängig

Aktivitätenplan: Übersicht über das Aktivierungsangebot einer „mediterranen“ Wohngruppe, die einen „Frauen-“ beziehungsweise „Herrenclub“ anbietet.

Ausflüge und Reisen

Weniger spezifisch ausgerichtet ist ein Aktivierungsangebot des Alters- und Pflegeheims Buchmatt, das sämtlichen Bewohnenden des Hauses offensteht. Im Gespräch mit der Pflegerin Stefania berichtet diese von Angelausflügen, die von der hausinternen Aktivierung organisiert und durchgeführt werden. Ihren Fang nehmen die Teilnehmenden nach diesen Exkursionen mit in die Alterseinrichtung, wo der Fisch in der Küche zubereitet und ihnen später serviert wird. Obwohl die Pflegende diese Kombination aus Aktivierung und nachträglichem kulinarischen Genuss „ganz toll“ findet, nimmt ihren Angaben zufolge nur ein Bewohner der „mediterranen“ Wohngruppe regelmässig an diesen Ausflügen teil. Die restlichen Bewohnenden der Wohngruppe hätten dieses Angebot erst dann wahrgenommen, als sie vom Pflegepersonal dazu motiviert worden seien und sich drei Mitarbeitende bereiterklärt hätten, sie dabei zu begleiten.

„[...] am Anfang sagten wir ihnen [den Bewohnenden]: ‚So, und jetzt gehen wir.‘ Die einen wollten zuerst nicht, dann sind sie aber alle gekommen. Sie waren alle so begeistert.“⁴¹³

Nicht nur die Bewohnenden schienen an diesem ausserordentlichen Anlass Gefallen gefunden zu haben, sondern auch das sie begleitende Pflegepersonal, das diesen Ausflug im Rahmen seiner Arbeitszeit unternommen hatte. Stefania, die ebenfalls daran teilgenommen hatte, stellt hierzu fest:

„Aber wir haben dann gesagt, auch wenn wir frei hätten, würden wir kommen, weil das ist etwas, das sie [die Bewohnenden] so schätzen. Und das ist wirklich schön gewesen.“⁴¹⁴

Dass die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe zur Teilnahme an diesem ausserordentlichen Angebot erst motiviert werden mussten, kann verschiedene Gründe haben. Zum einen mag es daran liegen, dass ein Teil der Bewohnenden an Demenz erkrankt ist und diese Erkrankung zu einer reduzierten Teilnahme an Aktivierungsangeboten führen kann (Schäufele et al. 2009: 198). Zum anderen stellt sich aufgrund der Ausrichtung des oben genannten Aktivierungsangebots die Frage, ob die reduzierte Teilnehmerzahl auch damit zusammenhängen könnte, dass sich vor allem Männer von den Angelausflügen angesprochen fühlen. Da auf der betreffenden Wohngruppe zum Zeitpunkt der Befragung nur zwei Männer betreut werden (wovon einer aufgrund seiner Erkrankung nur wenig mobil ist), wäre dies zumindest eine Erklärung dafür, dass die Frauen der Wohngruppe zusätzliche Motivation benötigten, um an dem Ausflug teilzunehmen. Ferner mag die reduzierte Motivation der Bewohnenden an der Haltung liegen, die einige Pflegende bei den älteren italienisch- und spanischstämmigen Menschen beobachten und die bereits zuvor im Zusammenhang mit den Essgewohnheiten der Bewohnenden erwähnt wurde. Die Pflegefachfrau Claudia beschreibt diese Haltung folgendermassen:

„[...] ein Unterschied ist eigentlich auch, ... das trifft man zwar bei Deutschschweizern auch an ... aber bei ihnen ist es fast ein bisschen mehr so ... wenn man alt ist – also pensioniert – dann lehnt man sich ein bisschen zurück ... auf dem Lehnstuhl und lässt die anderen arbeiten, so wie ... ‚Ich habe jetzt genug gearbeitet,

413 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

414 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

mein Leben lang, jetzt können die anderen'. Und da fehlt halt so ein bisschen die Einsicht, dass man ja weiss, möglichst lange, möglichst aktiv sein, dann ist das Alter auch ein bisschen einfacher, oder auch der Körper verhält sich anders ... als wenn man halt plötzlich gar nichts mehr macht ... Aber das ist bei ihnen schon ... Wir versuchen halt so bisschen eine Mischung hier zu haben ... Wir versuchen ihnen, ihre quasi verdiente Ruhe zu gönnen, aber auch nicht ganz so, also wir wollen nicht, dass sie hier einrosten, weil sie sich zum Beispiel nicht mehr bewegen ... Dann motivieren wir sie sehr, halt, zum Spaziergang machen, zum gewisse Aktivitäten wahrzunehmen.“⁴¹⁵

Aus diesem Grund hat die Pflegende ihre Ansprüche in Bezug auf die Menge an Aktivierungsangeboten in ihrer Einrichtung im Laufe der Zeit zurückgeschraubt.

„[...] am Anfang hatte ich noch das Gefühl, man könnte irgendwie noch viel mehr machen ... und danach habe ich aber gemerkt, dass das Bedürfnis von ihnen nicht so gross ist ... Das ist wirklich ... Ich denke, alle die von aussen kommen, auch Angehörige, haben immer das Gefühl, 'ja, jetzt muss man', 'das könnte man doch noch machen, oder diese Aktivität' ... Das Problem ist wirklich, dass sie das oft einfach nicht wollen ... , es ihnen wie zu viel ist.“⁴¹⁶

Im Gegensatz zu den oben erwähnten Tagesausflügen setzt die Idee für eine Aktivität, die von der Pflegenden Stefania formuliert wird, einen längeren Ortswechsel voraus. Nichtsdestotrotz scheint sich die engagierte Mitarbeiterin davon nicht abschrecken zu lassen:

„[...] Bewohnerferien, das wäre auch etwas Tolles. Das habe ich einmal miterlebt in einem anderen Haus.“⁴¹⁷

Bevor Stefania ihre derzeitige Anstellung antrat, arbeitete sie nämlich in einer anderen Altersseinrichtung. Dort seien Mitarbeitende des Heims gemeinsam mit den von ihnen betreuten Personen für eine Woche in die Berge gefahren. Diese Art von „Bewohnerferien“ könnte sich die Pflegefachfrau auch für die Bewohnenden der kulturspezifischen Wohngruppe vorstellen. Obwohl diese Reise für die Mitarbeitenden eine intensive Betreuungsleistung bedeuten würde, wäre sie persönlich offenbar bereit, den zusätzlichen Aufwand zu betreiben. Grund dafür sind die positiven Erinnerungen, die sie mit diesen Ferien in Verbindung bringt:

„Oh, es war schön ... in so einer Holzhütte. Und dann haben wir selber gekocht. Und dann haben wir selber Nachtwache gemacht. Wir sind einfach von der Aktivierung ein paar Leute und von dem Pflegepersonal zwei, drei [mitgekommen]... Das war so schön [*begeistert*]! Sie haben selber gekocht ... Ja, und das wird alles miteinander gemacht, wie daheim.“⁴¹⁸

Die Bewohnerferien waren also nicht nur für die betreuten Personen eine willkommene Abwechslung vom Heimalltag, sondern auch für die Pflegefachfrau. Der mit der Reise verbundene Ortswechsel ermöglichte nämlich allen Beteiligten ein Umfeld, in dem ein Tagesablauf „wie daheim“ gelebt werden konnte. Der institutionelle Kontext, in dem die Pflegende tagtäglich arbeitet, scheint bei diesem Vergleich eine nicht unwesentliche Rolle zu spielen. Denn im

415 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

416 Interview mit Claudia vom 20. Juni 2014.

417 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

418 Interview mit Stefania vom 21. Januar 2013.

Altersheim kann die Pflegende beispielsweise aufgrund der vorherrschenden Hygienebestimmungen ihres Arbeitgebers nicht für die Bewohnenden kochen, obwohl sie dies gerne tun würde (vgl. Kap. 7.3). Im Vergleich hierzu stellten die „Bewohnerferien“ für sie eine Möglichkeit dar, mit den älteren Menschen in einem Umfeld zu interagieren, das rein physisch aber auch strukturell keine Ähnlichkeit mit einer institutionellen Einrichtung hatte, sondern vielmehr mit einem „zu Hause“. Ein familiäres Umfeld, in dem „alles miteinander gemacht“ wurde, unter anderem eben auch das Kochen. Diese Ferien wurden von der Pflegenden als Bereicherung empfunden, denn sie ermöglichten es ihr, ihrer Arbeit nachzugehen und dabei autonomer zu agieren, als sie dies im Heimkontext kann. Auch wenn Stefanias Wunsch nach Bewohnerferien möglicherweise nicht dem Bedürfnis der betreuten Migrantinnen und Migranten entsprechen mag, so macht er doch eines deutlich: Die Pflegende fühlt sich im institutionellen Kontext, in dem sie ihrer Arbeit nachgeht, eingeschränkt. Die strukturellen Rahmenbedingungen, die sich unter anderem in Regeln und festgelegten Abläufen niederschlagen, hindern sie daran, ihrer Arbeit so nachzugehen, wie sie es gerne tun würde. Sie hindern sie auch daran, den Bewohnenden die Betreuung zukommen zu lassen, die sie für angemessen erachtet.

7.8 Zwischenfazit

Wie die vorherigen Beispiele zeigten, sind es vielfach strukturelle Rahmenbedingungen, die eine kultursensible Altenpflege behindern. Im Sinne Goffmans ist eine Alterseinrichtung eine „totale Institution“, denn sie ist eine „Wohn- und Arbeitsstätte einer Vielzahl ähnlich gestellter Individuen [...], die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen“ (Goffman 1973: 11). Innerhalb einer solchen „Wohn- und Arbeitsstätte“, wie sie auch das Alters- und Pflegeheim Buchmatt ist, lassen sich die individuellen Bedürfnisse der Bewohnenden und Mitarbeitenden nur insofern berücksichtigen, als dass sie diesen formalen Reglementierungen nicht zuwiderlaufen. Für das Wohlbefinden der betreuten Personen ist es jedoch essentiell, dass ihre individuellen Bedürfnisse im Heimalltag berücksichtigt werden. Darin unterscheiden sich die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppen nicht von anderen älteren Menschen. Die pflegebedürftigen Migrantinnen und Migranten sind zwar aufgrund ihrer ethnisch-kulturellen Zugehörigkeit in den kulturspezifischen Alterseinrichtungen gruppiert. Wie in diesem Kapitel gezeigt wurde, ist die Bewohnerschaft jedoch nach wie vor heterogen zusammengesetzt. Ihre ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit ist eine Dimension, die es bei ihrer Betreuung zu berücksichtigen gilt. Darüber hinaus sind es jedoch noch andere Dimensionen, die einen Einfluss auf ihre Wertvorstellungen und Haltungen haben. Die Diversität der betreuten Personen zeigt sich etwa in Unterschieden hinsichtlich ihrer Herkunft, ihres Gesundheitszustands, ihres Geschlechts, ihrer Religionspraxis oder ihrer persönlichen Biografie. Ob als Spanierin unter Italienerinnen, als demenzkranke Person unter kognitiv gesunden Menschen, als Mann unter Frauen, als Zeugin Jehova unter Katholikinnen oder ob als ledige Person ohne Angehörige unter „Familienmenschen“: Die Bewohnenden der „mediterranen“ Alterseinrichtungen haben unterschiedliche Biografien und dementsprechend unterschiedliche Bedürfnisse, denen ein kultursensibles Service Design mit entsprechenden soziokulturellen Angeboten gerecht werden sollte. Ihre Migrationserfahrung (die im Übrigen auch sehr individuell erlebt werden kann) sowie ihre Pflegebedürftigkeit macht die Bewohnerschaft der „mediterranen“ Wohngruppen zu einer besonders vulnerablen Gruppe. Umso wichtiger ist es für das Wohlbefinden

der älteren Migrantinnen und Migranten am betreuten Wohnort, dass ihren persönlichen Bedürfnissen Rechnung getragen wird. Die Gestaltung der soziokulturellen Angebote und der Kommunikationsmittel können hier einen entscheidenden Beitrag leisten, indem sie nicht von stereotypen Zuschreibungen ausgehen, sondern nebst der Herkunft der Bewohnenden auch die oben genannten Dimensionen berücksichtigen. Wie in Kapitel 5 gezeigt wurde, dienen die Artefakte im gemeinschaftlich genutzten Bereich unter anderem zur Inszenierung von Kultur (*staging culture*). Vor diesem Hintergrund sind die in diesem Kapitel beschriebenen Massnahmen im Bereich der soziokulturellen Angebote und der Kommunikation ebenfalls Teil einer sozialen Praxis, die zur Konstruktion von Kultur beitragen (*doing culture*). Ein kultursensibles Service Design ist deshalb ein wichtiger Bestandteil eines kultursensiblen Betreuungsumfeldes und trägt wesentlich zur Zufriedenheit der Bewohnenden bei.

8 Zusammenführung

Das Ziel der vorliegenden Studie bestand darin, zu untersuchen, welche gestalterischen Aspekte dazu beitragen, dass sich ältere Migrantinnen und Migranten in kulturspezifischen Betreuungseinrichtungen wohlfühlen. Dabei wurde der Fokus einerseits auf die Gestaltung des räumlichen Umfelds gerichtet und andererseits auf das Service Design, zu dem auch das soziokulturelle Angebot der kulturspezifischen Wohngruppen zählt. In den vorherigen Kapiteln wurde deutlich, welche Aspekte des kommunikativen Umfelds von den Bewohnenden dieser Alterseinrichtungen positiv bewertet wurden oder welche einen positiven Einfluss auf ihr Wohlbefinden hatten. Abschliessend sollen die Erkenntnisse zusammengeführt werden, um daraus Implikationen für das Design abzuleiten.

8.1 *Staging, narrating and doing culture*

Die drei Untersuchungsbereiche, die für die vorliegende Studie von Interesse waren, sind die gemeinschaftlich genutzten Räume der teilnehmenden Alterseinrichtungen, die privaten Zimmer der betreuten Personen sowie das Service Design, das den Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppen ein vertrautes Betreuungsumfeld bieten soll. Alle drei Untersuchungsbereiche konnten als Teile einer sozialen Praxis identifiziert werden, die zur Konstruktion von Kultur (*doing culture*) beitragen (Abb. 8).

In den *gemeinschaftlich genutzten Räumen* dienen vielfach vergegenständlichte nationale Symbole und religiöse Motive sowie Landschaftsdarstellungen als kulturelle Codes, die eine Referenz an die Herkunft der betreuten Migrantinnen und Migranten erweisen. Kultur wird durch diese Artefakte verkörpert und inszeniert (*staging culture*). Die Ergebnisse der Studie machen deutlich, dass die Bewohnenden diesen spezifischen Artefakten keine grössere Beachtung schenken. Ob die pflegebedürftigen Migrantinnen und Migranten die gemeinschaftlich genutzten Bereiche frequentieren oder nicht, hängt somit weniger von dem Vorhandensein derartiger spezifischer Artefakte ab als vielmehr von der generellen Gestaltung dieser Bereiche. Soziopetal, also den sozialen Austausch und die Kommunikation fördernd, wirken die gemeinschaftlich genutzten Bereiche, wenn sich die älteren Menschen in wohnlich gestalteten Zonen aufhalten können, die zum Verweilen einladen und Begegnungen mit Mitbewohnenden, Besuchenden und Mitarbeitenden der Alterseinrichtungen ermöglichen. Fehlen diese räumlichen Zonen, werden die gemeinschaftlich genutzten Bereiche von den Bewohnenden und deren Angehörigen – ungeachtet ihrer ethnisch-kulturellen Zugehörigkeit – gemieden. Für Pflege-mitarbeitende dagegen, die aus den Herkunftsländern der Bewohnenden stammen, stellen die materialisierten Stereotypen eine Möglichkeit dar, sich ihr Arbeitsumfeld anzueignen und dadurch ihre Zufriedenheit am Arbeitsplatz zu erhöhen. Mit Hilfe dieser spezifischen Artefakte wird Territorialität erzeugt und werden die „mediterranen“ Wohngruppen von dem sie umgebenden räumlichen Umfeld visuell unterscheidbar gemacht.

In den *privaten Zimmern* der Bewohnenden befinden sich kaum vergegenständlichte nationale Symbole aus ihren Herkunftsländern. Darin unterscheidet sich die Gestaltung der privaten Zimmer von derjenigen der gemeinschaftlich genutzten Bereiche, wo diese visuellen Darstellungen den gemeinsamen Hintergrund der Bewohnenden repräsentieren sollen. In ihren eigenen vier Wänden umgibt sich die überwiegende Mehrheit der älteren Menschen mit

liebgewonnenen Möbeln, Bildern und Objekten. Die vertrauten Artefakte verkörpern die sozialen Bindungen ihrer Besitzerinnen und Besitzer, geben Aufschluss über deren individuelle Wertvorstellungen sowie ihren sozialen Status und erzählen Episoden aus ihrer persönlichen Biographie (*narrating culture*). Indem die Bewohnenden ihren privaten Bereich mit ihren persönlichen Dingen bestücken, eignen sie sich diesen Raum an. Dieser „Akt der Aneignung“ (Habermas 2012: 128) kann zum Wohlbefinden der älteren Menschen beitragen und den Übergang vom selbstständigen Leben zu einem Leben in einem betreuten Wohnumfeld erleichtern.

Das *Service Design* der kulturspezifischen Alterseinrichtungen umfasst die sozio-kulturellen Angebote sowie weitere Massnahmen, die den Bewohnenden ein vertrautes Betreuungsumfeld bieten sollen (*doing culture*). Das Service Design wird von älteren Migrantinnen und Migranten genutzt und geschätzt, wenn sich der Fokus der Angebote und Massnahmen nicht nur auf den ethnisch-kulturellen Hintergrund der Personen richtet, sondern auch individuelle Aspekte berücksichtigt. Nebst der Herkunft der betreuten Menschen hat auch ihr Geschlecht, ihr Gesundheitszustand, ihre individuelle Religionspraxis oder ihre Biographie Einfluss auf ihre persönlichen Bedürfnisse. Die Studienergebnisse zeigen auf, dass ein kultursensibles Service Design, welches die individuellen Bedürfnisse der Bewohnenden berücksichtigt, flexible Strukturen sowie personelle Ressourcen erfordert, die im institutionellen Kontext oftmals nicht vorhanden sind.

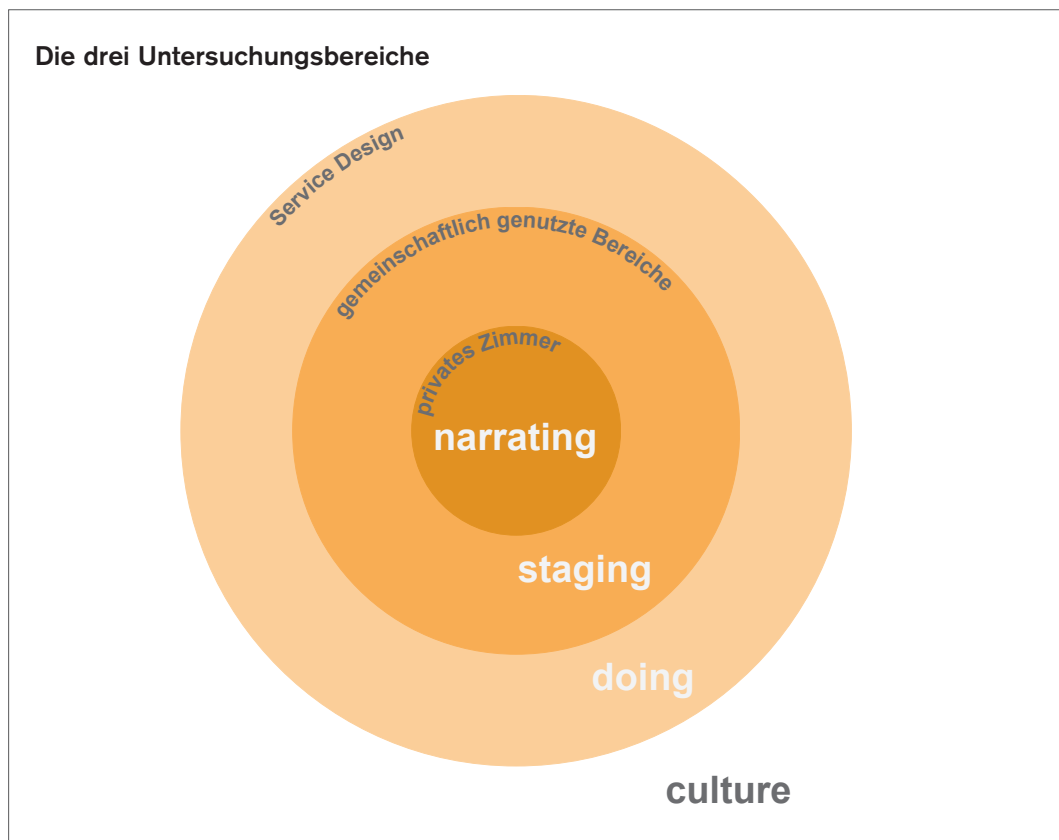


Abb. 8: Die drei Untersuchungsbereiche und deren Beitrag zur Konstruktion von Kultur in den „mediterranen“ Alterseinrichtungen.

8.2 Diskussion

Die Ergebnisse zu den drei Bereichen geben Aufschluss darüber, wie das kommunikative Umfeld der „mediterranen“ Alterseinrichtungen in der Deutschschweiz gestaltet ist und wie die betreuten Migrantinnen und Migranten dieses nutzen und bewerten. Aus den gewonnenen Erkenntnissen lassen sich Implikationen für das Design ableiten. Was bedeuten also die Ergebnisse im Hinblick auf die Gestaltung des kommunikativen Umfelds von Alterseinrichtungen, in denen Migrantinnen und Migranten betreut werden? Inwiefern kann Design einen Beitrag zu einem kultursensiblen Betreuungsumfeld leisten? Um diese Fragen zu beantworten, soll zunächst nochmals der Diskurs um die kulturspezifischen Alterseinrichtungen aufgegriffen und die Rolle erläutert werden, die die Gestaltung dabei spielt.

In Kapitel 2 wurde darauf eingegangen, weshalb die kulturspezifischen Alterseinrichtungen nicht nur Befürworter haben, sondern von einem Teil der Fachwelt auch kritisiert werden. Der Vorwurf lautet, dass dieses Betreuungsmodell den Fokus in erster Linie auf den ethnisch-kulturellen Hintergrund der betreuten Migrantinnen und Migranten richte und diese dabei als in sich geschlossene Einheit definiert sowie als „Fremde“ exotisiert würden (Übersicht zu diesem Thema in: Hungerbühler und Bisegger 2012). Weiter argumentieren die Kritiker, dass der Kulturbegriff, der diesen kulturspezifischen Alterseinrichtungen zu Grunde läge, veraltet sei und den betreuten Personen dadurch ein starres kulturelles Referenzsystem zugeschrieben würde. Biographische Erfahrungen der älteren Migrantinnen und Migranten – die sie ja nicht nur im Herkunfts- sondern auch im Aufnahmeland gemacht haben – könnten dabei unberücksichtigt bleiben (ebd.). Die Ergebnisse der vorliegenden Studie bestätigen diese Kritik insofern, als dass sie ebenfalls belegen, dass die ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit der älteren Migrantinnen und Migranten nur eine von vielen individuellen Faktoren ist, die es bei deren Betreuung zu berücksichtigen gilt. Die Ergebnisse machen jedoch auch deutlich, dass das kulturspezifische Betreuungsmodell einem Bedürfnis entspricht. Nicht alle pflegebedürftigen Migrantinnen und Migranten der ersten Einwanderergeneration entscheiden sich für ein Leben in einer „mediterranen“ Wohngruppe, doch für einen Teil von ihnen stellt das kulturspezifische Betreuungsmodell eine bevorzugte Alternative zu einer Regelinstitution der Langzeitpflege dar. Für sie bieten die „mediterranen“ Wohngruppen ein höheres Mass an Vertrautheit und Orientierung. Ein Leben in diesen kulturspezifischen Abteilungen kann somit zu ihrem Sicherheitsgefühl und Wohlbefinden am betreuten Wohnort beitragen. Die Gestaltung des kommunikativen Umfelds spielt hierbei eine wichtige Rolle. Unabhängig davon, ob die kulturspezifischen Alterseinrichtungen in Zukunft ausgebaut werden oder nicht: Die Erfahrungen, die in den „mediterranen“ Wohngruppen gewonnen werden, sind wichtig und können dazu beitragen, dass die Betreuung von Migrantinnen und Migranten in den Regelinstitutionen der Langzeitpflege verbessert wird. Sie können somit die transkulturelle Öffnung der Regelinstitutionen, die von einem Teil der Fachwelt gefordert wird (Domenig 2007), unterstützen.

8.3 Implikationen für das Design

Im Rahmen der Studie konnten für die drei Untersuchungsbereiche – für die gemeinschaftlich genutzten Bereiche, die privaten Zimmer der Bewohnenden sowie das Service Design – unterschiedliche Aspekte identifiziert werden, die einerseits für die Betreuung älterer Migrantinnen und Migranten, andererseits auch für die Betreuung älterer Menschen im Allgemeinen relevant sind. Die Implikationen, die sich daraus für die Designpraxis ableiten lassen, werden im Folgenden für jeden dieser drei Bereiche beschrieben. Sie werden ergänzt mit evidenzbasierten Erkenntnissen (*evidence-based*) aus dem Bereich des *Health Care Design* sowie mit Erfahrungswissen (*experience-based*), das auf meiner beruflichen Praxis als Designerin basiert.

8.3.1 Die gemeinschaftlich genutzten Bereiche

Sowohl die Äusserungen des Pflegepersonals als auch die Beobachtungen im Feld belegen, dass die Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppe des Alters- und Pflegeheims Buchmatt die gemeinschaftlich genutzten Bereiche ihrer Wohngruppe intensiver nutzten als dies bei der teilnehmenden Regelwohngruppe der Fall war. Zurückgeführt wurde dies von den befragten Pflegenden auf den kulturellen Hintergrund der Migrantinnen und Migranten und auf deren vermeintlich stärkeres Gemeinschaftsgefühl. Ungeachtet dessen zeigt die Analyse des räumlichen Umfelds, dass die intensive Nutzung der gemeinschaftlichen Bereiche der „mediterranen“ Wohngruppe auf deren Gestaltung zurückgeführt werden kann. Der Vergleich der Inneneinrichtung der beiden Wohngruppen verdeutlicht, wie in Alterseinrichtungen die Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche den sozialen Austausch zwischen den unterschiedlichen Akteuren befördern kann. Ein solcher Austausch kann sich positiv auf das Wohlbefinden der betreuten Personen auswirken – und zwar unabhängig von ihrer Herkunft (Jeannotat, Engel und Bohn 2013; Day und Cohen 2000).

Sozialen Austausch und Privatheit mittels Gestaltung fördern

Im Rahmen der Studie liess sich nicht belegen, dass Artefakte, die durch die Darstellung visueller Stereotypen als kulturelle Codes fungieren, von den Bewohnenden geschätzt werden und deshalb einen Einfluss auf die Nutzung der gemeinschaftlichen Bereiche haben. Diese hängt vielmehr von anderen gestalterischen Faktoren ab. Indem beispielsweise Bereiche vorgesehen werden, in die sich die Bewohnenden zurückziehen können, wird ihrem Bedürfnis nach Privatheit und Schutz nachgekommen (Sommer und Ross 1958). Dies kann unter anderem durch eine entsprechende Anordnung des Sitzmobiliars erreicht werden. Gegenüberliegende oder über Eck angeordnete Sitzgelegenheiten bilden Sitzgruppen, die einerseits den Raum strukturieren und andererseits kommunikationsfördernd wirken (Ayas et al. 2008; Cohen-Mansfield und Werner 1998; Baldwin 1995; Koneya 1976; Sommer und Ross 1958). In weitläufigen Räumen mit offenen Grundrissen können mittels Trennwänden oder durch die Anordnung von Regalen, Schränken und Sitzmöbeln verschiedene räumliche Zonen gebildet werden. Indem diese Zonen mit verschiedenen Funktionen bedacht werden (beispielsweise als Essbereich, Fernsehbereich oder Sitzecke), können die Nutzerinnen und Nutzer je nach Bedarf zwischen den einzelnen Bereichen wählen und ihren Aufenthaltsort wechseln (Saup 2000). Sitzgruppen, die in der Nähe schützender Wände positioniert oder mit Hilfe von Regalen oder Schränken räumlich begrenzt werden, bewirken, dass sich die Nutzerinnen und Nutzer in diesen Bereichen nicht verloren fühlen (Sommer und Ross 1958).

Für die Gestaltung von gemeinschaftlich genutzten Bereichen wird in der Regel ein wohnliches Ambiente empfohlen, das an die bisherigen Erfahrungen der Bewohnenden anknüpft. In diesem Sinne sollen beispielsweise Möbel zum Einsatz kommen, die historische Formensprachen aufweisen, da man davon ausgeht, dass ihre Gestaltung den Bewohnenden vertraut vorkommt (GEF und BSS 2009; Heeg 2000). Das Beispiel der Pflegewohnung Isola zeigt jedoch, dass auch der Einsatz von Mobiliar, das eine reduzierte und zeitgemässe Gestaltung aufweist, ein wohnliches Umfeld erzeugen kann. Der Einsatz natürlicher Materialien wie beispielsweise Holz (Mobiliar) sowie von warmen Farbtönen im Bereich der Oberflächengestaltung (Sitzbezüge und Wände) können eine einladende und wohnliche Wirkung erzielen, die einem institutionellen Ambiente entgegenwirkt (Joseph 2006; Heeg 2000).⁴¹⁹ Zudem können warme Farbtöne aktivierend wirken, zum Verweilen einladen und zum Wohlbefinden der betreuten Personen beitragen (Dalke et al. 2006).⁴²⁰ Der Einsatz von Naturelementen wie beispielsweise von Pflanzen oder deren Abbildung kann stresslindernd wirken und ebenfalls zum Wohlbefinden von Bewohnenden und Mitarbeitenden beitragen (Ulrich et al. 2004; Ulrich et al. 1991; Ulrich 1984). Bilder, die in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen zum Einsatz kommen, sollten eine beruhigende Wirkung erzielen, indem beispielsweise Landschaftsabbildungen gewählt werden (ebd.). Dass derartige Motive von den Bewohnenden offenbar geschätzt werden, zeigten die Raumbegehungen der privaten Bewohnerzimmer. Denn in ihren eigenen vier Wänden umgaben sich die Bewohnerinnen und Bewohner vielfach mit Bildern, die Blumen- oder Landschaftsmotive darstellten. Letztere wiesen nicht immer einen Bezug zu den Herkunftsländern der Bewohnenden auf, sondern stellten auch Motive aus fernen Regionen dar. Bilder mit abstrakten Darstellungen befanden sich kaum in den privaten Zimmern der Bewohnerinnen und Bewohner.

Religiöse Motive, mit denen sich die Bewohnenden in ihren privaten Zimmern ebenfalls häufig umgaben, können in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen oktroyierend wirken, zumal sie für religiöse oder spirituelle Glaubensrichtungen stehen, die nicht alle Bewohnenden praktizieren. Durch das Einbinden der gesamten Bewohnerschaft im Entscheidungsprozess über die Auswahl dieser Artefakte, wie dies beispielsweise in einigen „mediterranen“ Wohngruppen erfolgte, kann ein gemeinsamer Konsens über deren Verwendung in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen gefunden werden. Zudem kann dadurch vermieden werden, dass die Bedürfnisse von Minderheiten übergangen werden. In Regelinstitutionen der Langzeitpflege muss der Einsatz religiöser Motive in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen hinterfragt werden, da es sich bei diesen Bereichen um semi-öffentliche Bereiche handelt, die von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Glaubensrichtungen genutzt werden.⁴²¹

Die Ergebnisse der Studie *KULTurA*, die dieser Untersuchung voranging, wiesen darauf hin, dass Dekorationen zu bestimmten Festen (wie beispielsweise Weihnachten oder Ostern) von

419 Darüber hinaus kann der gezielte Einsatz von natürlichem und künstlichem Licht zu einer wohnlichen Atmosphäre beitragen, den circadianen Rhythmus der Bewohnenden sowie der Mitarbeitenden unterstützen und schliesslich zu deren Wohlbefinden beitragen (ebd.; Fournier und Wirz-Justice 2010; Calkins 2009; Dalke et al. 2006; Cajochen et al. 2003).

420 Gemäss dem Kuratorium Deutsche Altershilfe (KDA 2002b) bevorzugen ältere Menschen warme Farbtöne. In Betreuungseinrichtungen, in denen demenzerkrankte Personen betreut werden, sollen deshalb warme, satte Pastelltöne im Bereich der Wände zum Einsatz kommen. Diese sollten sich farblich deutlich vom Boden unterscheiden und somit zur Orientierung beitragen (GEF und BSS 2009).

421 Vergleiche hierzu auch die Kruzifix-Diskussion in den öffentlichen Schulen der Schweiz und Deutschland.

den Bewohnenden sehr geschätzt werden, da sie ihnen dabei helfen, sich innerhalb eines Jahreszyklus zu orientieren (Sommerhalder et al. 2013). Die Frage, inwiefern derartige temporäre Dekorationen in Regelinstitutionen der Langzeitpflege dazu genutzt werden sollten, um Festtage, die von Bewohnenden unterschiedlicher Herkunft und Glaubensgemeinschaften begangen werden, anzukündigen und zu begleiten, könnte Ausgangspunkt für weitere Studien im Bereich der kultursensiblen Altenbetreuung sein.

Räumliche Aneignung gezielt unterstützen

Die vorliegenden Studienergebnisse machen deutlich, dass sich einige Bewohnende Teile der gemeinschaftlich genutzten Bereiche aneignen, was zu ihrem Wohlbefinden am betreuten Wohnort beiträgt. Diese Aneignung kann durch die Gestaltung dieser Bereiche und durch die Platzierung von entsprechenden Artefakten unterstützt werden. Vielfach ist die Gestaltung der gemeinschaftlich genutzten Bereiche Architektinnen, Designern oder den Mitarbeitenden der Alterseinrichtungen vorbehalten, während die Bewohnenden diesbezüglich kein Mitspracherecht erhalten. Durch gezielte gestalterische Massnahmen sollte den Bewohnenden ein gewisses Mass an Gestaltungsfreiheit zugesprochen und die Trennung von gemeinschaftlich genutztem und privatem Raum durchlässiger gestaltet werden. Hierzu könnten beispielsweise Bilderleisten an den Wänden der gemeinschaftlich genutzten Bereiche installiert werden, an denen gestalterische Arbeiten oder persönliche Bilder der Bewohnenden befestigt werden könnten. Eine weitere derartige Massnahme konnte in einer Alterseinrichtung besichtigt werden, in der ausschliesslich Personen betreut wurden, die an fortgeschrittener Demenz erkrankt waren. Hier waren im Bereich der Zimmertüren Regale aufgestellt, in die die betreuten Personen persönliche Artefakte platzieren konnten. Nebst der Tatsache, dass für die Bewohnenden eine Trennung zwischen den beiden Bereichen aufgrund ihrer kognitiven Verfassung nicht vollends aufrecht zu erhalten war, dienten die persönlichen Artefakte auch dazu, dass die betreuten Personen ihr Zimmer leichter finden konnten. Die Frage, inwiefern architektonische Massnahmen die vorherrschende Trennung zwischen privaten und gemeinschaftlich genutzten Bereichen durchlässiger gestalten könnten, ohne dabei das Bedürfnis der älteren Menschen nach Privatsphäre und Rückzug zu ignorieren, wäre ein interessanter Anknüpfungspunkt für künftige Projekte, die sich mit der baulichen Planung von Alterseinrichtungen beschäftigen.

8.3.2 Das private Zimmer

Die privaten Zimmer sind für die Bewohnerinnen und Bewohner wichtige Rückzugsorte, in denen sie ihrem Bedürfnis nach Privatheit und Autonomie nachgehen können. Die Gestaltung dieser Bereiche kann wesentlich zum Wohlbefinden der betreuten Personen beitragen. So kann eine barrierefreie Gestaltung der privaten Räume die pflegebedürftigen Menschen in ihrer Selbstständigkeit unterstützen und ihnen Orientierung und Sicherheit bieten (Jeannotat et al. 2013; Bohn 2010). Wie auch in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen kann in den privaten Zimmern durch den gezielten Einsatz von Tageslicht, künstlichem Licht, die Verwendung von natürlichen Materialien sowie warmen Farbtönen Wohnlichkeit erzeugt und unterstützt werden (Fournier und Wirz-Justice 2010; Calkins 2009; Dalke et al. 2006; Joseph 2006; Cajochen et al. 2003; Heeg 2000). Anders als in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen können die Bewohnenden ihre eigenen vier Wände mit ihren persönlichen Dingen bestücken. Mit diesen Gegenständen eignen sich die Bewohnenden den privaten Raum an und gestalten ihn (meist unter Mithilfe ihrer Angehörigen) nach ihren eigenen Vorstellungen. Die-

ser Akt der Aneignung kann zum Wohlbefinden der älteren Menschen am betreuten Wohnort beitragen und sollte mit gestalterischen Massnahmen unterstützt werden.

Bei einigen Bewohnenden mit Migrationshintergrund konnte eine gewisse Zurückhaltung beobachtet werden, die Wände der privaten Zimmer mit persönlichen Bildern zu bestücken. Die Ergebnisse der Studie legen den Schluss nahe, dass die älteren Migrantinnen und Migranten aufgrund des Gefühls, es handle sich bei ihrem Wohnort nicht um das eigene Zuhause (vgl. Äusserungen von Signor Ceccarelli in Kap. 6.5), vielfach Hemmungen hatten, die Wände durch das Einschlagen von Nägeln zu beschädigen. Diesen Vorbehalten sollte durch gestalterische Lösungen, die das Platzieren von Bildern an den Wänden ermöglichen oder gar dazu auffordern (*nudging*),⁴²² entgegengewirkt werden. Bilderleisten oder Wände, die mit Magnetfarbe bestrichen werden, könnten ebenso hilfreich sein wie auch Ablageflächen, die bereits Bestandteil der Inneneinrichtung sind und nicht erst durch die Bewohnenden montiert werden müssen.

In den meisten Alterseinrichtungen steht den betreuten Personen für ihre privaten Zimmer eine Standardeinrichtung zur Verfügung wie beispielsweise ein Pflegebett, ein Nachttisch oder ein Kleiderschrank. Was lässt sich über die Gestaltung dieser Möbel sagen? Wie sollten diese beschaffen sein, damit sie einer institutionellen Atmosphäre entgegenwirken und ein wohnliches Ambiente unterstützen? Wie kann dem Gefühl, das Signora Trentin mit den Worten „[d]evo guardare questi mobili che non sono miei!“⁴²³ umschreibt, mithilfe gestalterischer Massnahmen entgegengewirkt werden?

Damit der Kontrast zwischen den persönlichen Möbeln und dem Standardmobiliar nicht zu gross ausfällt und letzteres zu einem wohnlichen Ambiente beiträgt, sollten kühl und steril wirkende Oberflächen wie beispielsweise Chromstahl oder raue Materialien im Bereich der Standardmöbel vermieden werden – insbesondere an Stellen, mit denen die Bewohnenden direkten Körperkontakt haben (z. B. Armlehnen oder Sitzflächen). Dies vor allem deshalb, da es sich bei den Bewohnerzimmern – im Gegensatz zum Patientenzimmer in einem Krankenhaus, in dem sich die zu behandelnden Personen nur über einen beschränkten Zeitraum aufhalten – um Wohnbereiche handelt, in denen die pflegebedürftigen Menschen teils mehrere Jahre lang leben. Die Literatur legt nahe, dass das Interieur in Alterseinrichtungen an die Erfahrungen der betreuten Personen anknüpfen sollte und empfiehlt deshalb unter anderem den Einsatz historischer Möbel (GEF und BSS 2009; Heeg 2000). Genauere Angaben über die zeitliche Epoche, die die Inneneinrichtung widerspiegeln soll, werden jedoch nicht gemacht. Ein Blick auf die persönlichen Möbel, die die befragten Bewohnenden bei ihrem Umzug in die Alterseinrichtungen mitnahmen, kann Aufschluss darüber geben, wie die Gestaltung des Standardmobiliars – aber auch des Mobiliars in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen – beschaffen sein sollte, damit dieses den Bedürfnissen der betreuten Personen gerecht wird und nicht befremdend wirkt.

422 Der Begriff *nudging* wird im Design für subtile Designinterventionen gebraucht, die gezielt das Nutzerverhalten lenken.

423 „Ach, an das denke ich nicht. Ich denke nur daran, ob ich raus komme. Jetzt ist es aus! Denn als ich noch meine Wohnung hatte, hatte ich alles und was habe ich jetzt? Ich muss diese Möbel anschauen, die nicht mir gehören!“ Interview mit Signora Trentin am 15. Januar 2013.

Die Raumbegehungen, die ich im Rahmen der vorliegenden Studie vornahm, machten deutlich, dass die persönlichen Gestaltungspräferenzen der Bewohnenden mit und ohne Migrationshintergrund sehr individuell ausfallen. Die meisten Personen hatten ihr Mobiliar vor vielen Jahrzehnten erworben, sodass einzelne Möbel die Formensprachen der 1950er, 60er oder der 70er Jahre aufwiesen. Darüber hinaus befanden sich antike Erbstücke ebenso unter den persönlichen Möbeln wie zeitgenössisches Mobiliar. Nur selten war die Inneneinrichtung der Zimmer einheitlich und die Formensprachen der einzelnen Möbel aufeinander abgestimmt. Der eklektische Einrichtungsstil der privaten Bereiche war unter anderem darauf zurückzuführen, dass diejenigen Möbel, die ihre Besitzerinnen und Besitzer an den betreuten Wohnort begleiteten, vielfach aus unterschiedlichen Funktionsräumen ihrer ehemaligen Wohnungen stammten. Viele der befragten Personen verbanden positive Erinnerungen mit ihren persönlichen Möbeln und schätzten deren Anwesenheit. Eine Herausforderung, die sich Designerinnen, Innenarchitekten und Architektinnen bei der Gestaltung von Alterseinrichtungen stellt, ist die Anerkennung dieser gestalterischen Heterogenität (Brandes und Erlhoff 2011). Es geht also darum, ein Umfeld zu erzeugen, das den persönlichen Artefakten Raum lässt und keinen allzu grossen Kontrast zu ihnen bildet. Damit die Gestaltung des Standardmobiliars diesen Anforderungen entspricht, könnten verschiedene Gestaltungsstrategien zum Einsatz kommen, die im Folgenden beschrieben werden.

Designstrategien im Umgang mit Heterogenität

Eine Strategie wäre, dass das Standardmobiliar eine *historische Formensprache* aufweist und einen einheitlichen Einrichtungsstil repräsentiert. Damit dieser an die Erfahrungen der betreuten Personen anknüpft, könnte er beispielsweise eine Epoche referenzieren, die die Bewohnenden selbst miterlebt haben und die ihren persönlichen Einrichtungsstil mitgeprägt hat. Die Raumbegehungen zeigten, dass einige Bewohnende auch Möbel besitzen und schätzen, die sie geerbt oder antiquarisch erworben haben. Die Gestaltung des Standardmobiliars könnte deshalb auch Einrichtungsstile aufgreifen, die zeitlich weiter zurückliegen und zu einem wohnlichen und warm wirkenden Umfeld beitragen.

Eine andere Strategie wäre, das Standardmobiliar so zu gestalten, dass es möglichst unaufdringlich wirkt. Eine *reduzierte Formensprache* sowie warm und unauffällig wirkende Oberflächen und Materialien könnten dazu beitragen, dass das Standardmobiliar visuell in den Hintergrund rückt. Der Fokus in den privaten Zimmern der Bewohnenden würde somit auf ihre persönlichen Artefakte gerichtet. Einzelne gestalterische Aspekte wie beispielsweise Materialien, Farben oder Formen, die die Mehrheit der persönlichen Möbel der Bewohnenden aufweisen, könnten in der Gestaltung des Standardmobiliars aufgegriffen und zitiert werden. Die visuelle Analyse der Kommoden, die fast alle teilnehmenden Bewohnenden bei ihrem Umzug in die Alterseinrichtungen mitnahmen, zeigte beispielsweise, dass bei diesen Möbelstücken Holzoberflächen in natürlichen, mittel- bis dunkelbraunen Farbtönen überwogen. Das Aufgreifen dieser Materialbeschaffenheit und Farbigkeit könnte eine visuelle und haptische Angleichung von persönlichem und zur Verfügung gestelltem Mobiliar in den privaten Zimmern der Bewohnerinnen und Bewohner bewirken.

Die dritte Strategie wäre, dass das Standardmobiliar eine ebenso *heterogene Gestaltung* aufweist wie die privaten Möbel der Bewohnenden. Dadurch würde erst gar nicht versucht, einen einheitlichen Einrichtungsstil in den privaten Zimmern der betreuten Personen zu erzeugen, da die persönlichen Möbel einen solchen ohnehin verunmöglichen. Eine derart eklektische Gestaltungsstrategie kommt mancherorts in der Gastronomie zum Einsatz, wo „zusammen-

gewürfelte“ Sitzgelegenheiten und Tische zu einer gemütlichen „Wohnzimmeratmosphäre“ beitragen sollen. Die unterschiedlichen Gestaltsprachen der Einrichtungsgegenstände sollen das Interieur so wirken lassen, als stammte es nicht „aus einem Guss“, sondern als habe es sich im Laufe der Zeit Stück für Stück zusammengefügt.

Schliesslich wäre eine vierte Strategie, dass bei der Wahl des Standardmobiliars die *individuellen Bedürfnisse der Bewohnenden berücksichtigt* werden. Dies könnte gewährleistet werden, indem die pflegebedürftigen Personen (oder deren Angehörigen) vor ihrem Umzug in die Alterseinrichtung das Standardmobiliar selbst auswählen dürften. Indem die älteren Menschen eine bestimmte Auswahl an Möbeln vorgelegt bekämen (beispielsweise in einem analogen oder digitalen Möbel- oder Einrichtungskatalog), könnten sie die von ihnen präferierten Objekte auswählen, die neben ihren eigenen Dingen Platz in ihren privaten Zimmern erhalten sollen. Somit könnten einerseits individuelle Gestaltungspräferenzen der Bewohnenden berücksichtigt werden, andererseits könnten die älteren Menschen gezielt Möbel und andere Gegenstände aussuchen, die sie selbst möglicherweise nicht besitzen, die sie jedoch für ihr privates Zimmer benötigen. Durch diese Auswahlmöglichkeit könnte die Autonomie der pflegebedürftigen Menschen gestärkt werden und sie würden darin unterstützt, selbstständig Entscheidungen für ihre neue Lebenssituation zu treffen. Denkbar wäre, dass Alterseinrichtungen für diesen Zweck mit einem externen Dienstleister zusammenarbeiten würden, von dem sie die Möbel mieten könnten. Ein solches Angebot würde wiederum in den Bereich des Service Designs fallen und dazu beitragen, dass die individuellen Bedürfnisse der betreuten Personen an ihrem letzten Wohnort berücksichtigt werden.

Es wäre ferner zu überlegen, mit welchen weiteren Massnahmen die Bewohnenden darin unterstützt werden könnten, ihr privates Zimmer mit ihren persönlichen Dingen wohnlich einzurichten. Vor allem Bewohnende, die keine Angehörigen haben, sind dabei auf fremde Hilfe angewiesen. Wie müsste ein Service oder eine sonstige gestalterische Lösung beschaffen sein, die älteren Menschen bei der Auswahl ihrer persönlichen Dinge, die sie an ihren neuen Wohnort mitnehmen möchten, unterstützt, ihnen bei der Inneneinrichtung des neu zu beziehenden Wohnraumes behilflich ist und ihren Umzug in die Alterseinrichtung begleitet? Bei der Konzeption einer solchen gestalterischen Lösung wären nicht nur die individuellen Bedürfnisse der Bewohnenden relevant. Auch der zur Verfügung stehende Raum, die Arbeitsabläufe des Pflegepersonals oder der Reinigungskräfte müssten dabei berücksichtigt werden.

8.3.3 Service Design

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung machen deutlich, dass die Massnahmen im Bereich des Service Designs einen zentralen Beitrag zu einem kultursensiblen Umfeld in Alterseinrichtungen leisten. Die Angebote und Massnahmen werden von den betreuten Personen dann genutzt und geschätzt, wenn sie nicht nur ihren ethnisch-kulturellen Hintergrund, sondern auch andere Dimensionen ihrer Persönlichkeit berücksichtigen. Dazu gehören unter anderem das Alter, die kognitive sowie physische Verfassung, das Geschlecht, die Religion, der soziale Status einer Person sowie andere biografische Aspekte, die prägend sind wie beispielsweise der berufliche Hintergrund. Entsprechend ausgerichtete soziokulturelle Angebote sowie Massnahmen, die diese unterschiedlichen Dimensionen berücksichtigen, können wesentlich zum Wohlbefinden pflegebedürftiger Migrantinnen und Migranten beitragen – und dies nicht nur in Alterseinrichtungen mit einem kulturspezifischen Betreuungsangebot. Kultursensible Massnahmen im Bereich des Service Designs haben ein grosses Potenzial für die Übertragung auf die Regelinstitutionen der Langzeitpflege, wo sie zu einem kultursensiblen

Umfeld beitragen können. Die Bereiche, die im Rahmen der Studie als Bestandteile eines kultursensiblen Service Designs identifiziert werden konnten, werden in der folgenden Grafik abgebildet (Abb. 9).

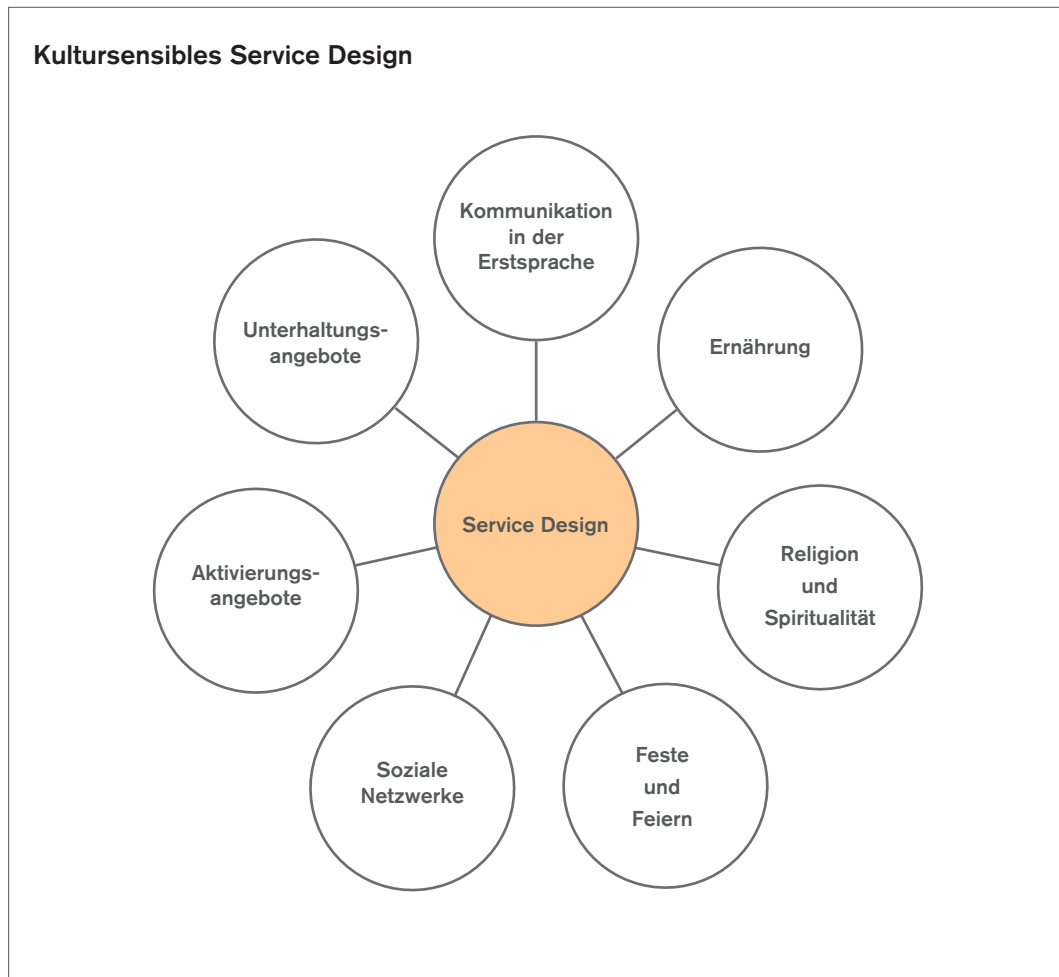


Abb. 9: Soziokulturelle Angebote und Massnahmen, die ethnisch-kulturelle, biografische sowie individuelle Aspekte der betreuten Migrantinnen und Migranten berücksichtigen.

Die Grafik bildet diejenigen soziokulturellen Angebote und Massnahmen ab, mit denen in den „mediterranen“ Abteilungen auf die Bedürfnisse der Bewohnenden eingegangen wird. In Regelinstitutionen der Langzeitpflege werden Personen mit und ohne Migrationshintergrund gemeinsam in einer Wohngruppe betreut. Um auch in diesen Einrichtungen Angebote konzipieren zu können, die die Bedürfnisse pflegebedürftiger Migrantinnen und Migranten im Hinblick auf die genannten Aspekte berücksichtigen, ist zunächst die Ermittlung ihrer diesbezüglichen Bedürfnisse beim Heimeintritt wichtig.⁴²⁴ Hierzu sind Angaben zum biografischen Hintergrund der betreuten Personen sowie zu deren persönlichen Interessen und Präferenzen nötig. Die Ermittlung und Erfassung dieser persönlichen Angaben kann mithilfe von Designlösungen erzielt werden.^{425 426}

Kommunikation in der Erstsprache verstärken

Ein Teil der ehemaligen Arbeitsmigrantinnen und -migranten spricht nur unzureichend Deutsch. Die Studienergebnisse zeigen, dass es vielen Bewohnenden deshalb ein grosses Bedürfnis ist, sich mit dem Pflegepersonal in ihrer Erstsprache unterhalten zu können. Für sie sind Pflegende, die selbst aus ihren Herkunftsländern stammen oder ihre Erstsprache gut sprechen können, wichtige Bezugspersonen. Insbesondere bei der Betreuung von Personen, die an Demenz erkrankt sind, ist es wichtig, in der Erstsprache kommunizieren zu können (Day und Cohen 2000; Valle 1989). Vor diesem Hintergrund und in Anbetracht der Tatsache, dass die Bewohnerschaft von Alterseinrichtungen zunehmend aus unterschiedlichen Ländern und Kontinenten stammt, empfiehlt es sich, auch bei den Pflegenden auf eine heterogene Zusammensetzung zu achten. Darüber hinaus stellt sich die Frage, wie Kommunikationsmittel wie Speisepläne, Informationsbroschüren oder Aushänge gestaltet sein müssen, damit sie von einer heterogenen Bewohnerschaft verstanden werden. In diesem Zusammenhang können mehrsprachig konzipierte Kommunikationsmittel ebenso eine Lösung darstellen wie der Einsatz von visuellen Darstellungen. Letztere können in Form von Bildern oder Illustrationen zum Verständnis des kommunizierten Inhalts beitragen.

Ernährung vielseitig gestalten

Die kulinarischen Vorlieben von älteren Menschen sind individuell geprägt und hängen oftmals davon ab, wie sich die betreffenden Personen in jüngeren Jahren ernährt haben. Im Rahmen der Studie wurde deutlich, dass pflegebedürftige Migrantinnen und Migranten ihre eigene Länderküche zwar sehr schätzen, dass sie jedoch auch für andere Speisen empfänglich sind. Die Qualität der servierten Speisen, deren Präsentation und ein abwechslungsreicher Speiseplan

424 Dies erfolgt in der Regel für einige der genannten Bereiche bereits heute, doch gerade im Bereich der Aktivierungs-, Beschäftigungs- und Unterhaltungsangebote besteht diesbezüglich noch Verbesserungsbedarf.

425 In diesem Zusammenhang sei auf zwei Projekte hingewiesen, die Designlösungen zur Archivierung biografischer Erfahrungen älterer Menschen erarbeitet haben. Gaver und Bowers (2012) berichten von zwei Produkten, die im Rahmen eines von der EU geförderten Projekts entwickelt wurden: Der sogenannte *Photostroller* archiviert in digitaler Form persönliche Fotografien älterer Menschen, die in einem Pflegeheim leben. Das Gerät dient dazu, die persönlichen Erinnerungen der älteren Menschen wachzuhalten bzw. wachzurufen. Der sogenannte *Prayer Companion* wurde für ältere Nonnen im Kloster entwickelt, und soll eine Ressource für deren spirituelle Praxis sein (Gaver 2010). Dies geschieht, indem sie auf dem Gerät Gebete ablesen können, die digital angezeigt werden. Im Rahmen eines weiteren Projekts wurde das sogenannte *Portrait System* entwickelt. Mit Hilfe dieses Programms kann ein „Multimedia-Portrait“ von Menschen erstellt werden, die an Demenz erkrankt sind und die in einem Pflegeheim betreut werden. Biografische Daten, Fotografien, Musik und individuelle Vorlieben und Interessen der betreuten Menschen können damit erfasst werden (Webster, & Hanson 2011).

426 Ein weiterer Bereich, in dem derartige persönliche Daten zum Einsatz kommen könnten, wäre die Biografarbeit.

spielen dabei eine wichtige Rolle. Werden die Speisen in einer wohngruppeneigenen Küche und nicht zentralisiert zubereitet, können die Bewohnenden in den Zubereitungsprozess mit eingebunden und individuelle Wünsche berücksichtigt werden. Darüber hinaus können die älteren Menschen den Zubereitungsprozess sinnlich erfahren. Indem Angehörige oder Mitarbeitende von Freiwilligenorganisationen verstärkt und in regelmässigen Abständen bei der Zubereitung der Speisen behilflich sind, können die betreuten Migrantinnen und Migranten in den Genuss von Speisen kommen, die ihnen vertraut sind.

Religiöse Praxis unterstützen

Die Bedürfnisse pflegebedürftiger Migrantinnen und Migranten hinsichtlich ihrer religiösen Praxis fallen sehr unterschiedlich aus. Um diesen Bedürfnissen gerecht werden zu können, empfiehlt sich die Zusammenarbeit mit Einrichtungen sowie Vertreterinnen und Vertretern unterschiedlicher Religionen. Diese können die Bewohnenden in der Ausübung ihrer gemeinschaftlichen und privaten religiösen Praxis unterstützen. Vor allem für Personen, deren Bewegungsradius eingeschränkt ist, sind Gottesdienste in den Räumlichkeiten der Alterseinrichtungen eine Möglichkeit, die eigene Religion in der Gemeinschaft auszuüben. Vertreterinnen und Vertreter religiöser Glaubensgemeinschaften sollten stark bei der Seelsorge eingebunden werden. Sie können die älteren Menschen auch in der Ausübung ihrer privaten religiösen Praxis unterstützen, indem sie beispielsweise gemeinsam mit ihnen beten.

Feste feiern

Religiöse und nicht-religiöse Feste strukturieren das Jahr und bieten den älteren Menschen Orientierung. Zudem stellen sie eine willkommene Unterbrechung vom Heimalltag dar. Die Studienergebnisse zeigen, dass auch bei diesen Begebenheiten der Einbezug von Angehörigen, Mitarbeitenden von Freiwilligenorganisationen oder von religiösen Institutionen für die Bewohnenden sehr wertvoll sein kann. In Regelinstitutionen der Langzeitpflege würden sich diese Feste an bestimmte Migrantengruppen oder Religionsgemeinschaften richten. Gleichzeitig könnten sie für andere Bewohnerinnen und Bewohner eine Möglichkeit darstellen, fremde Feste und Rituale kennenzulernen. Durch die Zubereitung traditioneller Speisen und das Anbringen festlicher Dekorationen in den gemeinschaftlich genutzten Bereichen wird den Anlässen darüber hinaus ein entsprechender Rahmen verliehen, der dazu beiträgt, dass die Bewohnenden die Feste sinnlich erfahren können.

Soziale Netzwerke stärken und ausbauen

Der Kontakt zu Angehörigen ist für viele Heimbewohnende sehr wichtig. Die Familienmitglieder älterer Migrantinnen und Migranten leben jedoch vielfach in grosser Distanz zueinander, was regelmässige Treffen verunmöglicht. Dies wirft die Frage auf, inwiefern das Zurverfügungstellen technischer Kommunikationsmittel wie beispielsweise Skype in den Alterseinrichtungen einen Beitrag leisten könnte, damit dieser Kontakt dennoch ermöglicht werden könnte. Regelmässige Treffen mit Personen, die Freiwilligenarbeit leisten und die Erstsprache der betreuten Migrantinnen und Migranten sprechen, werden von vielen Bewohnenden der „mediterranen“ Wohngruppen geschätzt und in Anspruch genommen. Derartige Kontakte würden auch zur Zufriedenheit von fremdsprachigen Heimbewohnenden aus anderen Herkunftsländern beitragen. Insbesondere für Personen, die keine Angehörige haben oder deren Angehörige in grosser Distanz zu ihnen leben, stellt dies eine Möglichkeit des sozialen Austauschs mit Personen ausserhalb der Alterseinrichtung dar.

Aktivierungs- und Unterhaltungsangebote ansprechend gestalten

Die Studienergebnisse machen deutlich, dass die Bewohnenden Aktivierungsangebote vor allem dann in Anspruch nehmen, wenn sie ihren persönlichen Interessen und Fähigkeiten entsprechen. Bei pflegebedürftigen Migrantinnen und Migranten spielt es ausserdem eine Rolle, ob die durchführende Person die Erstsprache der Bewohnenden spricht und sich somit mit diesen verständigen kann. Die Erfassung persönlicher Angaben und Interessen, wie sie zuvor geschildert wurde, könnte der Konzeption von Angeboten dienen, die den Bedürfnissen der betreuten Migrantinnen und Migranten aber auch der übrigen Bewohnerschaft entsprechen. Sie könnte dazu beitragen, dass auch Angebote entwickelt würden, die eine Minderheit der Bewohnenden (z. B. männliche Heimbewohner) ansprechen. Durch den Einbezug von Angehörigen oder Mitarbeitenden von Freiwilligenorganisationen könnten Reisen und Ausflüge realisiert werden, die den älteren Menschen wie auch den Mitarbeitenden eine Abwechslung zum Heimalltag bieten. Die Einbindung dieser Personengruppen ermöglicht die Durchführung von Angeboten trotz der vorherrschenden Ressourcenknappheit in den stationären Einrichtungen der Langzeitpflege. In Zusammenarbeit mit den genannten Personengruppen könnten auch kulturelle Darbietungen erfolgen wie zum Beispiel Musik- oder Filmabende, an denen vertrautes Liedgut gespielt oder Filme aus den Herkunftsländern der betreuten Migrantinnen und Migranten gezeigt werden.

8.4 Ausblick

Die vorliegende Studie trägt dazu bei, eine Forschungslücke im Bereich der Betreuung älterer Migrantinnen und Migranten zu schliessen. Trotz des designspezifischen Erkenntnisinteresses sind die Studienergebnisse auch für andere Forschungsdisziplinen und Berufsbereiche anschlussfähig, denn sie geben Aufschluss darüber, welche gestalterischen Aspekte bei der Betreuung älterer Migrantinnen und Migranten relevant sind. Das gewählte methodische Vorgehen war den Forschungsfragen angemessen und führte zu Ergebnissen, die nur durch die Kombination von ethnografischen Methoden mit solchen aus dem Bereich der Designforschung erzielt werden konnten. Alterseinrichtungen oder Gesundheitseinrichtungen im Allgemeinen sind Orte, an denen unterschiedliche menschliche und nicht-menschliche Akteure zusammentreffen. Die Interaktion zwischen der gebauten Umwelt, den sich darin befindenden Artefakten und Menschen ist komplex. Um sie erfassen und analysieren zu können, ist ein Vorgehen notwendig, dass sowohl den Menschen als auch den Dingen besondere Beachtung schenkt. Aus diesem Grund wurden in dieser Arbeit die Handlungsmuster und Bedürfnisse der beteiligten Menschen – entsprechend einem Ansatz, der *human-centred* ist, – mit Hilfe ethnografischer Methoden erfasst, um diese anschliessend analysieren zu können. Ein wichtiges Anliegen war es, den Bewohnerinnen und Bewohnern der teilnehmenden Alterseinrichtungen eine Stimme zu geben. Die Befragung der älteren Menschen, die teilweise bereits an Demenz erkrankt waren, führte nicht immer zu aussagekräftigen Antworten auf die Forschungsfragen. Durch die teilnehmende Beobachtung, die in den Wohngruppen durchgeführt wurde, und die fotografisch dokumentierten Raumbegehungen der gemeinschaftlich genutzten und privaten Bereiche konnte die Gestaltung und Nutzung dieser Räumlichkeiten dennoch erfasst und analysiert werden. Die Befragung des Pflegepersonals erlaubte zudem Aussagen über die Gestaltungspraxis im Heimalltag sowie die dahinter liegenden Intentionen. Anhand der Methoden aus dem Bereich der Designforschung wurden Erkenntnisse über formal-

gestalterische Aspekte der Inneneinrichtung von „mediterranen“ Wohngruppen erzielt, die auf einer rein textlichen Ebene nicht hätten ermittelt werden können. Erst die Triangulation der erhobenen Daten erlaubte Aussagen über die Gestaltung des kommunikativen Umfelds, die dahinter liegende Intention sowie die Wirkung der Gestaltung auf die Nutzerinnen und Nutzer. Das verwendete Methoden-Setting ist somit anschlussfähig für weitere Studien im Bereich Design und Gesundheit, die das Ziel verfolgen, das komplexe Verhältnis zwischen gebauter Umwelt, Artefakten und Menschen zu untersuchen.

In dieser Studie nicht berücksichtigt wurden weitere Verantwortliche für die Gestaltung des kommunikativen Umfelds kulturspezifischer Alterseinrichtungen wie beispielsweise Architektinnen, Innenarchitekten, Mitarbeitende der soziokulturellen Animation sowie die Angehörigen der Bewohnenden. Die Einbindung dieser Personengruppen könnte in weiterführenden Studien erfolgen und dazu beitragen, mehr über die Gestaltungspraxis und die sie beeinflussenden Faktoren in Erfahrung zu bringen. Darüber hinaus könnten künftige Untersuchungen ihren Fokus auf die Bedürfnisse derjenigen Migrantengruppen richten, die in den kommenden Jahrzehnten auf Pflege angewiesen sein werden. Welche Bedürfnisse haben Menschen, die aus Albanien, Mazedonien, Sri Lanka oder der Türkei stammen, im Hinblick auf ihre Betreuung im Alter? Welche Aspekte tragen dazu bei, dass sie sich in einem betreuten Wohnumfeld wohlfühlen? Eine Befragung dieser Bevölkerungsgruppen könnte in einem ersten Schritt wichtige Handlungsfelder offenlegen und den Grundstein für weitere Forschungsarbeiten setzen. Die vorliegenden Studienergebnisse sind jedoch nicht nur im Hinblick auf die Betreuung älterer Migrantinnen und Migranten relevant. Denn kulturspezifische Betreuungsmodelle existieren nicht nur für pflegebedürftige Einwanderer, sondern auch für andere Bevölkerungsgruppen, die eine spezifische Lebenserfahrung teilen.⁴²⁷ Weiterführende Studien könnten daher die Übertragbarkeit der gewonnenen Resultate auf vergleichbare Betreuungsmodelle prüfen.

Nebst dem Bereich der Forschung sind die Studienergebnisse auch für unterschiedliche Berufsfelder von Interesse, in denen ältere Migrantinnen und Migranten Betreuung in Anspruch nehmen. Wie im Rahmen der Studie deutlich wurde, wird die Gestaltung des räumlichen Umfelds von Alterseinrichtungen nicht immer von Designern, sondern vielfach von Pflegenden vorgenommen. Die Studienresultate können diese Personen anregen, ihre Gestaltungspraxis zu reflektieren und dazu beitragen, ein Wohnumfeld zu kreieren, das den Bedürfnissen der von ihnen betreuten Menschen entspricht. Darüber hinaus können die Erkenntnisse im Bereich des Service Designs dazu genutzt werden, das soziokulturelle Angebot in Institutionen der Langzeitpflege, in denen ältere Migrantinnen und Migranten betreut werden, bedürfnisgerechter zu gestalten. Vor dem Hintergrund, dass bereits heute viele pflegebedürftige Menschen möglichst lange zu Hause betreut werden wollen, stellt sich die Frage, wie diesbezügliche Dienstleistungen gestaltet sein müssen, damit sie auch den Bedürfnissen von pflegebedürftigen Migrantinnen und Migranten entsprechen. Auch hierzu soll die vorliegende Dissertation Anknüpfungspunkte für die Gestaltung eines kultursensiblen Betreuungsumfelds bieten.

427 Im Berner Emmental verbringen beispielsweise im Dienstbotenheim Oeschberg ehemalige Knechte und Mägde ihren Lebensabend. Im Seniorenzentrum SIKNA in Zürich wird den Bedürfnissen jüdischer Seniorinnen und Senioren Rechnung getragen. Und im Altersheim Casa Verdi in Mailand werden ehemalige Musikerinnen und Musiker betreut.

Literaturverzeichnis

- Abadan-Unat, N. (1977). Implications of Migration on Emancipation of Turkish Women. *The International Migration Review*, 11, S. 31-57.
- Aeschlimann, Andrea (2007). Daheim in Italien, zu Hause in der Schweiz - Il prete nel letto. Lebensgeschichten italienischer Migrantinnen und Migranten / Biografie degli migranti italiani anziani. Bern: Stämpfli.
- Afzali, Minou (2018). CommuniCare: Communication Design in Culturally Sensitive Nursing Homes. In: *Swiss Design Network* (Hrsg.), *Unfrozen – a Design Research Reader by the Swiss Design Network*. Zürich: Triest, S. 99-114.
- Afzali, Minou (2013). Forschen mit den Alten – Forschen über die Alten. Partizipative Methoden in der Designforschung. In: Von Hülsen-Esch, A., Seidler, M. & Tagsold, C. (Hrsg.), *Methoden der Alter(n)sforschung. Disziplinäre Positionen und transdisziplinäre Perspektiven*: transcript, S. 225-240.
- Afzali, Minou, Gurtner, Caroline, Lobis, Lissa, Sommerhalder, Kathrin, Hahn, Sabine, & Klingemann, Harald (2013). KULTurA – Kommunikatives Umfeld und Lebensqualität in transkulturellen Alterseinrichtungen. Interner Schlussbericht des Forschungsprojektes. Hochschule der Künste Bern, Forschungsschwerpunkt Kommunikationsdesign, Berner Fachhochschule, Fachbereich Gesundheit.
- Afzali, Minou, Hahn, Sabine, Scheuermann, Arne, Jordi-Marguet, Hélène, Richter, Dirk, & Metzenthin, Petra (2010). Aggressive patient behavior and the environment in general hospitals. Paper presented at the designing health Sixth Annual Design Research Conference, Spokane.
- Allemand, Mathias & Martin, Mike (2007). Religiöse Ressourcen im Alter. In: Kunz, R. (Hrsg.). *Religiöse Begleitung im Alter: Religion als Thema der Gerontologie*. Zürich: Theologischer Verlag Zürich, S. 25-43.
- Annerstedt, L. (1994). An attempt to determine the impact of group living care in comparison to traditional long-term care on demented elderly patients. *Aging: Clinical and Experimental Research*, 6(5), S. 372–380.
- Appadurai, Arjun (1986). The Social Life of Things: Commodities in Cultural Perspective. In: Appadurai, A. (Hrsg.). Cambridge: Cambridge University Press.
- Ayas, Ebru, Eklund, Jorgen, & Ishihara, Shigekazu (2008). Effective design of waiting areas in primary healthcare. *The TQM Journal*, 20(4), S. 389-408.
- Backes, Gertrud M., & Clemens, Wolfgang (2008). Lebensphase Alter: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung. Weinheim: Beltz, Juventa.
- BAG, Bundesamt für Gesundheit (2014). «Natürlich gibt es nach dem Essen Espresso anstatt Café crème». Interview mit Hr. Kämpfer, Geschäftsleiter Domicil Schwabgut. *spectra – Gesundheitsförderung und Prävention*, 106, September 2014.
- BAG, Bundesamt für Gesundheit. (2012). Gesundheit der Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. Wichtigste Ergebnisse des zweiten Gesundheitsmonitorings der Migrationsbevölkerung in der Schweiz, 2010. Bern.
- BAG, Bundesamt für Gesundheit. (2007). Wie gesund sind Migrantinnen und Migranten? Die wichtigsten Ergebnisse des «Gesundheitsmonitoring der schweizerischen Migrationsbevölkerung». Bern.
- BAG, Bundesamt für Gesundheit. (2006). Forschung Migration und Gesundheit. Im Rahmen der Bundesstrategie «Migration und Gesundheit 2002–2007». Bern.
- BAG, Bundesamt für Gesundheit. (2002). Migration und Gesundheit: Strategische Ausrichtung des Bundes 2002–2006. Bern.
- Baldwin, S. (1995). Effects of furniture rearrangement on the atmosphere of wards in a maximum-security hospital. *Hospital and Community Psychiatry*, 36(5), S. 525-528.
- Barth, Wolfgang, Kemper, Christiane, & Altug, Arzu (2004) Interkulturelle Öffnung der Regeldienste. Dokumentation der Fachtagung vom 04. November 2004. Hannover: Arbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege in der Stadt Hannover e.V., Landeshauptstadt Hannover Referat für interkulturelle Angelegenheiten.
- Barthes, Roland (1989). Die helle Kammer: Bemerkungen zur Photographie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Barthes, Roland (1964a). Mythen des Alltags. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Barthes, Roland (1964b). Rhétorique de l'image. *Communications*, 4, S. 40-51.
- Bate, Paul, & Robert, Glenn (2006). Experience-based design: from redesigning the system around the patient to co-designing services with the patient. *Quality and Safety in Health Care*, 15, S. 307–310.
- Baudrillard, Jean (2007). Das System der Dinge: Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt / New York: Campus Verlag.
- Beer, Bettina (2008). Ethnos, Ethnie, Kultur. In: Beer, B. & Fischer, H. (Hrsg.), *Ethnologie. Einführung und Überblick*. Berlin: Reimer, S. 53-72.
- Berset, Jeanne (2016). Mehr Männer im Pflegeberuf: Die Sichtweise von Lehrpersonen, BFH impuls. Bern: Ber-

- ner Fachhochschule, Institut Alter, S. 46-48.
- BFS, Bundesamt für Statistik (2016). Religiöse und spirituelle Praktiken und Glaubensformen in der Schweiz: Erste Ergebnisse der Erhebung zur Sprache, Religion und Kultur 2014. Neuchâtel.
- BFS, Bundesamt für Statistik (2012). Gesundheit von Betagten in Alters- und Pflegeheimen: Erhebung zum Gesundheitszustand von betagten Personen in Institutionen (2008/09). Neuchâtel.
- Bhabha, Homi K. (1994). *The Location of Culture*. London: Routledge.
- Biedermann, Markus, & Hoffmann, Alfred (2005). *Der Heimkoch: Esskultur im Heim*. Hannover: Vincentz Network.
- Bischoff, Nicole (1995). Altwerden in der Migration. Lebenssituation älterer MigrantInnen in der Bundesrepublik Deutschland: Ein neues Aufgabenfeld für die Altenhilfe. doi: <http://www.diplom.de/e-book/217585/altwerden-in-der-migration-lebenssituation-aelterer-migrantinnen-in-der> (11. Juni 2018).
- Bohn, Felix (2010). Altersgerechte Wohnbauten: Planungsrichtlinien. Der Schweizer Planungsstandard. Zürich: Schweizerische Fachstelle für behindertengerechtes Bauen.
- Bolzmann, Claudio, Poncioni-Derigo, Raffaella, Vial, Marie, & Fibbi, Rosita (2004). Older labour migrants' well being in Europe: the case of Switzerland. *Ageing & Society*, 24, S. 411-429.
- Bolzmann, Claudio, Fibbi, Rosita, & Vial, Marie (2001). La famille: une source de légitimité pour les immigrés après la retraite [The family: a source of legitimacy for immigrants after retirement]. *Revue Européenne des Migrations Internationales*, 17(1), S. 55-78.
- Bolzmann, Claudio, Fibbi, Rosita, & Vial, Marie (1999). Les Italiens et les Espagnols proches de la retraite en Suisse : situation et projet d'avenir. *Gérontologie et société*, 91, S. 137-151.
- Borngräber, Christian (1981). Die fünfziger Jahre: Kunst und Raumkunst. In: *Design ist unsichtbar* (Katalog).
- Bosch, Aida (2012). Sinnlichkeit, Materialität, Symbolik: Die Beziehung zwischen Mensch und Objekt und ihre soziologische Relevanz. In: Moebius, S. & Prinz, S. (Hrsg.), *Das Design der Gesellschaft: zur Kultursociologie des Designs, Sozialtheorie*. Bielefeld: Transcript, S. 49-70.
- Bourdieu, Pierre (2013). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2*. Göttingen, S. 183-198.
- Bowlby, J. (1980). *Attachment and loss* (Vol. III. Loss). New York: Basic Books.
- Brandes, Uta, & Erhoff, Michael (2011). *My Desk is my Castle: Exploring Personalization Cultures*. Basel: Birkhäuser.
- Brandstetter, Gabriele (2003). Staging Gender. Körperkonzepte in Kunst und Wissenschaft. In: Frei Gerlach, F., Kreis-Schinck, A., Opitz, C. & Ziegler, B. (Hrsg.), *Körperkonzepte / Concepts du corps: Interdisziplinäre Studien zur Geschlechterforschung / Contributions aux études genre interdisciplinaires*. Münster: Waxmann, S. 25-46.
- Brawley, E. (1997). *Designing for Alzheimer's Disease-Strategies for creating better care environments*. New York: Wiley.
- Breuer, Petra (2009). *Visuelle Kommunikation für Menschen mit Demenz*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Buchanan, Richard (2001). Design and the New Rhetoric: Productive Arts in the Philosophy of Culture. *Philosophy and Rhetoric*, 34(4), S. 183-206.
- Buchli, V. (2002). *The material culture reader*. Oxford: Berg.
- Burckhardt, Lucius (2010). Design ist unsichtbar. In: Edelmann, K. T. & Terstiege, G. (Hrsg.), *Gestaltung denken. Grundlagentexte zu Design und Architektur*. Basel: Birkhäuser, S. 211-217.
- Butler, Judith (1990). *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.
- Butler, Judith (1988). Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory. *Theatre Journal*, 40(4), S. 519-531.
- Büttikofer-Beltrán, Cristina, & Sommer, Erika (2005). Noch einmal den Koffer packen? Heimat Schweiz – Heimat Spanien. Ältere Migrantinnen und Migranten erzählen. Einblicke. Zürich: Stadt Zürich, Stadtentwicklung, Bereich Integrationsförderung, Präsidialdepartement.
- Cajochen, C., Kräuchi, K., & Wirz-Justice, A. (2003). Role of melatonin in the regulation of human circadian rhythms and sleep. *Journal of Neuroendocrinology*, 15(4), S. 432-437.
- Calkins, Margaret P. (2009). Evidence-based long term care design. *NeuroRehabilitation*, 25, S. 145-154.
- Carr, Valerie L., Sangiorgi, Daniela, Büscher, Monika, Junginger, Sabine, & Cooper, Rachel (2011). Integrating Evidence-Based Design and Experience-Based Approaches in Healthcare Service Design. *Health Environments Research & Design Journal*, 4(4), S. 12-33.
- Chaudhury, H. & Cooke, H. (2014). Design matters in dementia care: The role of the physical environment in dementia care settings. In: Downs, M. & Bowers, B. (Hrsg.), *Excellence in dementia care* (2nd Edition).

- UK: Open University Press, S. 144-158.
- Chafetz, P., & Namazi, K. (2003). Structuring environments for persons with cognitive impairment. In: Weiner, M. & Lipton, A. (Hrsg.), *The Dementias. Diagnosis, Treatment, and Research*. Washington DC: American Psychiatric Publishing, S. 405-432.
- Chevalier, Sophie (2006 [1999]). The French Two-Home Project. In: Cieraad, I. (Hrsg.), *At Home: An Anthropology of Domestic Space*. Syracuse, New York: Syracuse University Press, S. 83-94.
- Cohen-Mansfield, J., & Werner, P. (1998). The effects of an enhanced environment on nursing home residents who pace. *The Gerontologist*, 38(2), S. 199.
- Coleman, James S. (1994). *Foundations of Social Theory*. Cambridge, London: Harvard University Press.
- Cookman, Craig A. (1996). Older People and Attachment to Things, Places, Pets, and Ideas. *Journal of Nursing Scholarship*, 28(3), S. 227-231.
- Csikszentmihalyi, Mihaly, & Rochberg-Halton, Eugene (1981). *The Meaning of Things: Domestic Symbols and the Self*. Cambridge: Cambridge University Press
- Dalke, H., Little, J., Niemann, E., Camgoz, N., Steadman, G., Hill, S. & Scott, L. (2006). Color and lighting in hospital design. *Optics & Laser Technology*, 38(4-6), S. 343 -365.
- D'Amato, Gianni (2008). Historische und soziologische Übersicht über die Migration in der Schweiz. *Schweizerisches Jahrbuch für Entwicklungspolitik*, 27(2), S. 177-195.
- Day, Kirsten, & Cohen, Uriel (2000). The Role of Culture in Designing Environments for People with Dementia: A Study of Russian Jewish Immigrants. *Environment and Behavior*, 32(3), S. 361-399.
- Diakonie (2009). Seelsorge in Palliative Care: Situationsanzeige und Empfehlungen zu kirchlich-diakonischem Handeln. In: *Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland e. V. (Hrsg.), Diakonie Texte | Positionspapier*. Stuttgart.
- Diekmann, Andreas (1993). Sozialkapital und das Kooperationsverhalten in sozialen Dilemmata. *Analyse und Kritik*, 15, S. 22-35.
- Dietzel-Papakyriakou, Maria (1993). Altern in der Migration: Die Arbeitsmigranten vor dem Dilemma: zurückkehren oder bleiben? Stuttgart: Enke.
- Dietzel-Papakyriakou, Maria (1992). Spezifische Aspekte im Alter der Migranten Rückkehren oder bleiben? Deutschland und seine alte Migranten. Bonn: Arbeiterwohlfahrt, Bundesverband, S. 35-48.
- Dijkstra, Karin, Pieterse, Marcel, & Pruyn, Ad (2006). Physical environmental stimuli that turn healthcare facilities into healing environments through psychologically mediated effects: systematic review. *Journal of Advanced Nursing*, 56(2), S. 166-181.
- Direktion für Bildung, Soziales und Sport, Stadt Bern, Alters- und Versicherungsamt (2013). *Konzept Alter und Migration 2013*. Bern: Kompetenzzentrum Alter.
- Direktion für Bildung, Soziales und Sport, Stadt Bern, Alters- und Versicherungsamt (2008). *Invecchiare a dr Aare: Migrantinnen und Migranten aus Italien im Pensionsalter*. Bern.
- Domenig, Dagmar (2007). *Transkulturelle Kompetenz: Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Drazin, Adam, & Fröhlich, David (2007). Good Intentions: Remembering through Framing Photographs in English Homes. *Ethnos*, 72(1), S. 51-76.
- Eckert, Josef, Rommel, Alexander, & Weilandt, Caren (2006). Gesundheitliche Lage und Gesundheitsverhalten in der Migration. Ergebnisse des Gesundheitsmonitorings der schweizerischen Migrationsbevölkerung (GMM) 2004 Forschung Migration und Gesundheit. Im Rahmen der Bundesstrategie «Migration und Gesundheit 2002–2007». Bern: Bundesamt für Gesundheit (BAG).
- EKD (2006). *EKD Grundsatzpapier: Historische Zimmer in Museen*. Bundesamt für Kultur, Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege: Bern.
- Falk, Hanna, Wijk, Helle, & Persson, Lars-Olof (2009). The effects of refurbishment on residents' quality of life and wellbeing in two Swedish residential care facilities. *Health & Place*(15), S. 717–724.
- Fibbi, Rosita, Bolzman, Claudio, & Vial, Marie (1999). *Alter und Migration: Europäische Projekte mit älteren Migranten und Migrantinnen*. Zürich: Pro Senectute Schweiz.
- Findeli, Alain (1995). Design History and Design Studies: Methodological, Epistemological and Pedagogical Inquiry. *Design Issues*, 11(1), S. 43-65.
- Fischer, Volker (2000). Aspekte der Produktsprache, oder: Was erzählen Gegenstände? In Steffen, D. (Hrsg.), *Design als Produktsprache. Der »Offenbacher Ansatz« in Theorie und Praxis*. Frankfurt a. M.: Verlag Form 2000, S. 17-21.
- Foraita, Sabine (2010). Designwissenschaft ist elementar. In: Romero-Tejedor, F. & Jonas, W. (Hrsg.), *Positionen zur Designwissenschaft*. Kassel: Kassel University Press, S. 42-46.
- Fournier, C., & Wirz-Justice, A. (2010). Light, Health and Wellbeing: Implications from chronobiology for architectural design. *World Health Design: Architecture, Culture, Technology*, 3(1), S. 44-49.

- Freire, Karine, & Sangiorgi, Daniela (2010). Service Design & Healthcare Innovation: from consumption to coproduction and co-creation. Paper presented at the Nordic Service Design Conference, Linköping, Sweden.
- Friedman, Dayle A. (2002). An Anchor amidst Anomie: Ritual and Aging. In: Kimble, M. A. & Mc Fadden, S. H. (Hrsg.), *Aging, Spirituality, and Religion: A Handbook* (Vol. 2). Minneapolis: Fortress Press, S. 134-144.
- Gabaccia, Donna R. (2000). *We Are What We Eat: Ethnic Food and the Making of Americans*. Cambridge: Harvard University Press.
- Gärtner, Claudia (2016). „Aging in Place“ und ressourcenorientierte Begleitung bei Demenz und geistiger Behinderung. In: Müller, S. V. & Gärtner, C. (Hrsg.), *Lebensqualität im Alter: Perspektiven für Menschen mit geistiger Behinderung und psychischen Erkrankungen*. Wiesbaden: Springer-Verlag, S. 219-236.
- Gaver, Bill, & Bowers, John (2012). Annotated Portfolios. *interactions*, 19(4), S. 40-49.
- Gaver, William, Blythe, Mark, Andy, Boucher, Jarvis, Nadine, Bowers, John, & Wright, Peter (2010). *The Prayer Companion: Openness and Specificity, Materiality and Spirituality*. Paper presented at the CHI 2010, April 10–15, 2010 Atlanta, Georgia, USA.
- GEF & BSS (2009). *Gestaltung von Innenräumen für Demenzzranke: Empfehlungen für Institutionen und Fachleute*. Bern: Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern, Alters und Behindertenamt, Direktion für Bildung, Soziales und Sport der Stadt Bern, Alters- und Versicherungsamt.
- GEF Bern. (2013). *Bau- und Umbauvorhaben in Alters- und Pflegeheimen des Kantons Bern: Vorgaben und Empfehlungen für Planung und Ausführung: Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern. Alters- und Behindertenamt*.
- Geser, H. (1981). Der „Ethnische Faktor“ im Prozess gesellschaftlicher Modernisierung. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 1, S. 165-178.
- Gibson, Margaret (2004). Melancholy objects. *Mortality*, 9(4), S. 285-299.
- Glaser, Barney G., & Strauss, Anselm L. (2011 [1971]). *Status Passage*. New Brunswick, London: Transaction Publishers.
- Glaser, Barney, & Strauss, Anselm (1967). *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.
- Goffman, Erving (1974). *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1973). *Asyle: Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp 678.
- Grom, Bernhard (2011). Spritualität – die Karriere eines Begriffs: Eine religionspsychologische Perspektive. In: Frick, E. & Roser, T. (Hrsg.), *Spiritualität und Medizin: Gemeinsame Sorge für den kranken Menschen*. Stuttgart: Kohlhammer Verlag, S. 12-17.
- Guggisberg, Jürg et al. (2011). *Gesundheitsmonitoring der Migrationsbevölkerung (GMM) in der Schweiz*. Schlussbericht. Bern, Winterthur: Bundesamt für Gesundheit (BAG), Bundesamt für Migration (BFM).
- Habermas, Tilmann (2012). *Geliebte Objekte - Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Berlin: Suhrkamp.
- Hahn, Barbara, & Zimmermann, Christine (2014). *Visuelle Analyse – eine bildbasierte Untersuchungsmethode*. Berner Fachhochschule Architektur, Holz und Bau AHB, Berner Fachhochschule, Hochschule der Künste Bern HKB, Visuelle Analyse und Mapping zur Identifizierung atmosphärischer Qualitäten im öffentlichen Raum. Bern.
- Hahn, Hans Peter (2005). *Materielle Kultur eine Einführung*. Berlin: Reimer.
- Hasseler, Martina, & Görres, Stefan (2005). *Was Pflegebedürftige wirklich brauchen ...: zukünftige Herausforderungen an eine bedarfsgerechte ambulante und stationäre pflegerische Versorgung*. Hannover: Schlütersche Verlagsgesellschaft.
- Hecht, Anat (2001). Home Sweet Home: Tangible Memories of an Uprooted Childhood. In: Miller, D. (Hrsg.), *Home possessions: material culture behind closed doors*. Oxford: Berg, S. 123-145.
- Heeg, S. (2000). Bauliches Milieu und Demenz. In: Wahl, H.-W. & Tesch-Römer, C. (Hrsg.), *Angewandte Gerontologie in Schlüsselbegriffen*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 233-241.
- Herder, Johann Gottfried (1784-1791). *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. In: Suphan, B. L., Redlich, C. C., Hoffmann, O. & Steig, R. (Hrsg.), *Herders sämtliche Werke* (Band 13). Berlin, 1847: Weidmann.
- Herder, Johann Gottfried (1774). *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit: Beytrag zu vielen Beyträgen des Jahrhunderts*. In: Suphan, B. L., Redlich, C. C., Hoffmann, O. & Steig, R. (Hrsg.), *Herders sämtliche Werke* (Band 5). Berlin, 1847: Weidmann.
- Hertzum, M. & Jacobsen, N. E. (2001). The evaluator effect: A chilling fact about usability evaluation methods. *International Journal of Human-Computer Interaction*, 13(4), 421-443.

- Hesse, Horst-Peter & Bernatzky, Günther (2005). Musik im Alter Lebensqualität im Alter. In: Likar, R., Bernatzky, G., Pinter, G., Pipam, W., Janig, H. & Sadjak, A. (Hrsg.), *Lebensqualität im Alter: Therapie und Prophylaxe von Altersleiden*. Wien: Springer, S. 161-166.
- Höpflinger, François (2010). Migration und Alter – demographische Entwicklungen und individuelle Lebensläufe. Paper presented at the „...und es kamen Menschen“. Zur gesundheitlichen und sozialen Situation der älteren Migrationsbevölkerung in der Schweiz, 30. November 2010, Bern.
- Höpflinger, François & Stuckelberger, Astrid (1999). *Alter / Anziani / Vieillesse: Hauptergebnisse und Folgerungen aus dem Nationalen Forschungsprogramm NFP32*. Bern.
- Höpler, Gerda (2010). Geben und nehmen: Freiwilligenarbeit mit SeniorInnen und pflegebedürftigen Personen. In: Schelander, R. (Hrsg.), *Der Religionspädagogik auf der Spur: Festgabe für Gottfried Adam zum 70. Geburtstag*. Münster: LIT Verlag, S. 73-82.
- Huber, Stefan (2006). „Nun sag, wie hast Du's mit der Religion?“. Eine Anleitung zur Erkundung verschiedener Glaubenstypen. In: Stapferhaus Lenzburg (Hrsg.), *Glaubenssache: Ein Buch für Gläubige und Ungläubige*. Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte GmbH, S. 10-17.
- Hungerbühler, Hildegard (2007). Alter und Migration. In: Domenig, D. (Hrsg.), *Transkulturelle Kompetenz. Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe*. Bern: Verlag Hans Huber, S. 395-410.
- Hungerbühler, Hildegard, & Bisegger, Corinna (2012). «Und so sind wir geblieben...». Ältere Migrantinnen und Migranten in der Schweiz Materialien zur Migrationspolitik. Bern: Nationales Forum Alter und Migration; Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM.
- Hungerbühler, Hildegard, Hanetseder, Christa, & Wicki, Tanya Kasper (2013). *Doppelt fremd: Demenzerkrankung in der Migration am Beispiel von Italienerinnen und Italienern*. Wabern: Schweizerisches Rotes Kreuz.
- Hunsberger, Bruce (1985). Religion, Age, Life Satisfaction, and Perceived Sources of Religiousness: A Study of Older Persons. *Journal of Gerontology*, 40(5), S. 615-620.
- Innovation (2002). *Global Design & Cultural Identity*, Summer 2002.
- Jeannotat, Beatrix, Engel, Manfred, & Bohn, Felix (2013). *Bauliche Massnahmen zur Sturzprävention in Alters- und Pflegeinstitutionen: Leitfaden für Planer, Bauträger und Bauherrenvertretung sowie Pflege- und Sicherheitsverantwortliche von stationären Alters- und Pflegeinstitutionen*. Bern: bfu – Beratungsstelle für Unfallverhütung.
- Joseph, Anjali (2006). *Health Promotion by Design in Long-Term Care Settings*. Report prepared for Laguna Honda Foundation. Concord: Center for Health Design (CHD).
- Kampner, N.L. (1989). *Personal possessions and their meanings in old age*. Newbury Park, CA: Sage Publications.
- Kane, R. A., Kling, K. C., Bershadsky, B., Kane, R. L., Giles, K., Degenholtz, H. B., Liu, J. X. & Cutler, L. J. (2003). Quality of life measures for nursing home residents. *The Journals of Gerontology: Series A*, 58(3), S. 240-248.
- Kaya, Bülent (2007). *Grundlagendokument »Migration und Gesundheit«*. Entwicklung von Grundlagen zur Berücksichtigung der Migrationsdimension in der Prävention und Gesundheitsförderung. Neuchâtel: University of Neuchâtel, Swiss Forum for Migration and Population Studies SFM.
- KDA (2002a). *Für eine kultursensible Altenpflege. Eine Handreichung*. Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe, Arbeitskreis „Charta für eine kultursensible Altenpflege“.
- KDA (2002b). *Farbe ins Heim: Farbvorschläge des Kuratoriums Deutsche Altershilfe: Kuratorium Deutsche Altershilfe Wilhelmine-Lübke-Stift*.
- Kelly, Megan (2010). Place branding and cross-cultural visual communication: how do the theories and practices of place branding inform our understanding of cross-cultural visual communication design? Paper presented at the Cumulus 38th South Conference, Aalto, Finland. <http://dro.deakin.edu.au/eserv/DU:30065799/kelly-placebranding-post-2009.pdf> (20. April 2018).
- Khan-Zvorničanin, Meggi (2016). *Kultursensible Altenhilfe? Neue Perspektiven auf Programmatik und Praxis gesundheitlicher Versorgung im Alter*. Bielefeld: transcript-Verlag.
- Khaslavsky, J. (1998). Integrating culture into interface design. In: CHI 98 Conference Summary on Human Factors in Computing Systems. New York: ACM, S. 365-366.
- Knoblauch, Hubert (2001). *Fokussierte Ethnographie: Soziologie, Ethnologie und die neue Welle der Ethnographie*. Sozialer Sinn, 2(1), S. 123-141.
- Kobi, Sylvie (2008). *Unterstützungsbedarf älterer Migrantinnen und Migranten: Eine theoretische und empirische Untersuchung*. Bern: Peter Lang.
- Koch-Straube, Ursula (2007). MigrantInnen in der Altenpflege. In: Domenig, D. (Hrsg.), *Transkulturelle Kompetenz: Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe*. Bern: Verlag Hans Huber, S. 411-423.
- Koch-Straube, Ursula (1997). *Fremde Welt Pflegeheim: Berichte aus einer ethnologischen Studie*. Pflege, S. 7-10.

- Kohli, Raimond, Bläuer Herrmann, Anouk, Perrenoud, Silvia, & Babel, Jacques (2015). Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz 2015 – 2045. In: Bundesamt für Statistik BFS (Hrsg.), Statistik der Schweiz. Neuchâtel, S. 411-423.
- Kojer, Marina, & Schmidl, Martina (2016). Demenz und Palliative Geriatrie in der Praxis: Heilsame Betreuung unheilbar demenzkranker Menschen. Wien: Springer.
- Koneya, Mele (1976). Location and Interaction in Row-and-Column Seating Arrangements. *Environment and Behavior*, 8(2), S. 265-282.
- Kopytoff, Igor (1986). The cultural biographies of things: commodization as prozess. In: Appadurai, A. (Hrsg.), *The social life of things: Commodities in cultural perspective* (7. Auflage, 2009. Cambridge: Cambridge University Press, S. 64-94.
- Lamnek, S. (2005). *Qualitative Sozialforschung* (Vollständig überarbeitete Auflage). Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union.
- Lee, Seunghae (2011). Evaluating Serviceability of Healthcare Servicescapes: Service Design Perspective. *International Journal of Design*, 5(2), S. 61-71.
- Liewald, Katharina (2012). Neue Herausforderungen kommen auf die Altersinstitutionen zu. Ein professioneller Umgang mit Vielfalt erfordert praxisnahes Lernen. *Curaviva*, 11/2012, S. 31-33.
- Lundgren, E. (2000). Homelike housing for elderly people—materialized ideology. *Housing, Theory & Society*, 17(3), S. 109-120.
- Mager, B. & Sung, T. J. (2011). Special issue editorial: Designing for services. *International Journal of Design*, 5(2), S. 1-3.
- Mager, Birgit (2008). Service Design. In: Erloff, M. & Marshall, T. (Hrsg.), *Design Dictionary: Perspectives on Design Terminology*. Basel: Birkhäuser, S. 354-357.
- Mahnig, Hans, & Piguët, Etienne (2003). Die Immigrationspolitik der Schweiz von 1948 bis 1998. In: Wicker, H.-R., Fibbi, R. & Haug, W. (Hrsg.), *Migration und die Schweiz*. Zürich: Seismo, S. 65-108.
- Malinowski, Bronislaw (2014 [1922]). *Argonauts of the Western Pacific*. London, New York: Routledge.
- Marcoux, Jean-Sébastien (2001). The 'Casser Maison' Ritual: Constructing the Self by Emptying the Home. *Journal of Material Culture*, 6(2), S. 213-235.
- Marcus, A. & Gould, E.W. (2000). Crosscurrents: cultural dimensions and global Web user-interface design. *interactions*, 7(4), 32-46.
- Mareis, Claudia (2014). *Theorien des Designs zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Marquardt, Gesine (2006). *Kriterienkatalog Demenzfreundliche Architektur: Möglichkeiten zur Unterstützung der räumlichen Orientierung in stationären Altenpflegeeinrichtungen*. Dissertation an der Fakultät Architektur an der Technischen Universität Dresden. <https://d-nb.info/985850043/34> (17. Juni 2018).
- Martin, Gerlind (2006). Welche Erwartungen haben ältere Italienerinnen und Italiener an eine mediterrane Abteilung in einem Domicil-Altersheim? Bedürfnisabklärung im Auftrag der Arbeitsgruppe Alter und Migration des Alters- und Versicherungsamtes der Stadt Bern. Bern: Unveröffentlichtes Manuskript. Zitiert in: Hungerbühler, H. (2011). Migrantinnen und Migranten – ein Teil der schweizerischen Altersbevölkerung. In: Caritas (Hrsg.), *Sozialalmanach. Schwerpunkt: Das vierte Lebensalter. Das Caritas Jahrbuch zur sozialen Lage der Schweiz. Trends, Analysen, Zahlen*. S. 149-162. Luzern: Caritas Verlag.
- Maslow, Abraham Harold (1954). *Motivation and personality*. New York: Harper.
- Mauss, Marcel (2010). *Soziologie und Anthropologie: Band 2: Gabentausch - Todesvorstellung - Körpertechniken*. Wiesbaden: Springer.
- Mayring, P. (2002). *Einführung in die Qualitative Sozialforschung* (5. Ausgabe). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- McAllister, C.L., & Silverman, M.A. (1999). Community formation and community roles among persons with Alzheimer's disease: a comparative study of experiences in a residential Alzheimer's facility and a traditional nursing home. *Qualitative Health Research*, 9(1), S. 65-85.
- McCoy, Katherine ([1995] 2006). *Graphic Design in a Multicultural World*. In Bennett, A. (Hrsg.), *Design Studies: Theory and Research in Graphic Design*. New York, USA: Princeton Architectural Press, S. 200-205.
- Meyer Goldstein, Susan, Johnston, Robert, Duffy, JoAnn, & Rao, Jay (2002). The service concept: the missing link in service design research? *Journal of Operations Management*, 20(20), S. 121-134.
- MGFFI, Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen (2010). Bericht über das Projekt: Aktives Altern älterer Menschen mit Zuwanderungsgeschichte vom 01.12.2007 bis 30.11. 2009. Düsseldorf.
- Miller, Daniel (2010). *Der Trost der Dinge: fünfzehn Porträts aus dem London von heute*. Berlin: Suhrkamp.
- Miller, Daniel (2001). *Home possessions: material culture behind closed doors*. Oxford: Berg.
- Moalosi, Richie, Popovic, Vesna, & Hickling-Hudson, Anne (2010). Culture-orientated product design. *International Journal of Technology and Design Education*, 20, S. 175-190.

- Moebius, Stephan, & Prinz, Sophia (2012). *Das Design der Gesellschaft: zur Kulturosoziologie des Designs*. Bielefeld: Transcript.
- Mohn, Bina Elisabeth (2008). Die Kunst des dichten Zeigens: Aus der Praxis kamera-ethnographischer Blickentwürfe. In: Binder, B., Neuland-Kitzerow, D. & Noack, K. (Hrsg.), *Kunst und Ethnographie: Zum Verhältnis von visueller Kultur und ethnographischem Arbeiten* (Vol. 46. Berliner Blätter), LIT Verlag, S. 61-67.
- Mohn, Bina Elisabeth (2007). Kamera-Ethnografie. In: Brandstetter, G. & Klein, G. (Hrsg.), *Methoden der Tanzwissenschaft. Modellanalysen zu Pina Bauschs »Le Sacre des Printemps/Das Frühlingsopfer«*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 173-194.
- Mölbelt, Angelika (2005). Alt werden in der zweiten Heimat: Ethnologische Altersforschung und ihre praktische Anwendung bei türkisch-deutschen Gruppen. Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg i. Br.
- Mollenkopf, H., Kaspar, R., Marcellini, F., & Ruoppila, I. (2004). Quality of Life in Urban and Rural Areas of Five European Countries: Similarities and Differences. *Hallym International Journal of Aging*, 6, S. 1-36.
- Mötzing, Gisela (2009). *Beschäftigung und Aktivitäten mit alten Menschen* (2. Auflage). München: Elsevier, Urban & Fischer Verlag.
- Müller, Marion G., & Geise, Stephanie (2015 [2003]). *Grundlagen der Visuellen Kommunikation*. München und Konstanz: UVK.
- Müller, Marion G. (2011). Ikonografie und Ikonologie, visuelle Kontextanalyse, visuelles Framing. In: Petersen, T. & Schwender, C. (Hrsg.), *Die Entschlüsselung der Bilder. Methoden zur Erforschung visueller Kommunikation*. Köln: von Halem, S. 28-55.
- National Health Service, NHS Education for Scotland (2009). *Spiritual Care Matters: An Introductory Resource for all NHS Scotland Staff*. Edinburgh: NHS Scotland.
- NHS, Department of Health (2005). *Creating a Patient-led NHS. Delivering the NHS Improvement Plan*. London.
- Nielsen, J. (1990). Designing for international use. *Proceedings of the SIGCHI Conference on Human Factors in Computing Systems: Empowering People*. New York: ACM, S. 291-294.
- Nova, Nicolas (2014). *Beyond Design Ethnography: How Designers Practice Ethnographic Research*. (Hrsg.: Nova, N. & Lécho-Hirt, L.). Rom, Berlin: SHS Publishing.
- Olbermann, Elke (2003). *Soziale Netzwerke, Alter und Migration: Theoretische und empirische Explorationen zur sozialen Unterstützung älterer Migranten*. Universität Dortmund, Dortmund.
- Olbermann, Elke, & Dietzel-Papakyriakou, Maria (1995). *Entwicklung von Konzepten und Handlungsstrategien für die Versorgung älterwerdender und älterer Ausländer*. Bonn: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung. Zitiert in: Khan-Zvorničanin, Meggi (2016). *Kultursensible Altenhilfe? Neue Perspektiven auf Programmatik und Praxis gesundheitlicher Versorgung im Alter*. Bielefeld: transcript-Verlag, S. 28.
- Opitz-Belakhal, Claudia (2010). *Geschlechtergeschichte*. Frankfurt: Campus.
- Oswald, Frank (2012). Umzug im Alter. In: Wahl, H.-W., Tesch-Römer, C. & Ziegelmann, J. (Hrsg.), *Angewandte Gerontologie: Interventionen für ein gutes Altern in 100 Schlüsselbegriffen*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 569-575.
- Oswald, F., Schmitt, M., Gansera-Baumann, B., Martin, M., & Sperling, U. (2000). Subjektive Wohnbedeutungen und Veränderungen im Wohnbereich. Vertiefungsstudie bei einer Teilstichprobe der Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE). Heidelberg: DZFA-Forschungsbericht Nr. 7.
- Pagenstecher, Cord (1996). Die 'Illusion' der Rückkehr. Zur Mentalitätsgeschichte von 'Gastarbeit' und Einwanderung. *Soziale Welt*, 47(2), S. 149 – 179.
- Parkin, David (1999). Mementoes as Transitional Objects in Human Displacement. *Journal of Material Culture*, 4(3), S. 303-320.
- Passini, R., Pigot, H., Rainville, C., & Tetreault, M.-H. (2000). Wayfinding in a nursing home for advanced dementia of the Alzheimer's type. *Environment and Behavior*, 32(5), S. 684-710.
- Richter, Dagmar (2013). Das Einwanderungsrecht ausgewählter Staaten: Schweiz. In: Giegerich, T. & Wolfrum, R. (Hrsg.), *Einwanderungsrecht — national und international: Staatliches Recht, Europa- und Völkerrecht*. Opladen: Leske + Budrich, S. 246-284.
- Röse, K. & Zühlke, D. (2001). Culture-Oriented Design: developers' knowledge gaps in this area. *IFAC Analysis, Design and evaluation of human-machine systems*, September 2001, Kassel, Germany. *IFAC Proceedings*, 34(16), 11-16.
- Rowles, G. D., Oswald, F., & Hunter, E. G. (2004). Interior living environments in old age. In: Wahl, H.-W., Scheidt, R. & Windley, P. G. (Hrsg.), *Aging in context: Socio-physical environments* (Annual Review of Gerontology and Geriatrics, 2003). New York: Springer, S. 167-193.
- Rubinstein, R.L. (1987). The significance of personal objects to older people. *Journal of Aging Studies*, 1, S. 226-238.

- Rubinstein, Robert L., & Parmelee, Patricia A. (1992). Attachment to Place and the Representation of the Life Course by the Elderly. In: Altman, I. & Low, S. M. (Hrsg.), *Place attachment*. New York: Plenum, S. 139 – 163.
- Salis Gross, Corina, Soom Ammann, Eva, Sariaslan, Emine, & Schneeberger Geisler, Susanne (2014). *Migrations-sensitive Palliative Care: Bedarf und Bedürfnisse der Migrationsbevölkerung in der Schweiz*. Schlussbericht. Bern: Bericht der Firma PHS Public Health Services im Auftrag vom Bundesamt für Gesundheit, Nationale Strategie Palliative Care.
- Samida, S., Eggert, M., & Hahn, H.-P. (2014). *Handbuch Materielle Kultur*. Stuttgart: Metzler Verlag.
- Sanders, Elizabeth B.-N. (2002). From User-Centered to Participatory Design Approaches. In: Frascara, J. (Hrsg.), *Design and the Social Sciences: Making Connections*. London & New York: Taylor & Francis Books Limited, S. 1-8.
- Saup, Winfried (2000). Alten- und Pflegeheime. In: Wahl, H.-W., Tesch-Römer, C. & Ziegelmann, J. (Hrsg.), *Angewandte Gerontologie in Schlüsselbegriffen*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 242-248.
- Saup, Winfried, & Reichert, Monika (1999). Die Kreise werden enger: Wohnen und Alltag im Alter. In: Niederfranke, A., Naegele, G. & Frahm, E. (Hrsg.), *Funkkolleg Altern 2. Lebenslagen und Lebenswelten, soziale Sicherung und Altenpolitik*. Opladen/Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 245-286.
- Sayad, A. (1986). La „vacance“ comme pathologie de la condition d’immigré: le cas de la retraite et de la préretraite. *Gérontologie*, 60, S. 37-55. Zitiert in: Dietzel-Papakyriakou, Maria (1993). *Altern in der Migration: Die Arbeitsmigranten vor dem Dilemma: zurückkehren oder bleiben?* Stuttgart: Enke, S. 9 f.
- Scharb, Brigitte (2013). *Spezielle validierende Pflege*. Wien: Springer-Verlag.
- Schäufele, Martina, Köhler, Leonore, Lode, Sandra, & Weyerer, Siegfried (2009). Menschen mit Demenz in stationären Pflegeeinrichtungen: aktuelle Lebens- und Versorgungssituation. In: Schneekloth, U. & Wahl, H.-W. (Hrsg.), *Pflegebedarf und Versorgungssituation bei älteren Menschen in Heimen: Demenz, Angehörige und Freiwillige, Beispiele für „good practice“*; Forschungsprojekt MuG IV. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, S. 159-221.
- Scheib, H. (1997). Ältere Migrantinnen und der Handlungsbedarf der kommunalen Altenarbeit/Altenhilfe. DRK-Dokumentation *Alter in der Fremde, fremd im Alter*, S. 26-36.
- Schimany, Peter, Rühl, Stefan, & Kohls, Martin (2012). *Ältere Migrantinnen und Migranten: Entwicklungen, Lebenslagen, Perspektiven*. Forschungsbericht 18. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge.
- Schlaepfer, Rudolf (1969). *Die Ausländerfrage nach dem Ersten Weltkrieg*. Zürich: Juris-Verlag. Zitiert in: Wicker, Hans-Rudolf (2003). Einleitung: Migration, Migrationspolitik und Migrationsforschung. In: Wicker, H.-R., Fibbi, R. & Haug, W. (Hrsg.), *Migration und die Schweiz*. Zürich: Seismo, S. 24.
- Schneller, Annina (2017). Grafikdesign: Visuelle Überzeugungsarbeit zwischen digitaler Perfektion und dem Charme des Handgemachten. In: Scheuermann, A. & Vidal, F. (Hrsg.), *Handbuch Medienrhetorik*. Berlin / Boston: de Gruyter, S. 331-358.
- Schweizerische Eidgenossenschaft (2016). *Bestandesaufnahme und Perspektiven im Bereich der Langzeitpflege*. Bericht des Bundesrates in Erfüllung der Postulate 12.3604 Fehr Jacqueline vom 15. Juni 2012; 14.3912 Eder vom 25. September 2014 und 14.4165 Lehmann vom 11. Dezember 2014 vom 25. Mai 2016. Bern. https://www.curaviva-zh.ch/files/EQJJSFF/bestandesaufnahme_und_perspektiven_im_bereich_der_langzeitpflege.pdf (11. Juni 2018).
- Selle, Gert (1994). *Geschichte des Design in Deutschland*. Frankfurt/Main: Campus.
- Selle, Gert, & Boehe, Jutta (1986). *Leben mit den schönen Dingen: Anpassung und Eigensinn im Alltag des Wohnens*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Sherman, E. (1991). Reminiscencia: Cherished objects as memorabilia in late- life reminiscence. *International Journal of Aging and Human Development*, 33(2), S. 89-100.
- Sherman, E., & Newman, E. (1977-78). The meaning of cherished personal possessions for the elderly. *Journal of Aging and Human Development*, 8, S. 181-192.
- Sommer, Robert, & Ross, Hugo (1958). Social Interaction On a Geriatrics Ward. *International Journal of Social Psychiatry*, 4(2), S. 128-133.
- Sommerhalder, Kathrin, Gurtner, Caroline, Afzali, Minou, Gugler, Eliane, & Hahn, Sabine (2013). „Das Haus, das nicht dir gehört.“ – Lebensqualität im Alters- und Pflegeheim mit kulturspezifischem Angebot. Paper presented at the 3-Länderkonferenz Pflege & Pflegewissenschaft, 15.-17. September 2013, Konstanz.
- Sontag, Susan (1978 [1977]). *Über Fotografie*. München, Wien: Carl Hanser Verlag.
- Sontag, Susan (1977). *On photography*. New York: Picador.
- Soom Ammann, Eva (2016). Casa d'Italia, Missione Cattolica und Co. Migrationsorganisationen und ihre Rolle in der Berner Migrationsgeschichte. In: Stadt Bern, Direktion Bildung, Soziales und Sport, Kompetenzzentrum Integration, *Berner Migrationsgeschichte: Bericht der Austauschsitung Migration vom 15. Dezember 2016*. Bern: , S. 39-41.

- St. Amant, Kirk (2015). Introduction to the special issue Cultural Considerations for Communication Design: Integrating Ideas of Culture, Communication, and Context into User Experience Design. *Communication Design Quarterly*, 4.1, S. 6-22.
- Stangor, Charles, & Schaller, Mark (1996). Stereotypes as Individual and Collective Representations. In: Macrae, C. N., Stangor, C. & Hewstone, M. (Hrsg.), *Stereotypes and Stereotyping*. New York: Guilford Press, S. 3-37.
- Stanjek, Karl (2007). Vermittlung der transkulturellen Pflege in der Aus- und Weiterbildung. In: Domenig, D. (Hrsg.), *Transkulturelle Kompetenz: Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe*. Bern: Verlag Hans Huber, S. 323-339.
- Steiner, Pascale (2007). 37 Jahre EKA: Jahresbericht. In: Steiner, E., Prodoliet, S. & Steiner, P. (Hrsg.). Bern: Eidgenössische Ausländerkommission, S. 39-58. https://www.ekm.admin.ch/content/dam/data/ekm/dokumentation/jahresberichte/jahresbericht07_d.pdf (11. Juni 2018).
- Strauss, Anselm, & Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz PVU.
- Sugihara, S., & Evans, G.W. (2000). Place Attachment and Social Support at Continuing Care Retirement Communities. *Environment and Behaviour*, 32, S. 400-409.
- Sung, Huei Chuan Christina, & Chang, Anne Marie (2005). Use of preferred music to decrease agitated behaviours in older people with dementia: A review of the literature. *Journal of Clinical Nursing*, 14(9), S. 1133-1140.
- Tanner, Regula (2010). Si parla italiano: Sie kamen, schufteten – und blieben. Jetzt wollen die Italiener ihre eigenen Abteilungen in Schweizer Altersheimen. Eine Reportage, *Zeit online*.
- Turan, Zeynep (2003). Personal Objects from the Homeland. *Reconstructing Cultural and Personal Identities. International Journal of the Humanities*, 1, Edited by Tom Nairn and Mary Kalantzis, S., S. 465-481.
- Ulrich, Roger S. (1984). View through a window may influence recovery from surgery. *Science*, 224(4647), S. 420-421.
- Ulrich, Roger, Zimring, Craig, Joseph, Anjali, & Choudhary, Ruchi (2004). The Role of the Physical Environment in the Hospital of the 21st Century: A Once-in-a-Lifetime Opportunity: Report to The Center for Health Design for the Designing the 21st Century Hospital Project.
- Ulrich, Roger S., Simons, Robert F., Losito, Barbara D., Fiorito, Evelyn, Miles, Mark A., & Zelson, Michael (1991). Stress recovery during exposure to natural and urban environments. *Journal of Environmental Psychology*, 11, S. 201-230.
- Valle, R. (1989). Cultural and ethnic issues in Alzheimer's disease family research. In: Light, E. & Lebowitz, B. D. (Hrsg.), *Alzheimer's disease treatment and family stress: Directions for research*. Rockville, MD: Department of Health and Human Services, S. 122-154. Zitiert in: Day, K. & Cohen, U. (2000). The Role of Culture in Designing Environments for People with Dementia: A Study of Russian Jewish Immigrants. *Environment and Behaviour*, 32, S. 361-399.
- van Gennep, Arnold (1986). *Übergangsriten (Les rites de passage)* Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- van Holten, K., & Soom Ammann, E. (2015). Negotiating the potato: The challenge of dealing with multiple diversities in elderly care. In: Horn, V. & Schweppe, C. (Hrsg.), *Transnational Aging. Current insights and future challenges*. New York: Routledge, S. 200-217.
- Venturi, Robert, Scott Brown, Denise, & Izenour, Steven (2001). *Lernen von Las Vegas: Zur Ikonographie und Architektursymbolik der Geschäftsstadt*. Basel und Berlin: Birkhäuser und Bertelsmann Fachzeitschriften.
- Wahl, H.-W., & Oswald, F. (2012). Wohnen, Wohnraumanpassung und Gesundheit. In: Wahl, H.-W., Tesch-Römer, C. & Ziegelmann, J. (Hrsg.), *Angewandte Gerontologie: Interventionen für ein gutes Altern in 100 Schlüsselbegriffen*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 492-498.
- Wallendorf, Melanie, & Arnould, Eric J. (1988). „My Favorite Things“: A Cross-Cultural Inquiry into Object Attachment, Possessiveness, and Social Linkage. *Journal of Consumer Research*, 14(4), S. 531-547
- Wapner, S., Demick, J., & Redondo, J.P. (1990). Cherished possessions and adaptation of older people to nursing homes. *International Journal of Aging and Human Development*, 21, S. 219-235.
- Webster, Gemma, & Hanson, Vicki L. (2011). The Portrait System for Care Staff of People with Dementia. Paper presented at the Digital Engagement '11, Newcastle, UK.
- Weisman, G., Calkins, M., & Sloane, P. (1994). The environmental context of special care. *Alzheimer's Disease and Associated Disorders*, S. 8, 308-320.
- Weiss, Regula (2003). Macht Migration krank? Eine transdisziplinäre Analyse der Gesundheit von Migrantinnen und Migranten. Zürich: Seismo Verlag.
- Welsch, Wolfgang (2010). Was ist eigentlich Transkulturalität? In: Darowska, L., Lüttenberg, T. & Machold, C. (Hrsg.), *Hochschule als transkultureller Raum?: Kultur, Bildung und Differenz in der Universität*. Biele-

feld: transcript, S. 39-66.

- Welsch, Wolfgang (1995). Transkulturalität. In: Institut für Auslandsbeziehungen (Hrsg.), Migration und Kultureller Wandel (Schwerpunktthema der Zeitschrift für Kulturaustausch) (Vol. 45., Jg. 1995/ 1. Vierteljahr). Stuttgart. <http://www.kultur-vermittlung.ch/zeit-fuer-vermittlung/download/materialpool/MFV0104.pdf> (11. Juni 2018).
- Welsch, Wolfgang (1994). Transkulturalität – Die veränderte Verfassung heutiger Kulturen. Ein Diskurs mit Johann Gottfried Herder: VIA REGIA – Blätter für internationale kulturelle Kommunikation (20). doi: http://www.via-regia.org/bibliothek/pdf/heft20/welsch_transkulti.pdf; (19. April 2018)
- Wenger, Susanne (2008). Transkulturelle Kompetenz im Gesundheitswesen – was heisst das? Lebenswelten ergründen statt «kulturalisieren». Curaviva, 2/08, S. 4-7.
- West, Candace, & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. Gender and Society, 1(2), S. 125-151.
- Wicker, Hans-Rudolf (2003). Einleitung: Migration, Migrationspolitik und Migrationsforschung. In: Wicker, H.-R., Fibbi, R. & Haug, W. (Hrsg.), Migration und die Schweiz. Zürich: Seismo, S. 12-62.
- Wilkes, L., Fleming, A., Wilkes, B.L., Cioffi, J., & Miere, J. (2005). Environmental approach to reducing agitation in older persons with dementia in a nursing home Australasian Journal on Ageing, 24(3), S. 141-145.
- Winnicott, D.W. ([1971] 1993). Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Zec, Peter (2007). Designing across Cultures: An Introspective View on Globalization. INNOVATION, 26(2), S. 18-21.
- Zec, Peter (2002). Lifestyle and Product Culture for a Global Age: Good Design. INNOVATION, Summer, S. 34-38.
- Zeisel, J., Silverstein, N.M., Hyde, J., Levkoff, S., & Lawton, M.P. et al. (2003). Environmental correlates to behavioral health outcomes in Alzheimer's special care units. The Gerontologist, 43(5), S. 697-711.
- Zeman, Peter (2005). Ältere Migranten in Deutschland: Befunde zur soziodemographischen, sozioökonomischen und psychosozialen Lage sowie zielgruppenbezogene Fragen der Politik- und Praxisfeldentwicklung. Expertise im Auftrag des Bundesamtes für Flüchtlinge und Migration. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen.
- Zentrum Schönberg (ohne Datum) Freiwilligenarbeit im Zentrum Schönberg: Zeit schenken und Teil eines engagierten sozialen Netzwerks sein. Bern: Zentrum Schönberg, Demenz und Palliative Care, Bern.
- Zomerdijs, Leonieke G., & Voss, Christopher A. (2010). Service Design for Experience-Centric Services. Journal of Service Research, 13(1), S. 67-82.
- Zwingmann, Christian (2005). Unterstützt Religiosität/Spiritualität die Krankheitsbewältigung? palliative-ch, 2, S. 38-41.
- Zwingmann, Christian (2004). Spiritualität/Religiosität und das Konzept der gesundheitsbezogenen Lebensqualität: Definitionsansätze, empirische Evidenz, Operationalisierungen. In: Zwingmann, C. & Moosbrugger, H. (Hrsg.), Religiosität: Messverfahren und Studien zu Gesundheit und Lebensbewältigung. Neue Beiträge zur Religionspsychologie. Münster: Waxmann, S. 215-237.

Internetquellen

- AEDL. <https://www.aedl.de/> (11. Juni 2018).
- BFS, Bundesamt für Statistik (2017). Bevölkerung nach Migrationsstatus. <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/nach-migrationsstatuts.html> (16. Mai 2017).
- BFS, Bundesamt für Statistik (2016). Ständige Wohnbevölkerung nach Staatsangehörigkeitskategorie, Alter und Kanton, am Ende des dritten Quartals 2016. <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken/tabellen.assetdetail.252469.html> (16. Mai 2017).
- BFS, Bundesamt für Statistik (2015a). Ständige Wohnbevölkerung ab 15 Jahren nach Migrationsstatus, 2015. <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken/tabellen.assetdetail.1861117.html> (16. Mai 2017).
- BFS, Bundesamt für Statistik (2015b). Kantonale Bevölkerungsszenarien 2015-2045, Referenzszenario AR-00-2015 - Zukünftige Bevölkerungsentwicklung der Kantone nach Kanton, Staatsangehörigkeit, Geschlecht, Alter, Jahr und Variable. <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken/tabellen.assetdetail.255402.html> (16. Mai 2017).
- BFS, Bundesamt für Statistik (2015c). Ständige ausländische Wohnbevölkerung nach Nationalität, Altersgruppe und Geschlecht (Stand am 31.12.2015). <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/auslaendische-bevoelkerung.html> (3. Juni 2017).
- Cortesi, Antonio (2010). Das stille Leiden betagter Italiener, Tagesanzeiger, Ausgabe vom 21.06.2010, <http://www.tagesanzeiger.ch/schweiz/standard/Das-stille-Leiden-betagter-Italiener/story/30480347> (11. Juni 2018).

- Heiniger, Marcel (2006). Historisches Lexikon der Schweiz: Einwanderung. <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7991.php> (22. März 2017).
- Höpflinger, François (2014). Langlebigkeit und Hochaltrigkeit. Gesellschaftliche und individuelle Dimensionen. Lebenslagen im Alter - demographisch-gesellschaftliche Wandlungen, <http://www.hoepflinger.com/fhtop/ViertesLebensalter.pdf>
- NFAuM, Nationales Forum Alter und Migration (2017). <http://www.alter-migration.ch/index.php?id=1&L=2%27%22>, (16. Mai 2017).
- Schweizerische Eidgenossenschaft Bundeskanzlei BK. Eidgenössische Volksinitiative ‚Ueberfremdung‘. <https://www.bk.admin.ch/ch/d/pore/vi/vis93t.html> (1. Juni 2018)
- Schweizerische Eidgenossenschaft Bundeskanzlei BK. Eidgenössische Volksinitiative ‚gegen die Ueberfremdung und Ueberbevölkerung der Schweiz‘. <https://www.bk.admin.ch/ch/d/pore/vi/vis107.html> (1. Juni 2018).
- SEM, Staatssekretariat für Migration (2018). Ausländerstatistik 2018. <https://www.sem.admin.ch/sem/de/home/aktuell/news/2018/2018-04-26.html> (18. Mai 2018).
- SF (2012). Pfleger singen für Demente. Beitrag in der Sendung 10vor10 vom 21.09.2012. <http://www.erlenhof.ch/ueber-uns/medienberichte/> (11. Juni 2018).
- SRF (2010). Grande Famiglia im Altersheim. Beitrag in der Sendung Schweiz aktuell vom 04.08.2010, 18:59 Uhr. <https://www.srf.ch/play/tv/schweiz-aktuell/video/grande-famiglia-im-altersheim?id=9e5fcd2-cba7-45e7-be85-5796a20913cf> (11. Juni 2018).
- Vuilleumier, Marc (2016). Historisches Lexikon der Schweiz: Ausländer. Historisches Lexikon der Schweiz, <http://www.hls-dhs-dss.chD10384.php>, (22. März 2017).

Abbildungsverzeichnis

Sämtliche Grafiken, Fotografien und sonstige visuelle Darstellungen, die in dieser Arbeit abgebildet sind, wurden durch die Autorin erstellt.

